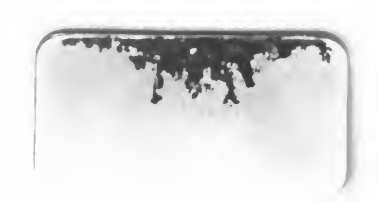



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA



From
Her Majesty
The Queen of Hanover
a Christmas Present
to
R. W. Jeff.

Jany. 16. 1839



Giebichenstein.

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands,

von

Friedrich Gottschalck.



Kunitzburg.

Erster Band.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Halle,

bei Hemmerde und Schwetschke. 1815.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands.

Erster Band.

Vorrede.

In allen, besonders in den Gebirgsgegenden Deutschlands erblickt man Ruinen von den Wohnungen unserer Ahnherren, eines kräftigen Menschenschlags, die, rauh wie die Luft, die sie umgab, auf ihren Bergen haus'ten. Hoch und fest baueten diese Adler ihre Nester. Jahrhunderte zogen herauf, sie zerfielen, und wie Bilder aus einer Fabelwelt stehen für uns ihre Ruinen da. Wir blicken sie mit Staunen an, und sie sehen ernst herab in die Thäler, in welchen wir bei einander sitzen und uns Gespenstergeschichten von ihnen erzählen; denn dem verweichlichten Enkel ist jede große Erscheinung gespenstisch geworden.

Nicht immer wußte man jene Ueberreste gehörig zu schätzen, und nur selten würdigte man sie derjenigen Aufmerksamkeit, die sie, besonders in historischer Hinsicht, wohl verdienen. Der fleißige, zu seiner Zeit verdienstvolle, Johann Gottfried Gregorius, lieferte zwar schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts, unter dem angenommenen Namen Melißantes, eine „Curiöse „Beschreibung Einiger vormals berühmten, theils „verwüsteten und zerstörten, theils aber wieder „neu aufgebaueten Bergschlösser in Teutschland," welche sogar 1721 eine zweite Auflage erlebte. Ferner schrieb er: „Neu eröffneter Schauplatz „denkwürdiger Geschichte, auf welchem die Erbauung und Verwüstung vieler berühmter Städ„te, Schlösser u. s. w. präsentiret wird. 2 Theile. „1715." Seitdem aber hat die Bearbeitung dieses Gegenstandes fast ganz geruht, bis man vor einigen Jahrzehnten anfing, jenen Vesten den Blick der Untersuchung wieder zu weihen. In

Reisebeschreibungen, in Journalen, in Provinzial-blättern erschienen Bruchstücke und vollständige Erzählungen von den Schicksalen dieser und jener Burg, so wie auch seitdem Sammlungen von Nachrichten über Burgen einzelner Länder und Gegenden hervortraten *). Das Interesse an solchen historischen Darstellungen aus einer Zeit, deren romantischer Charakter uns so unendlich an-

---

*) Als: Sammlung der Ruinen und Ritterburgen in Franken. Fürth, 2 Hefte. Querfol. mit Kupf. (ohne Jahrzahl.) — Malerische Skizzen von Deutschland, von Günther und Schlenkert, 2 Hefte. Fol. mit Kupf. Leipzig, 1794. 1795. — Historisch-malerische Darstellungen aus Böhmen, von A. G. Meißner, 1ster Bd. Prag, 1798. Querfol. mit illum. Kupf. (Diese drei Werke haben, wahrscheinlich wegen des darauf verwendeten und unbelohnt gebliebenen Kostenaufwandes, nicht fortgesetzt werden können.) — Müldener, diplomatische Nachrichten von zerstörten Bergschlössern in Thüringen, 1752, 4. — Helfrecht, Ruinen, Alterthümer und noch stehende Schlösser auf dem Fichtelgebirge. Hof, 1795. 8. — Die merkwürdigsten alten Burgen und Schlösser des Königreichs Sachsen, von C. J. Oldendorp. Dresden, 1—4s Heft, 1811. 1812. Querfol. mit bunten Kupf.

zieht, hat wohl eher zu= als abgenommen. Irre ich hierin nicht, und besticht mich die lebhafte Vorliebe für mein Pflegekind nicht zu sehr, so glaube ich auch, daß diese Sammlung von Nachrichten über die Burgen Deutschlands Manchem eine willkommene Erscheinung seyn werde. Ich sage, eine Sammlung von Nachrichten; denn leider ist man größtentheils nicht im Stande, die Geschichte einer Burg im Zusammenhange und ohne Lücke zu liefern. Häufig sind die eifrigsten Bemühungen darum ohne Erfolg, und das Forschen nach den nöthigen Hülfsmitteln ganz oder doch mehrentheils umsonst. Hieran sind theils die Kriege, die Deutschland so lange verwüsteten, welche den Sturz der meisten Burgen veranlaßten, und wobei die Quellen, aus denen ihre Geschichte zu schöpfen wäre, ein Raub der Flammen oder zügelloser roher Menschenhorden wurden, theils die scholastische Gelehrsamkeit, die über ihren Spitzfindigkeiten dergleichen Denkmäh-

ler vergaß, und endlich eine gewisse unbegreifliche Gleichgültigkeit unserer Vorfahren Schuld. Wo man aber auch nicht mit dem Mangel an Datis zu kämpfen hat, da tritt die Trockenheit der Materie in den Weg. Jahrzahlen und Nomenklaturen, etymologische Streitigkeiten und genealogisch-diplomatisch-heraldische Grübeleien, woraus man sonst so gern die Hauptsache machte, wie wäre zu erwarten, mit diesen viele Leser zu finden. Höchstens könnten sie dem genießbar seyn, der mit ihnen in vaterländischen oder sonstigen Verhältnissen steht, einem Dritten aber nicht. Um nun diese Dürre weniger fühlen zu lassen, und meinen Lesern auf der Reise durch solche Steppen einige Blumen darreichen zu können, habe ich da, wo es möglich war, und wo es, unbeschadet der historischen Wahrheit, geschehen konnte, romantische Begebenheiten und Erzählungen, Mährchen und Volkssagen, die mit der Sache in Verbindung standen, eingemischt.

Da ich nicht für den Geschichtsforscher schreibe, mein Buch nur der Unterhaltung gewidmet ist, so wird man wohl diese Art der Behandlung des Gegenstandes nicht mißbilligen.

Von allen Burgen und Bergschlössern in Deutschland Nachrichten zu liefern, liegt im Plane meines Unternehmens. Bei der so außerordentlich großen Anzahl derselben möchte man diesen Plan vielleicht zu ausgedehnt finden, und diesem Werke eine zu bändereiche Größe prophezeihen. Diesen Einwürfen glaube ich aber dadurch zu begegnen, wenn ich bemerke, daß von vielen Burgen so wenige Nachrichten aufzufinden sind, daß sie kaum einige Oktavseiten füllen werden; und daß Schlösser, deren Entstehungsjahr in die zuletzt verwichenen zwei Jahrhunderte fällt, von meinem Plane ganz ausgeschlossen sind. Ließe sich die Geschichte jeder Burg ohne Lücke mittheilen, dann möchte es freilich ein Unternehmen

heißen, das nicht nur Eines Menschen Kräfte überstiege, sondern auch die Geduld der Käufer und Leser auf das höchste in Anspruch nähme.

Die Ordnung, in welcher ich die Burgen folgen lassen werde, soll weder eine alphabetische, noch eine nach geographischen Eintheilungen geregelte seyn. Erstere würde viele Schwierigkeiten ohne Nutzen herbeigeführt haben, und mit letzterer würde Vereinzelung des Interesse verknüpft gewesen seyn. Wenn ich z. B. im ersten Bande alle Burgen im Wirtembergschen, im zweiten die, welche Schlesien enthält, im dritten die der sächsischen Fürstenthümer u. s. w. zusammengefaßt hätte, so würde der erste Band Wirtembergern, der zweite Schlesiern, der dritte den Sachsen willkommen gewesen seyn; aber außerhalb dieser Länder würde man sich wenig oder nicht darum bekümmert, und der Badener würde erst den Band ergriffen haben, der die Burgen seines

Landes, so wie der Hesse den, der ihm seine einheimischen Schlösser beschrieb. Diese Einseitigkeit zu vermeiden, und für jeden Band ein größeres Publikum zu gewinnen, habe ich den Weg eingeschlagen, daß ich, nach Maaßgabe der mir zu Gebote stehenden Materialien und Hülfsquellen, aus verschiedenen Gegenden Deutschlands Burgen aushob, und ihre Geschichte in Einen Band vereinigte. So sehr ich nun auch von den Vortheilen dieser Einrichtung, und besonders davon überzeugt bin, daß nur auf diese Art jeder Band ein ausgebreitetes Publikum und in vielen Gegenden Deutschlands zugleich Eingang finden werde, so wenig verkenne ich die Vortheile, welche aus dem auf die geographische Länderabtheilung Deutschlands gegründeten Systeme in der Bearbeitung hervorgegangen wären. Allein, abgerechnet, daß ich mit unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätte, wenn ich ihm ganz treu bleiben wollte, so sind die Länderabthei-

lungen, nach den in unsern Tagen gemachten Erfahrungen, eine viel zu schwankende Grundlage und viel zu leicht Veränderungen ausgesetzt, als daß sich darauf ein fester Plan gründen ließe. Wie leicht könnte er nicht, mitten in seiner Ausführung, durch wiederholte Länderaustauschungen um und um geworfen werden, und ich mich dann ganz in Zweifel gesetzt sehen, welchen Weg ich nun einschlagen sollte! So aber mögen diese Veränderungen seyn, welche sie wollen: auf meinen Plan haben sie keinen Einfluß. Ein jedem Bande beigefügtes Inhaltsverzeichniß, ein am Schlusse des Werks angehängtes alphabetisches Verzeichniß, nebst einer, nach den alsdann bestehenden Länderabtheilungen eingerichteten, geographischen Uebersicht aller Burgen, sollen in allen Fällen des Nachschlagens nicht unbefriedigt lassen, und das auf der einen Seite ersetzen, was man auf der andern vermissen möchte.

Es war eine Lieblingsidee von mir, mein Buch mit Kupfern verziert, und jede Burg im Bilde beigefügt zu sehen; aber der Ausführung stellen sich nur zu viele Hindernisse in den Weg. Theils würde es mit großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen seyn, Zeichnungen von allen zu erhalten; theils hätte der Preis des Werks so hoch gestellt werden müssen, daß es der Käufer nur wenige gefunden, und die Folge ein Stillstand des Unternehmens oder eine abgeänderte Form desselben gewesen wäre, wie dieß bei so mancher ähnlichen kostspieligen Unternehmung die Erfahrung schon gezeigt hat. Ich bin daher davon abgestanden, habe aber, um denen, welche mit mir solche Ansichten gewünscht hätten, einigermaaßen zu genügen, immer anzugeben gesucht, ob und wo dergleichen zu finden sind.

Welche Quellen ich benutzte, findet man am Schlusse jedes Artikels angezeigt. Ich

habe absichtlich diese Einrichtung getroffen, um den Text so wenig als möglich durch Citate zu entstellen.

Beiträge zur Fortsetzung dieser Sammlung werden mir willkommen seyn, besonders aus Gegenden, die von meinem Wohnorte weit entfernt sind.

Ballenstedt am Harz, am 30 Nov. 1809.

Zur zweiten Ausgabe.

Daß eine zweite Ausgabe dieses ersten Bandes nach sechs Jahren schon erscheinen konnte, darf mir wohl ein Beweis seyn, daß er sich viele Freunde erwarb und fand. Diese bei seinem neuen Her-

vortreten sich zu erhalten und ihre Zahl noch zu mehren, habe ich gethan was ich vermochte. Eine Vergleichung der beiden Ausgaben wird wenigstens zeigen, daß diese zweite den Zusatz: „vermehrte und verbesserte", zu verdienen bemüht gewesen ist.

Ballenstedt am Harz, am 30. Nov. 1815.

Friedrich Gottschalck,
Herzogl. Anhalt-Bernburgscher Assistenzrath.

Inhalt
des ersten Bandes.

Ueber

Ueber
die Entstehung, den Verfall und die Bauart der Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands.

Eine gedrängte Darstellung desjenigen, was zur Erbauung der deutschen Bergschlösser Veranlassung gab, eine Aufzählung der mannigfachen Ursachen zu ihrer Zerstörung und zu ihrem Verfall, und einige allgemeine Bemerkungen über die gewöhnliche äußere und innere Einrichtung und Bauart derselben, dürften wohl keine überflüssige Einleitung in die Geschichte und Beschreibung der Burgen seyn. Sie wird einen Ueberblick vom Ganzen gewähren, welcher bei der speciellen Geschichte der Burgen nicht anzubringen war. Sie wird, indem sie die Ritterzeiten in ihrer wahren Gestalt zeigt, dazu beitragen, den lachenden Gemälden, die wir in Romanen und Gedichten davon finden, und durch welche sie eigentlich so viel Anziehendes für uns erhalten haben, das blendende Farbenspiel zu nehmen. Sie wird die Ueberzeugung herbeiführen, daß wir uns glücklich preisen können, sie nicht erlebt

zu haben, und dagegen von einer höhern Stufe der Kultur auf jene rohen Zeiten zurückblicken können, wo das Recht des Stärkern — vor dessen Rückkehr, wenn auch in abgeänderter Form, uns und unsere Nachkommen der Himmel bewahren wolle — das einzig geltende war. Sie wird endlich manchen Wiederholungen vorbeugen, die außerdem nöthig gewesen wären, um verständlich zu seyn.

In den Zeiten der nächsten Nachkommen Ludwigs des Frommen, eines Sohnes Karls des Großen, wurden die Grenzen des unter Einem Könige vereinigten Deutschlands durch die Anfälle und durch die Einbrüche benachbarter fremder Völker außerordentlich beunruhigt. Vorzüglich versuchten es die Normänner, ein Zusammenfluß dänischer, norwegischer und schwedischer Seeräuber, an den nördlichen Grenzen Deutschlands, die slavischen Völkerschaften aber, und vor allen die Sorben, die Wenden und Böhmen, von der Elbe her, in Thüringen und in das heutige Niedersachsen einzudringen. Gelang ihnen ein solcher Raubzug, so verwüsteten, mordeten und raubten sie nach Art der Barbaren. Alle Kriege, gegen sie geführt, alle Einfälle, die in ihre Länder gethan wurden, waren nicht hinreichend, diese wilden Horden zu zähmen, und sie in ihren Grenzen zurückzuhalten. Um dieß nun zu bewirken, fingen besonders die Grenzbewohner an, feste Oerter zu erbauen, in welchen

sie gegen ihre Feinde gesichert waren, und von wo aus sie sich besser vertheidigen konnten. Die Muster dazu nahmen sie von den in den Gegenden des Rheins und der Donau noch in Menge befindlichen römischen Burgen her. Eine jede solche Burg wurde demnach eine kleine oder größere Festung, die nur mit Gewalt nach einer ordentlichen Belagerung erobert werden konnte.

Anfangs erlaubten die Könige die Anlegung solcher Oerter sehr gern, ja sie ermunterten sogar dazu, indem sie durch die Befestigung ihrer Grenzen ihre eigene Sicherheit und Selbsterhaltung gegründeter glaubten; aber nur zu bald mußten sie einsehen, daß sie durch diese von den Umständen abgedrungene Erlaubniß die äußere und innere Ruhe des Staates auf das gefährlichste untergraben hatten. Denn der Adel oder die Grundbesitzer fingen an, auf den ihnen zugehörigen Hügeln und Bergen befestigte Schlösser zu errichten. In diese legte der Eigenthümer eine Art von Besatzung, die gewöhnlich keinen Sold erhielt, sondern sich von Raub und Beute nährte, die umliegende Gegend ausplünderte und die Vorüberziehenden beraubte. Es schien ihnen zweckmäßig und vortheilhaft, in Streitigkeiten mit ihren Nachbarn das durch das Kampfrecht scheinbar gebilligte Recht der Selbsthülfe auszuüben. Sie verheerten daher die Besitzungen dessen, der sie beleidigt hatte, oder an welchen sie eine rechtliche Forderung zu haben glaubten. Jeder, der im Stande war, sie durch einen Theil seiner Besitzungen, die er Andern zu Lehn gab, einen Anhang von getreuen Vasallen

zu verschaffen, bediente sich eines uneingeschränkten Rechts der Waffen: und so entstand das Faustrecht.

Dieses schreckliche, durch die Gesetze begünstigte Recht, Privatstreitigkeiten durch Privatkriege zu schlichten, machte Deutschland viele Jahrhunderte lang zum unglücklichsten Schauplatze von Krieg, Raub, Mord und Brand. Man übte es nicht nur gegen seine Feinde, oder gegen solche aus, an die man gegründete Ansprüche zu machen hatte, sondern die mächtigen Burgbesitzer mißbrauchten es auch ohne allen rechtlichen Schein, die benachbarten Landleute zu überfallen, zu berauben, oder zu zwingen, sich unter ihren Schutz zu begeben und ihnen Dienste zu leisten. Aber auch damit begnügten sich die Burgherren nicht. Viele von ihnen lebten als öffentliche Räuber, indem sie die Heerstraßen mit ihren Reisigen besetzten und Reisende beraubten und plünderten. Einem vorüberziehenden Kaufmann Alles abnehmen; einen Landeigenthümer auf seinem Guthe überfallen und ausplündern; einem reichen Pfaffen auflauern, ihn auf die Burg schleppen, und so lange gefangen halten, bis er sich durch eine beträchtliche Summe gelöst hatte: das war so wenig Schande, daß mancher Nominal-Edle sich es vielmehr zur Ehre anrechnete, oder es doch für ein erlaubtes Handwerk hielt. Diese Art von Gewaltthätigkeiten der Schnapphähne gegen die Geistlichkeit nannte man in der Sprache des Faustrechts das Niederwerfen, wogegen die Dekretalen der Päpste stets, jedoch immer fruchtlos, eiferten. Selbst Exkom-

munikationen und Interdikte wirkten nicht, da sie zu häufig kamen.

Die deutschen Könige widersetzten sich zwar aus allen Kräften diesen himmelschreienden, für ihre eigene Existenz gefährlichen, Gewaltthätigkeiten, und ließen die Raubburgen so viel möglich zerstören; allein sie waren zu schwach, ihren Anordnungen den gehörigen Nachdruck zu geben: und so fraß das eingerissene Uebel wie ein Krebsschaden immer mehr um sich.

Schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts ließen die damaligen deutschen Könige Verordnungen gegen das eingerissene Faustrecht ergehen, worin sie den Uebertretern mit dem göttlichen und königlichen Bann droheten. Karl der Kahle ließ im Jahre 864 alle Burgen, die ohne königliche Erlaubniß erbauet waren, niederreißen; allein die Zwistigkeiten in der regierenden Karolingischen Familie und die immerwährende Furcht vor den Anfällen benachbarter Völker, besonders der Hunnen, welche die Einrichtung kriegerischer Anstalten zur Vertheidigung des Vaterlandes zur Hauptbeschäftigung der Regierung machen mußte, so wie die Eifersucht und das unaufhörliche Entgegenstreben der Könige und mehrerer zu mächtig gewordener Staatsbedienten, endlich noch die schädlichen Folgen des Lehnwesens, waren die Ursachen von dem Sinken des Ansehens der Könige, und wurden eben hierdurch die Stützen des Faustrechts. Die Könige mußten zufrieden seyn, daß ihre Vasallen die Lehndienste gehörig leisteten, wenn sie sie dazu aufforderten, und durften sich nicht viel

darum bekümmern, was jene mit ihren Bauern oder Leibeigenen vornahmen, oder was sie untereinander für Streitigkeiten hatten.

So griff das verderbliche Faustrecht immer weiter um sich, vorzüglich zu Ende des neunten und im Anfange des zehnten Jahrhunderts. Das Uebergewicht, das um diese Zeit der geistliche Stand über den weltlichen erhielt, gab Gelegenheit zu einer heftigen und gefährlichen Eifersucht zwischen beiden Ständen, und erzeugte auch eine Menge grausamer Befehdungen, die oft nur durch die äußerste Strenge der Könige beigelegt werden konnte*).

Den Vortheil, den der Besitz der Burgen in Fehden gewährte, verkannten indessen die Regenten selbst nicht. Ludwig II., Landgraf von Thüringen, erbauete die Wartburg, die Neueburg, und Kaiser Heinrich IV. ließ von 1072 bis 1076 eine überaus bedeutende Anzahl Burgen in Thüringen und Sachsen wider die Bewohner dieses Landes aufführen. Wo nur ein gelegener Hügel war, ließ Letzterer Kastelle anlegen. Wurde eine Stadt, eine Burg belagert und nicht bald erobert: gleich stiegen um sie Burgen in die Höhe, an welchen das Landvolk Tag und Nacht arbeiten und die Kosten des Baues noch obenein tragen mußten. Alle belegte Heinrich mit starker Besatzung, welche nicht er besoldete, sondern das Land unentgeltlich verpflegen mußte. Dieses wäre nun noch

*) Geschichte des Ritterwesens im Mittelalter, von J. Kaiserer. Wien 1804. 8. S. 329.

zu ertragen gewesen, allein diese Besatzungen verlangten mehr, als ihnen zukam; und da sie dieß nicht gutwillig erhielten, so beraubten und plünderten sie die umliegende Gegend, trieben Heerden weg und begingen überhaupt alle mögliche Ausschweifungen. Um sich dagegen zu schützen und Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können, legten die Landbewohner ebenfalls feste Burgen an*): und so war denn immer eine Burg die Veranlassung zur Erbauung einer andern.

Wie sehr Heinrich den Anbau solcher Burgen übertrieb, davon finden wir in vielen Gegenden Sachsens und Thüringens noch jetzt die überzeugendsten Spuren. So sieht man in den Ebenen des Niederharzes, und besonders um Quedlinburg herum, gegen zwanzig Ueberreste alter Schlösser aus jenen unglücklichen Zeiten in einem Bezirk von zwei bis drei Meilen **).

Alle diese Schlösser wurden aber in dem sächsischen Kriege, der von 1070 bis 1089 dauerte, bald von den königlichen Völkern, bald von den Landesbewohnern erobert, zerstört und wieder aufgebauet, wie wir dieß bei Erzählung der Schicksale mehrerer Schlösser dieser Gegenden ausführlicher hören werden.

---

*) Heinrich, deutsche Reichsgeschichte, 2ter Band, S. 367. 511. 512.

**) Mehr über Heinrichs erbauete Burgen wird in diesem Bande bei der Geschichte des Schlosses Spatenberg vorkommen.

Immer mehr breitete sich jedoch das Faustrecht aus, und nach der Erzählung gleichzeitiger Schriftsteller trieb die unlautere Beschäftigung des Straßenraubes der Adel oder der Ritterstand fast ausschließend.

Deutschland hatte indessen außer den Normännern und Wenden noch einen neuen weit gefährlichern Feind an den Ungarn bekommen, welche ihre jährlichen Einfälle oft bis in das Innere, ja bis an die entgegengesetzten Grenzen Deutschlands ausdehnten. Diese Einfälle waren die Ursache, daß die Herzöge, Mark- und Landgrafen, auch andere Große, da die Rettung jeder einzelnen Provinz beinahe allein von ihren Vertheidigungsanstalten abhing, immer mächtiger wurden, das Ansehn der Könige aber desto tiefer sank. Die Vasallen jeder einzelnen Provinz setzten unter dem Schutze der Herzöge und der andern mächtigen Reichsbeamten ihre Befehdungen und Räubereien fort: und so geschah es, daß das Faustrecht, auch unter den Königen aus dem sächsischen Hause, ungehindert fortdauerte, und zuletzt für ein allgemeines, wohlhergebrachtes Recht gehalten wurde.

Heinrich II. erließ noch eine Verordnung dagegen, allein die Könige konnten es nicht mehr unterdrücken, sondern begnügten sich, wie Konrad II., damit, eine sogenannte Treuge, oder einen auf göttlichen Befehl für einige Tage in der Woche verordneten Waffenstillstand, bekannt zu machen.

Aehnliche, auf die Wiederherstellung des öffentlichen Landfriedens abzweckende Verordnungen erließen auch

seine Nachfolger*). Friedrich I. erneuerte die alte Strafe des Hundetragens für die Befehder, und verurtheilte 1155 wirklich zwei der angesehensten Reichsfürsten dazu: den Erzbischof von Mainz und den rheinischen Pfalzgrafen Herrmann von Stahleck, weil sie einander befehdet und die ganze Rheingegend durch Raub, Mord und Brand verwüstet hatten. Der Erzbischof wurde jedoch wegen seines hohen Alters davon dispensirt, aber der Pfalzgraf mußte mit noch zehn mitschuldigen Grafen eine deutsche Meile weit räudige Hunde tragen. Dieß Beispiel machte in ganz Deutschland einen so wohlthätigen Eindruck auf die Befehder, daß sie ihre Waffen lange Zeit ruhen ließen, besonders da Friedrich überall herumreiste, verschiedene Raubschlösser zerstörte, und sogar einige ergriffene Räuber am Leben bestrafte. Friedrich wurde jedoch durch die unglücklichen italienischen Kriege verhindert, die Ordnung ferner so zu erhalten; und am Ende seiner Regierung mußte er die Befehdungen unter der Einschränkung zulassen, daß sie wenigstens drei Tage vorher durch einen sichern Boten angesagt werden sollten, damit Niemand ungewarnt und unvorbereitet überfallen werden konnte.

Friedrich II., der mit Leibes- und Lebensgefahr, ja mit der Gefahr, die Krone zu verlieren, in seinen Erbkönigreichen Ordnung und Gerechtigkeit hergestellt hatte, versuchte dieß auch in Ansehung Deutschlands. Auf dem berühmten Reichstage, den er 1235 zu Mainz hielt, errich-

---

*) Kaiserer, Gesch. des Ritterwesens, S. 335.

tete er einen Landfrieden für Deutschland. Nur Schade, daß Friedrich zugleich König von Sicilien war, und daß er mehr an Italien, als an Vollstreckung seiner Gesetze in Deutschland dachte.

Wie es nach seiner wiederholten Exkommunikation und ungeachtet des angeordneten Landfriedens doch noch in Deutschland aussah, beschreibt uns ein damaliger Geschichtschreiber *) mit folgenden Worten:

„Pabst Gregorius IX. exkommunicirte den Kaiser. „Nun freuten sich die Räuber, die Leuteschinder frohlock„ten über die erhaschte Beute. Die Pflugscharen wurden „in Schwerter, und die Sensen in Lanzen verwandelt. „Keiner war, der nicht Stahl und Stein bei sich führte, „um sogleich Feuer anlegen zu können."

Auch Wilhelm von Holland sorgte für die öffentliche Ruhe, und brachte 1255 einen neuen Landfrieden zu Stande; allein da nach seinem Tode das Reich kein allgemein anerkanntes Oberhaupt hatte, so war an die genaue Vollstreckung weder seines, noch des Friedrichschen Landfriedens zu denken. Jeder that, was er wollte; jeder mußte sich zu schützen suchen, so gut er konnte.

So gab unter andern der Tod des Landgrafen, zuletzt Königs Heinrich Raspe, Veranlassung zu einem Successionskriege unter seinen Seitenverwandten, welcher von 1248 bis 1265 Thüringen mit Unglück und Elend erfüllte, da jeder Herr seyn wollte und keiner es war. In

*) Conradi episcopi chronicon bei Urstis, S. 574.

diesem Kriege entstanden sechzehn neue Burgen, welche aber größtentheils auch im Laufe desselben wieder zerstört wurden. Eine thüringische Chronik *) schildert den damaligen Zustand Thüringens mit folgenden Worten:

„Als der römische König Heinrich (Raspe) ohne Leibeserben starb, entstand viel Uebels und Bosheit auf dem „Lande zu Thüringen und Hessen, denn ein jeglicher wollte „des andern Herr seyn. Da waren zween Ritter, Herr „Herwig von Hurselgau, und Herr Johann Otze mit an„dern ihren Helfern, die huben an, und raubten von Ei„senach an zween Enden, und trieben all ihr Vieh weg „bis gen Zcemberg. Da fingen sie den Vogt von Zcem„berg, der ihnen das gerne gewehrt hätte. Darnach die „andern Edlen Mächtigen, die erwählten Berge, und „baueten Schlosse, wo sie wollten. Die erbarn Leute an „der Werre worfen sich zu Hause und bauten Branden„fels. Die von Eschewe bauten die Krachenburg und den „Heldenstein. Die von Stockhusen baueten die Mali„tenburg bei Fischbach, die von Wangenheim baueten die „Kalnburg. Die von Kolstede baueten Stenfurth. Herr „Herrman Schwarz, Ritter, bauete Stroyß nauwe. „Die von Lupnitze baueten Leuchtenwald. Die von Ko„besten baueten Scharfenberg, die von Frankenstein Wal„denburg. Herr Walter von Farila ward Feynd der „Grafen von Schwarzburg und von Keffernberg, und

*) Fortsetz. der thür. Chronik in Schminke's monument. Hassiae, Th. 2. S. 408.

„verbrannte ihnen ihre armen Leute, und die Grafen „wollten ihm das wehren und kamen mit ihm zu Streit „bei Homberg, und es glückte ihm, daß er drei Grafen „mit vielen erbaren Leuten fing, und mit ihm heim„führte.“

Dieß war auch der Zustand von ganz Deutschland, nur daß es in einigen großen und geschlossenen Ländern, z. B. in Baiern, Böhmen und Brandenburg, etwas leidlicher ausgesehen haben mag.

Die Burgen oder Schlösser, die schon in den vorigen Zeiten eine Plage von Deutschland waren, wurden es nun viel ärger. Nebst dem, daß mehrere davon in förmliche Raubschlösser ausarteten, waren auch die übrigen, die zur Beschützung einer Gegend angelegt waren, nicht viel besser. Ich will die Sache durch ein Beispiel erläutern, welches dem Leser ein deutliches Bild von den damaligen Zeiten entwerfen wird.

Ein fränkischer Ritter, Namens Schott, bauete auf den Grund und Boden des Klosters Banz das Schloß Schottenau. Er starb während des Baues, wurde exkommunicirt, und blieb lange Zeit unbegraben liegen. Dennoch suchte sein Sohn den Bau zu vollenden. Da kam der Herzog von Meran als Erb- und Schirmvogt des Klosters, und wollte auf dem nahe dabei gelegenen Berge Steglitz ebenfalls eine Burg bauen, obgleich der Bischof Otto von Bamberg, der den Berg dem Kloster geschenkt, schon im voraus alle die exkommunicirt hatte, die sich unterstehen würden, eine Burg darauf zu errich-

ten. Der Herzog bediente sich jedoch folgender Gründe gegen die Vorstellung des Abts: Als Vogt des Klosters habe er das Recht dazu; zur Verhütung der Beraubung uud Verheerung seiner Güter müsse er es thun, und wenn er es nicht thäte, dürfte ihm der Bischof von Würzburg zuvorkommen. „Nun" — sagte der Abt in einer Urkunde des Klosters Banz — „war also unsere Kirche in „Mitte der Wölfe. Denn was die von Schottenau übrig „ließen, raubten die Burgmänner des Herzogs, und was „die Raupe noch übrig ließ, verzehrte die Heuschrecke, „und so weinten die Mönche, das umliegende Land ward „verheeret, der Ackersmann geplagt, und um die Früchte „seiner Arbeit gebracht," bis endlich auf dringendes Ansuchen des Abts die Bischöfe von Bamberg und Würzburg mit dem Herzoge übereinkamen, daß beide Burgen niedergerissen werden sollten, welches auch geschah *).

Ungeachtet der zu Gunsten der Geistlichen emanirten Konstitution Kaiser Friedrichs II., war in den folgenden Zeiten kein Berg, der nicht seinem Herrn oder dem Nachbar desselben die Versuchung eingeflößt hätte, eine Burg darauf zu erbauen, wie wir dieß theils aus den noch vorhandenen Trümmern, theils aus andern Urkunden und Denkmalen ersehen können. Selbst die Erzbischöfe von Mainz hatten mehrere Fehden mit den Grafen von Reineck, weil diese durchaus in den benachbarten, dem Erzstifte zugehörigen Spessarter Walde Schlösser anlegen wollten.

*) Schmidt, Geschichte der Deutschen, 7ter Bd. S. 156.

Hieraus kann man leicht schließen, wie es erst den minder Mächtigen ergangen seyn mag.

Ja sogar aus ihren gewöhnlichen Wohnhäusern und Residenzen, sie mochten allein auf Bergen oder in Städten liegen, machten die Fürsten und Grafen Burgen und Festungen. Man sieht daraus, daß sie sich nicht allein vor auswärtigen Feinden, sondern sogar vor ihren eigenen Unterthanen fürchteten. Die Bischöfe dachten nicht viel besser, oder waren vielmehr gezwungen, eben so zu denken und sich zu verschanzen, um vor ihren eigenen Schäflein sicher zu seyn. Manche verließen sogar ihre Residenzstädte, ob es ihnen gleich die alten Kirchengesetze geboten, in Städten zu wohnen, und erbauten sich auf Höhen Burgen.

Da nicht jeder Ritter im Stande war, sich eine Burg zu bauen, so vereinigten sich manchmal mehrere, und bauten eine auf gemeinschaftliche Kosten, die sie dann auch mit vereinter Macht vertheidigten. Die Herrschaft darüber blieb gemeinschaftlich, woraus die sogenannten Ganerbschaften entstanden sind.

Diejenigen, welche in freundschaftlichen Verhältnissen lebten, erlaubten es einander, wenn einer vom Feinde verfolgt ward, in der Burg des Andern seine Zuflucht nehmen zu dürfen. Daraus entstand das Oeffnungsrecht.

Auch den Ursprung des Geleitsrechts finden wir in diesen Zeiten. Da nemlich wegen der vielen Fehden und wegen der förmlichen Räubereien, die Straßen sehr unsicher waren, so blieb dem Kaufmanne nichts übrig, als entweder in einem starken Gefolge oder unter einer sichern

Bedeckung zu reisen. Diese von Haus mitzunehmen, war theils zu kostbar, theils würden die Landesherren fremden Bewaffneten den Durchzug nicht verstattet haben. Sie mußten sie sich daher von Letztern gegen eine gewisse Erkenntlichkeit erbitten, wozu sich diese um so williger verstanden, indem sie dadurch ihre Einkünfte vermehren und ihre Söldner zum Theil von fremdem Gelde erhalten konnten. Aber auch diese an sich gute Einrichtung artete zuletzt aus, weil man auch diejenigen geleitete, die kein Geleit verlangten, oder sie weiter geleitete, als sie geleitet seyn wollten, oder als es den Nachbarn, die ebenfalls das Geleitsrecht ausüben konnten, anständig war, worüber Streitigkeiten in Menge entstanden *).

Wenn unsere Zeiten an Einfalt der Sitten und an so mancher Tugend des häuslichen Lebens dem Ritterzeitalter nicht gleichkommen, wenn wir es um seine kolossalische Kraft, um den eisernen Geist und das Ausharren in Gefahren mit Recht beneiden, so übertreffen sie dasselbe doch an Menschlichkeit und an gefühlvoller Theilnahme an dem Glück und Wohl unserer Nebenmenschen. Freilich wich mit ihm Einfalt der Sitten, aber zugleich auch die unbeschreibliche Rohheit und Gefühllosigkeit, die unerbittliche Grausamkeit und Hartherzigkeit, die fest, wie ihre Thürme, waren, und so ausgezeichnete Merkmale der Ritterzeit sind. Wo giebt es wohl unter uns Deutschen einen Regenten, der es wagen darf, ein Symbol, wie

*) Schmidt ebend. S. 154.

das des Grafen Eberhard von Wirtemberg — Gottes Freund und aller Menschen Feind! — zu wählen?

Aber selbst die angestrengtesten und anhaltendsten Bemühungen eines von edlem Rittersinn und von unablässiger Thätigkeit beseelten Rudolphs von Habsburg, waren nicht vermögend, das vielköpfige Ungeheuer, die Raubsucht der Ritter, zu tilgen. Gleich nach dieses Kaisers Zurückkunft aus Oesterreich im Jahre 1281 war es sein erstes Geschäft, auf einem Reichstage zu Regensburg von den fränkischen Bischöfen, Grafen, Herren, Edelleuten und Städten auf fünf Jahre lang einen neuen Landfrieden, welches der dritte in diesem Jahrhundert errichtete war, beschwören zu lassen. Eben so ließ er in diesem Jahre auf einem Reichstage zu Mainz den von Friedrich 1235 gegebenen Landfrieden von den anwesenden Kurfürsten, Fürsten u. s. f. am Rheine, von Kostnitz bis Kölln, auf fünf Jahre lang beschwören. Die schwäbischen und baierschen Stände mußten dieß 1286, die elsassischen aber 1288 ebenfalls thun.

Eine in seinem aufgerichteten Landfrieden begriffene Verordnung war, daß niemand eine Burg haben solle, es geschehe denn ohne des Landes Schaden. Allein diese alte Plage Deutschlands dauerte dessen ungeachtet fort. Rudolph war daher sehr darauf bedacht, Raubburgen theils durch seine Landvögte zerstören zu lassen, theils selbst zu belagern und zu zerstören *). So soll er im Jahre

1290

*) Schmidt ebend. 8ter Bd. S. 89.

1290 sechs und sechzig Raubschlösser in Thüringen zerstört haben. Man kann sich hieraus einen Begriff von der zahllosen Menge solcher Adlernester in Deutschland machen, da in Thüringen allein eine so bedeutende Zahl verwüstet werden konnte, und außer diesen doch manches auf seinem Felsgipfel unerobert stehen geblieben seyn mag. Eine eben so beträchtliche Anzahl zerstörte er auch in Franken und Schwaben. Gegen dreißig landfriedensbrüchige Edelleute ließ dieser muthige Herrscher zu gleicher Zeit auf das empfindlichste bestrafen, und den vorhin erwähnten Grafen Eberhard von Wirtemberg züchtigte er auf die ausgezeichnetste Weise; aber dennoch waren solche Beispiele nicht hinreichend, Schrecken zu erregen und andere Grundsätze einzuflößen.

Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts zerstörte Friedrich mit der gebissenen Wange auch sehr viele Raubschlösser, besonders in Sachsen.

Im Jahr 1317 ließ Kaiser Ludwig der Baier durch die Burggrafen von Nürnberg alle Burgen dasiger Gegend zerstören, welche räuberischen Edelleuten zum Aufenthalt dienten, und gab ihnen gleich alle die zu Lehn, die sie zerstören würden. Diese Vollmacht wurde vom Kaiser Karl IV. im Jahr 1355 erneuert, und die Burggrafen Johann II. und Albrecht beauftragt, alle Raubschlösser einzunehmen und als Reichslehn zu behalten *).

*) Helfrecht, Ruinen, Alterthümer und noch stehende Schlösser auf dem Fichtelberge. Hof, 1795. S. 15.

Auch mehrern sächsischen Städten ertheilte Karl die Erlaubniß, gegen die Wegelagerungen und Befehdungen der Raubritter vom Sattel und Stegreif (Steigbügel), welche hier besonders schaarenweise wie Raubvögel in den unzugänglichsten Felsenfesten horsteten, einen eigenen Bund zu schließen.

Unter diesem Drucke, dem Deutschland unterlag, wurde gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Gebrauch des Schießpulvers bekannt. Die Kriegs- und Belagerungskunst erhielt nun eine ganz andere Gestalt. Alle bis dahin zum Vertheidigen, Belagern und Berennen gebrauchten Maschinen, als Bogen, Pfeile, Armbrüste, Wurfmaschinen, Mauerbrecher, wichen dem groben Geschütz, oder wurden wenigstens nur neben diesem gebraucht. Dieß aber war der meisten Schlösser Ruin, selbst derer, welchen man mit den bisher üblichen Belagerungsmaschinen entweder nur mit vieler Mühe oder gar nicht beikommen konnte, und sie daher für unüberwindlich hielt. Das erste Geschütz, wobei man sich des Pulvers bediente, waren sogenannte bombardae oder Donnerbüchsen, welche anfangs mit steinernen und hernach erst mit eisernen Kugeln geladen waren.

Mit dem Faustrecht blieb es jedoch in diesem Zeitraum fast noch eben so, wie in den beiden vorhergegangenen Jahrhunderten. Man suchte nur die Wirkungen desselben durch die Vereinigung mehrerer Fürsten, Herren und Stände zur Aufrechthaltung und Befolgung der Gesetze des Privatkrieges zu vermindern. Ausländer nann-

ten damals den deutschen Adel eine große Räuberbande, unter welcher der Raubsüchtigste der Geehrteste sey.

Nach dem Egerschen Landfrieden von 1389 sollten alle Straßen, Kirchen, Klöster, Pfaffheit, Kirchhöfe, Mühlen, alle Pflüge mit Pferden, nebst den Bebauern der Weingärten, Aecker und Felder sicher seyn und nicht angetastet werden dürfen. Die kriegführenden Parteien durften im höchsten Nothfalle nicht mehr Fourage vom Felde nehmen, als sie mit der Lanze von der Heerstraße erreichen konnten. Niemand durfte an den Stillstands- oder Friedenstagen die Waffen gebrauchen; selbst bei Belagerungen wurde an diesen Tagen geruht. Auch mußten die Parteien einander die Fehde wenigstens drei Tage zuvor durch einen sichern Boten ankündigen und sich unterdessen auf der Heerstraße so ruhig und ordentlich verhalten, wie andere Reisende, wenn sie nicht alle Landfriedensstände und den Kaiser selbst wider sich aufbringen wollten. Allein ein solcher Landfriede war immer nur auf einige Jahre geschlossen. Seine Vorschriften zu befolgen, waren auch nur diejenigen schuldig, welche ihm freiwillig beigetreten waren. Für Nichtbeigetretene hatte er daher keine verbindende Kraft, und so war es immer der Fall, daß, während hier ein Landfriede abgeschlossen war, dort die heftigsten Fehden geführt wurden. Auch sahen die minder mächtigen Reichs- und Landstände den Landfrieden meistens als ein verstecktes Mittel an, sie sicher zu machen und zu entwaffnen, um sie desto leichter unter das Joch zu bringen. Freilich bestätigte die Erfahrung

sehr oft diesen Argwohn, und es entstand zuletzt das Sprichwort: es ist dem Landfrieden nicht zu trauen *).

Der Hussitenkrieg, welcher seit 1420 als Sache des deutschen Reichs betrachtet wurde, und bis 1438 dauerte, war das Grab vieler Burgen. Im Jahr 1430 allein verwüsteten die Hussiten in Meißen, Franken und Niederbaiern über hundert Städte und Schlösser.

Es gehört gewiß mit zu den Unbegreiflichkeiten, die nicht selten in der Geschichte aufstoßen, wie es möglich war, daß die Regenten einer großen und doch auch nicht ganz unkultivirten Nation den Greuel, durch Staatsbürger selbst schändlicher Weise unaufhörlich in die Eingeweide des Staats wüthen zu lassen, viele Jahrhunderte lang entweder nicht abstellen konnten, oder — wie es fast noch wahrscheinlicher ist — von Grund aus nicht abstellen wollten. Alle von dem neunten Jahrhundert her bis zu Ende des funfzehnten dagegen gemachten Vorkehrungen griffen das Uebel nie an der Wurzel an. Sie waren bloß Palliative, die den Schaden nicht nur nicht heilten, sondern zum Theil anch sogar übel ärger machten, indem sie durch Einschränkung des alleräußersten Mißbrauchs, wie z. B. in der Treuge der Fall war, die unvernünftige Idee von der Rechtlichkeit der Privatselbsthülfe an sich gewissermaßen sogar sanktionirten. Der tief eingewurzelte Glaube an diese vermeintliche Rechtlichkeit — wovon die Regenten selbst angesteckt waren — diente dem Unwesen

*) Heinrich, deutsche Reichsgesch. Bd. 8.

einigermaßen zur Beschönigung, wenigstens so lange, als keine ordentlich bestellten Gerichtshöfe vorhanden waren, bei welchen Jedermann im Reiche hätte Recht suchen und finden können. Ordentliche, mit Energie ausgeführte Einrichtung des Gerichtswesens im Reiche wäre das sicherste Mittel gewesen, dem Faustrechte früher ein Ende, und die vielen Raubschlösser unschädlich zu machen. Dieß war aber gerade der Punkt, an welchen man bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts gewöhnlich gar nicht dachte; oder, wurden auch einige Male Vorschläge darüber gemacht, so blieben sie doch immer unausgeführt. Es war also wirklich keine Justiz im Lande.

In einem solchen gesetzlosen Zustande, wo Jeder das Richteramt selbst übte und gleich von vorn herein exekutivisch verfuhr, da war es freilich möglich, Thatsachen, wie folgende, ungestraft zu begehen. Der Graf Johann von Hohenstein haßte die Mönche im Kloster Walkenried, weil sie ihm einst ihre Thore geschlossen hatten, als er von einer Fehde, reich mit Beute beladen, zurückkam, und diese hier in den friedlichen Klostermauern mit seinen Gesellen theilen wollte. Er neckte und zwickte sie, wo er konnte, und fand, als ihr Nachbar, häufige Gelegenheit dazu. Einige seiner Vasallen folgten diesem Beispiele, und machten es eben so. Einer von ihnen fand einmal einen Mönch in seinem Jagdgehege, den er schon einige Male gewarnt und sich solche Besuche verbeten hatte. Jetzt ließ er ihn ergreifen, beistecken, und ein eigends dazu verfertigtes Halsband mit Stacheln verfertigen, das, wenn es ge-

schlossen war, nicht wieder geöffnet werden konnte. Dieß wurde dem Mönche um den Hals gelegt und er nun wieder frei gelassen. Unter den heftigsten Schmerzen eilte er nach seinem Kloster zurück. Der Hals schwoll entsetzlich an, er konnte weder essen noch trinken. Seine Brüder versuchten alles Mögliche, ihm zu helfen, aber Alles war vergebens. Sie hielten daher Betstunde, segneten den armen Bruder zum Tode ein, und brachten ihn dann in die Schmiede. Hier wurde das Halsband auf dem Amboß zerschlagen, aber der Unglückliche starb unter dieser Operation *).

Wo es so herging, wo solche eigenmächtige, solche willkührliche Rechts-Unpflege gehandhabt wurde, da konnten freilich auch die vielfältigsten Zerstörungen einzelner Raubburgen solchen Gräueln, den Folgen des Faustrechts, nicht Einhalt thun. Da, wo heute zehn solcher Räuberhöhlen vernichtet waren, wurden morgen unter dem Vorwande der Sicherheit zehn andere und noch mehrere wieder erbauet, und die Räubereien daraus nahmen von Tage zu Tage mehr überhand. Im funfzehnten Jahrhundert war die Zerrüttung aufs Höchste gestiegen. Dazumal war — wie sich ein gleichzeitiger Schriftsteller, der italienische Bischof Johann Anton Kampanus, ausdrückt — ganz Deutschland eine Mördergrube, und bei dem Adel war Raubgierde, je ausschweifender sie war, desto ruhmvoller. Der

*) Hoche, Geschichte Hohensteins, S. 157.

Adel behielt jedoch diesen Ruhm nicht ausschließend. Die Städte nahmen ebenfalls Theil daran, und zuletzt hielt sich jeder Unterthan, bis auf den niedrigsten Pöbel herunter, berechtigt, eigene Fehdebriefe zu schreiben. So finden sich Fehdebriefe der Bäcker und Buben des Markgrafen von Baden an verschiedene Reichsstädte vom Jahre 1450, desgleichen der Bäcker des Pfalzgrafen Ludwigs von Augsburg von 1462, und endlich sogar ein Fehdebrief von einem Koch zu Eppenstein mit seinen Küchenjungen, Viehmägden, Schüsselwäschern rc. an den Grafen Otto von Solms, von 1477. Diese höchst seltsame Urkunde *) ist einer Mittheilung hier werth. Sie lautet folgendergestalt:

„Wyßet Walgeborn Jungher, Jungher Ott, Grave zu Solms, daz ich, Hennz Koche, mit mynen Kochenknaben, Vehemeden, und allen mynen Brot-Gesynne, nemlich Cleßgin und Henchin, Kochenknaben, „und Elßgin und Lükel, Vehemeden, mit unsern Helfern, es syen Mezeler, Holzdreyer oder Schoßeln-Wescherßen, uwer, des uweren, uwer Laude, Lüte, und „sonderlich uwers Vehs, fient sin wollen, um unsers gnädigen Jongher, Gottfrieds von Eppenstein, Herrn zu „Münzenberg, willen, und sonderlich der Ursach halben, „als ich Hennz Koche uwer Hemel einstechen wollte, sin

*) Sie findet sich in Müllers Reichstagstheatrum Friedrichs des 5ten, erste Vorstellung S. 97., und auch in Pütters teutscher Reichsgeschichte, 2te Ausg. von 1783. S. 373.

„ich mich darüber in ein Bein gestochen, und auch, daz
„ich mit mynen Anhang für dieser Zyt, als wir uns zu
„dieser Vehede geschickt, viel Arbeit gehabt han, und
„obe Gott will noch zu vielmaln thund werden, Und ob
„ir, oder uwer Vehe des einicher Schaden, es were mit
„Süden oder Braten nemene wurdt, wollen wir unsere
„Ere an uch hiermit gnugsam verwart hain, und schei-
„den doch in dieser Vehde uß Hermand Kochen und sin
„Mitgesellen in der Kochen. Datum unter myn Lükeln,
„der Vehemede, koßelichen Innsiegel, des wir anderen
„uns in der Kochen zu gemeiner Nottarf gepruchen.
„Am Mittwochend nach Andreä, anno millesimo qua-
„dringentesimo septuagesimo septimo."

Dem Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts war es endlich vorbehalten, den Grund zur völligen Aufhebung des Faustrechts und aller damit verbundenen Gräuel zu legen. Der Kaiser Max I. war zwar selbst gar nicht willens, auf dem im Jahre 1495 zu Worms gehaltenen Reichstage diese höchst wichtige Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die Stände nöthigten ihn aber, auf diesem Reichstage, mit gänzlicher Abschaffung des Faustrechts, den ewigen allgemeinen Landfrieden zu vollziehen, und zu gleicher Zeit, um dieser Anordnung den gehörigen Nachdruck zu geben, unter dem Namen des Kammergerichts ein beständiges Reichsjustiztribunal zu errichten.

Hierdurch hatte man nun zwar den öffentlichen Räubereien vorgebeugt, aber im Geheimen und desto gefährlicher trieb sie der Adel noch immer fort, so, daß noch

1512 auf einem Reichstage über einreißende Mißhandlungen, über heimliches Wegfangen, Blenden, Wegführen, Mordbrennen u. s. w. Klage geführt wurde. Wie ließ sich auch erwarten, daß jene Menschen eine, Jahrhunderte alte, Lebensweise mit Einem Male sollten verlassen können, eine Lebensweise, welche sie für die einem Ritter einzig würdige hielten, die ihre Väter ernährt, bereichert hatte, in deren Ausübung sie aufgewachsen, die ihnen zur andern Natur geworden war! Nur allmählig ließ sich eine Aenderung, eine Milderung dieser Rohheit erwarten, welche durch die im sechzehnten Jahrhundert nach und nach verschwindenden Turniere, mit denen der Rittergeist und der Geschmack an ritterlichen Uebungen sich verlor, besonders bewirkt wurde.

Wie schwer es aber hielt, die selbst an den Höfen der ersten Reichsstände durch das Faustrecht eingerissenen unglaublich rohen Sitten zu verdrängen, davon ist ein redender Beweis, daß noch im Jahre 1524 die damaligen Kurfürsten von Trier und Pfalz, ingleichen die Bischöfe von Strasburg, Würzburg, Freisingen, Speier, Utrecht und Regensburg, nebst fünf rheinischen Pfalzgrafen, auch der Markgraf Kasimir von Brandenburg und der Landgraf Philipp von Hessen, zur gänzlichen, oder wenigstens halben Abstellung des Saufens und Fluchens eine eigene Vereinigung unter sich zu treffen für nöthig fanden. Sie ist zu charakteristisch, als daß ich sie nicht hier ebenfalls mittheilen sollte *).

*) Pütter a. a. O. S. 390.

„Nachdem wir alle jetzunder eigner Person uff der
„Frölichkeit eines Gesellen Schießens der Armbrust bey
„einander allhier zu Heydelberg gewesen, bey uns bedacht
„und erfunden, daß aus Gotteslästerungen und
„bishero gebrauchtem Zutrinken, vielerlei
„Bosheit-Unrath und verderblicher Unwillen in ganzer
„Teutscher Nation entstanden und erwachsen, darum uns
„Gott dem allmächtigen zu Lob und zuvorkommen fer-
„nern Unrath, mit einander einhelliglich entschlossen, und
„bey unsern fürstl. Worten einander zugesagt und verspro-
„chen, und thun das in Krafft dieses Brieffs, daß unser
„jeglicher Churfürst und Fürst obgemeldt, wir seyn Geist-
„lich oder Weltlich, nun führo hin für unsere eigene
„Person der Gotteslästerung und Zutrin-
„kens ganz oder halb uns enthalten und mä-
„sigen, auch allen und jeglichen unsern Ober- und Unter-
„amtleuten, Hoffgesind und Dienern, Unterthanen und
„Verwandten bey einer nahmlichen Straffe ernstlich gebie-
„ten, dergleichen bey der Ritterschaft in eines jeden
„Fürstenthum und Landen gesessen fleisiglich bitten
„und daran seyn sollen und wollen, sich gleichermassen,
„wie Wir, des Gotteslästern und Zutrinckens ganz oder
„halb zu enthalten, und müssig zu stehen, und welche
„unsre Amtleuthe, Hoffgesind, Diener oder Knecht sol-
„ches zu halten Beschwerung tragen, das überfahren und
„nicht halten wollen oder würden, den oder dieselben soll
„unser jeglicher zu stunden mit Ausrichtung seines Lohns
„beurlauben, an seinem Amt oder am Hoff zu bleiben

„nicht mehr gestatten, desgleichen unser Churfürsten und „Fürsten, bey dem er gewesen, eine Schrifft, wie „er abgeschieden, sich dieser Ordnung nach wiße fer„ner zu halten; Gleichermaßen sollen wir bey unsern Amt„leuten, Hoffgesinde und Dienern mit ihren Knechten, „wie vorstehet, die Dingen auch zu vollstrecken verschaffen, „und die Unterthanen, welche dieses Gebott übertretten, „und nicht halten würden, mit einer Poen, die darauf „von einem jeden Churfürsten oder Fürsten gesetzt werden „soll, so oft sich das begibt, ohnablåßig straffen, auch „die von Adel in eines jeden Fürstenthum und Landschaft „gesessen, durch gebürliche Mittel und Weeg, so viel mög„lich, davon zu weisen unterstehen. Wäre es aber, daß „unser vorgemeldte Churfürsten und Fürsten einer oder „mehr in die Niederlande, in Sachsen, die „Marck, Mecklenburg, Pommern oder derglei„chen, da Zutrincken die Gewohnheit, käme, und über „fleissig Weigerung Zutrinckens nicht geübriget seyn mögte, „sollen dieselbigen solche Zeit mit ihrem Hoffgesind und „Dienern ungefährt und mit dieser Ordnung nicht ge„bunden seyn."

Aber auch hundert und dreißig Jahre später finden wir noch unter den höhern Ständen dieselbe Rohheit der Sitten, und vorzüglich jenen gehässigen, den Menschen zum Thiere hinabziehenden Hang des Saufens. Eine höchst merkwürdige Urkunde darüber verwahrt noch jetzt die Herzogliche Bibliothek zu Gotha in der Ur-

schrift *). Es ist dieß folgender Revers, den ein sächsischer Edelmann, Wolf Dietrich von Brandenstein, am Tage nach einem großen Saufgelage, über das Versprechen, sich während sechs Wochen nicht betrinken zu wollen, ausstellte, und lautet wörtlich so:

„Demnach ich Endes Verzeichneter wegen gestrigen „übertriebenen Trunks, wodurch ich leicht um Leib und „Leben, meiner armen Weib und Kind zum höchsten Scha„den hätte kommen sollen, mich nunmehro resolvirt habe, „zwischen hier und Jacobi **) mich mit dergleichen Laster „niemals zu überladen, auch zu deßen steifer und fester „Haltung derselben, da ich mich etwa binnen dieser Zeit „darzu veranlaßen dürfte, verpflichte ich mich zu allen„malen ein paar gute Maulschellen, von meinem „gnädigen Herrn, oder weme es ihre F. G. (Fürstliche „Gnaden) jemandes von den ihrigen anbefehlen wollte, „zu erhalten oder mich sonsten mit einer ungewöhnlichen „Adelichen Strafe belegen zu laßen. Zu mehrerer Be„kräftigung habe ich solches eigenhändig unterschrieben. „Altenburg den 9ten Juni 1652.

(L. S) Wolf Dietrich von Brandenstein."

Dann folgt noch die Nachschrift:

„Darbey ist zu gedenken, daß, wenn es auch ander„weit (anderwärts, an einem andern Orte) geschehen

---

*) Ich nehme sie aus dem 2ten Stücke der Beiträge zur sächsischen Geschichte, besonders des sächsischen Adels. Altenburg, 1791. 8. S. 40.

**) Jacobi fällt den 25sten Julius.

„sollte, ich mich gleichwohl zu ebenmäßiger Strafe er-
„kenne."

Kann es wohl einen stärkern Beleg von der Sitten-
rohheit jener Tage geben, als diesen! Welcher hoher
Grad von Verworfenheit, von Ehrlosigkeit, von gänzli-
chem Mangel an Zartgefühl gehörte dazu, eine solche Ur-
kunde mit Namen und Wappen, und zwar nur für sechs
Wochen gültig, zu unterzeichnen!

In dem tumultvollen Bauernkriege, der 1524 in
Schwaben ausbrach, und sich mit unglaublicher Schnelle
durch die Länder am Rhein, an der Donau, am Bo-
densee, in Franken und bis nach Thüringen und Sach-
sen verbreitete, fanden viele Schlösser ihren Untergang.
In Franken hatten die Bauern über zweihundert Schlös-
ser, adelige Häuser und Klöster ausgeplündert und ver-
wüstet, und im ganzen Laufe dieses zügellosen Aufruhrs,
der sich erst 1525, durch die Niederlage der thüringischen
Bauern bei Frankenhausen im Schwarzburgschen, endigte,
fielen gewiß mehrere Hunderte von den Schlössern in Schutt
zusammen.

Auch der schwäbische Bund, der 1380 durch die Ver-
einigung der meisten Reichsstädte in Schwaben, Franken
und Baiern entstand, hundert Jahre später von neuem
aufgerichtet, vom Kaiser Friedrich III. zu Augsburg be-
stätigt, erst 1532 aufgelöst wurde, und sich durch seine
Macht ein gewaltiges Ansehn verschaffte, hatte die Zer-
störung der Burgen zur Hauptabsicht. Im Jahre 1523
vernichtete er gegen dreißig.

In der Nähe mancher Schlösser waren unterdessen kleine Städte, Flecken und Dörfer erbauet worden, und die dahin gesetzten Haupt- und Amtleute sorgten nun für genauere Gerechtigkeitspflege und Sicherheit. Viele der Schlösser dienten, nachdem die dazu gehörigen Güter und sie selbst den Landesregenten heimgefallen, oder von ihnen erkauft worden waren, noch einige Zeit zu Wohnungen der Beamten, bis man auch sie in Ebenen bequemer wohnen ließ, da meistens glücklichere Sicherheit keine so festen Wohnungen mehr nöthig machte. Die Burgen verfielen daher *).

Eine der gefährlichsten Epochen für die Existenz der bis dahin noch erhaltenen Burgen war der dreißigjährige Krieg. Er stürzte viele nieder, er verwischte viele aus der Reihe der Dinge. Nach ihm hörte man auf, im Kriege solche kleine Festungen der Aufmerksamkeit zu würdigen, und ließ sie gewöhnlich als unbedeutende Punkte unbeachtet und unbelagert liegen. Auch in dem letzten Jahrzehend des siebzehnten Jahrhunderts, wo der Vandalismus der Franzosen alle Städte und Dörfer am Rhein, im Wirtembergischen, Mainzischen, Badenschen, und in der Pfalz zerstörte, wurde dieß Schicksal vielen Burgen zu Theil.

Im siebenjährigen Kriege kommen einige Beispiele vor, wo man verschiedene alte Burgen nicht ganz außer Acht ließ. Reinstein, Stolpen, Scharzfeld und andere

*) Helfrecht a. a. O. S. 19.

wurden belagert, erobert und zerstört, mehr aber wohl nebenbei, denn von ihrem Besitze hing weder großer Vortheil noch Nachtheil ab.

Der französische Krieg hat, so viel mir bekannt ist, nur drei Bergschlösser, die zu wirklichen Festungen geworden waren, zerstört: Ehrenbreitstein und Rheinfels, beide am Rhein, und Königstein bei Frankfurt.

Gegenwärtig kann man annehmen, daß zwei Drittheile der Burgen, die Deutschland nach und nach auf seinen Hügeln und Bergen emporsteigen sah, in Ruinen liegen. Von vielen ist jede Spur gänzlich verwischt, und der Ort, der sie trug, nicht einmal mit Gewißheit anzugeben. Von vielen sieht man nur noch Erhöhungen und Vertiefungen, von Bäumen und Gesträuch bedeckt, mit einer dichten Erdenlage und Rasen überzogen. Am häufigsten trifft man noch Fragmente von Thürmen an, welche bei der größern Steinmasse und Dauerhaftigkeit ihrer Bauart dem Verwittern auch am längsten widerstehen konnten. Wo daher alle Gebäude zerfallen sind, da kann man gewöhnlich noch das Fundament der Thürme erkennen. Von einer großen Zahl Schlösser sieht man noch viele Bruchstucke stehen: Thürme, Thore, Wände, Treppen u. s. f.

Wir würden von weit mehrern noch dergleichen sehen, wenn sie nicht in neuern Zeiten so oft auf die unverzeihlichste Art gewaltsam zerstört worden wären. Das, was die Naturschönheiten einer Gegend erhöht, sollte billig immer unter dem Schutze der Obrigkeit stehen. Ist diese

außer Stande, neue anzulegen, oder der Natur nachzuhelfen, so wäre es desto mehr Pflicht für sie, für die Erhaltung der vorhandenen Sorge zu tragen, und daran verübte Frevel auf das strengste zu ahnden. Leider aber geht sie nur zu oft mit dem schlechtesten Beispiele voran. Hierunter rechne ich besonders das Abbrechen und Einreißen von Burgruinen, welche doch wohl einer Landschaft zur höchsten Zierde gereichen. Ein Dutzend Beispiele hier anzuführen, wo die Regierungen selbst, besonders Finanzkollegien, das Abtragen von Burgen anbefohlen, um die Steine zu andern Bauen zu nutzen, sollte mir sehr leicht seyn. Ich verspare aber die Anzeigen solcher Sünden bis zur Geschichtserzählung der Burgen selbst, wo ich ohne Schonung sagen werde, und, der Vollständigkeit der Geschichte halber, schon sagen muß, welche Behörde so wenig historischen und ästhetischen, aber desto mehr Zahlen-Sinn hatte, den Befehl zum Untergang, zur Zerstörung, zum gänzlichen Verschwinden, solcher, mit Nichts wieder hervor zu rufender Denkmale und Urkunden der Vorzeit, zu ertheilen, oder doch durch Stillschweigen und Zulassung darein zu willigen.

Man kann es der deutschen Wißbegierde mit ziemlichem Rechte zum Vorwurf machen, daß sie mehr nach dem Aeußern strebt, als nach dem, was ihr im Innern zunächst liegt, und daß sie oft das Einheimisch-Denkwürdige sorglos übersieht, um jenseit der Grenze Alles anzustaunen. Dieß ist leider ein alter Fehler, dessen uns das gänzliche Verschwinden so vieler kostbarer Denkmäler

der

der deutschen Vorzeit laut genug anklagt. Wir scheuen keinen Kostenaufwand, um Antiken aus fernen Zonen zu uns herüber zu verpflanzen, und durch Nachhelfen und Ausflicken ihre oft ganz verstümmelte Form einiger Maaßen herzustellen. Wir stellen sie sorgfältig auf, bewundern diese Fragmente alter Kunst und Bildnerei, und ahnden es streng, wenn ein Frevler es wagt, sich daran zu vergreifen und sie zu beschädigen. Aber unsere deutschen Denkwürdigkeiten der Geschichte, die Monumente aus dem Leben unserer Urväter kennen wir kaum, achten wir nicht, reißen wir nieder, um — bei Erbauung eines Brauhauses, eines Schaafstalles auf dem nahgelegenen Pachthofe eine kleine Ersparniß zu machen. Wir graben versunkene Mauern auf, nennen es Reste römischer Baukunst, sparen kein Geld dabei, stechen unsere Vermuthungen in Kupfer, wie das Gebäude geformt gewesen seyn könne, geben uns Mühe, an der Hand der Alten zu beweisen, daß die hervorgewühlten Steine die Grundmauern eines römischen Baues waren: und unsere Denkmähler aus einer Zeit, in welcher die Deutschen den Namen einer Nation mehr noch als jetzt verdienten nnd behaupten konnten, untergraben, zerstören wir. Als ob es eine so große Ehre sey, sagen zu können: hier hat ein von Römern erbautes Haus gestanden! — als ob es keine sey, sagen zu können: diese Burg war einst der Wohnsitz deutscher Kaiser, hier lebte Heinrich IV., Friedrich II., dort ward Wittekind getauft. Diese Mauern umgaben die Tapfern, welche zur Gründung der Freiheit Deutschlands kühne Pläne ent-

warfen; in jenen entsprang das mächtige Geschlecht, aus welchem sieben Kaiser die deutsche Krone trugen, u. s. w.

Bei aller dieser Lauheit gegen solche einheimische Wahrzeichen aus der Vorwelt, welche sie niederreißen oder doch verfallen läßt, treiben wir dennoch eine kleinliche Spielerei mit Nachbildung derselben. Seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts fing das Ritterwesen an, zum herrschenden Geschmack zu gehören. Ritterromane wurden von allen Lesebibliotheken verlangt; Ritterfehden tobten auf unsern Theatern; Kinder liefen mit Helm und Schild auf den Straßen; die Ueberbleibsel der alten Burgen wurden mit heiligem Schauer besucht, und wo keine Ruinen vorhanden waren, bauete man sich welche; alle nach einem großen Plane angelegte Gärten wurden mit solchen neuen Ruinen geziert, die oft noch mehr Zeit- und Kostenaufwand verursachten, als ein neues bequemes Wohnhaus erfordert haben würde, und von denen Delille in seinen Gärten sehr treffend sagt:

Loin ces monumens, dont la ruine feinte
imite mal du temps l'inimitable empreinte;
tous ces temples anciens, recemment contrefaits,
ces restes d'un château, qui n'exista jamais,
ces vieux ponts nés d'hier, et cette tour gothique
ayant l'air délabré, sans avoir l'air antique,
artifice à la fois impuissant et grossier:
je crois voir cet enfant tristement grimacier,
qui jouant la viellesse, et ridant son visage,
perd, sans paroitre vieux, les graces du jeune âge.

Größtentheils war diese Liebhaberei nur ein kleinliches Spiel. Ein gothischer Thurm, ein halb verfallener Bogen, ein Paar Gewölbe, welche unter der antiken verfallenen Außenseite einige moderne und luxuriös möblirte Zimmer verbargen, machten das Ganze aus. Am ernsthaftesten wurde noch auf der Wilhelmshöhe bei Kassel die Sache genommen und behandelt. Man bauete ein völliges Ritterschloß, geräumig genug, von einer großen Familie und Dienerschaft bewohnt zu werden. Sey aber auch eine künstliche Ruine noch so schön, noch so groß, so wird sie doch nie den Werth oder das Anziehende wirklicher Ruinen erhalten; denn sie war nie Zeitgenosse unserer Voreltern, sie lehrte uns nichts von ihrer Geschichte, und beschäftigt allenfalls den Verstand, nie aber das Herz. Der kleinste Rest einer wirklichen Burg ist und bleibt daher ein weit ideenreicherer Gegenstand, als alles Machwerk der noch so künstlich aufgeführten und noch so täuschend durch einander geworfenen Trümmern.

Doch der Eifer für die gute Sache entführt mich meinem Zwecke. Ich kehre nach dieser Einschaltung zur Hauptsache zurück.

Von einer großen Anzahl Burgen sieht man also noch jetzt sehr bedeutende Bruchstücke. Eben so giebt es viele, denen bloß die Bedachung fehlt, wie Hardenberg bei Göttingen, wo man sich noch die deutlichste Vorstellung von der ehemaligen Einrichtung machen kann. Auch noch ganz vollständig erhaltene sind da, als Hohenzollern, Falkenstein am Harz, Rabeneck im Bamberg-

schen, Wachsenburg bei Erfurt, Hohenstein in Franken, und viele andere noch. Meistens dienen diese zu Wohnungen für Invaliden, für Forstbediente, zu Getreidemagazinen, oder Staatsgefängnissen; selten sind sie noch die Wohnung der Familie, die daraus entsproßte. Die am sorgfältigsten erhaltene Burg, welche uns ganz in das Mittelalter zurückzaubert, indem sie bis auf die geringste Kleinigkeit das lebendigste Bild einer Ritterburg darstellt, ist, meines Wissens, Hohlenfels im Herzogthum Nassau.

Man würde sich übrigens sehr irren, wenn man glauben wollte, daß alle Burgen und Rittersitze jener Zeit Raubschlösser gewesen wären. Vielen dürfen wir zurufen: Friede sey mit der Asche eurer Bewohner! — Es gab Burgherren, die edel im eigentlichen Sinne des Worts waren, und sich nicht zu den Gräuelthaten ihres Zeitalters herabwürdigten. Da aber ein Jeder den Befehdungen unruhiger Nachbarn ausgesetzt war, so mußte auch der Ruhigste seinen Wohnsitz so fest als möglich machen, um sich gegen Ueberfälle zu sichern. Viele waren die Wiege erlauchter, noch blühender Fürstenhäuser, oder adeliger Familien, die noch ihre Namen führen; der größte Theil verdiente freilich den Namen der Räuberhöhlen ungeschlachter Menschen, für deren Handwerk jetzt der Galgen, oder eine tiefe, allgemeine Verachtung der Lohn seyn würde.

Ich breche hier meine Mittheilungen über das Aufkommen und Verlöschen der Burgen ab. Für den Liebhaber möchte ich sonst zu weitläufig werden, und für

den eigentlichen Historiker doch nicht Alles erschöpfen. Was noch hierher gehört hätte, wird sich in der Folge gelegentlich anbringen lassen. Jetzt nur noch Einiges über die Lage, Bauart und gewöhnliche innere Einrichtung der meisten Burgen.

Die Lage der alten Burgen ist sehr verschieden. Viele liegen auf sehr hohen Bergen und Felsen, von andern Bergen umgeben, als das Bolzenschloß auf dem Riesengebirge, Questenberg am Harz, Rudolphstein auf dem Fichtelgebirge; viele auf minder hohen, in großen Ebenen allein stehenden Bergen oder Hügeln, als die Gleichen, Taucha, Landsberg in Sachsen; oder auf der Ecke einer hohen, oben ebenen Thalwand, wo eine, auch mehrere Seiten, steil abhangen, wie Lohmen in Sachsen; oder auf dem hervorspringenden Rücken einer Bergwand, wie Hohnstein bei Dresden, Plesse bei Göttingen, Schönbrunn auf dem Fichtelgebirge. Andere liegen am Abhange und tiefer, als der Gipfel eines Berges oder einer Bergwand, da, wo die Natur einen kegelförmigen Vorsprung bildete, wie Rothenburg in der goldenen Aue, Scharzfeld, Harzburg am Harz, Wehlen an der Elbe; oder auf einem niedrigen Berge am Fuße einer Bergwand, wie Schönburg; oder auf einem Hügel in der Mitte eines Thales, wie die Gersdorfsburg bei Quedlinburg; oder ganz auf der Ebene, aber am Fuße eines Gebirges, wie die Bremserburg am Rhein. Auf den höchsten Bergen lagen aber nie welche. Hier war doch den alten Herren das Klima

zu rauh, ungeachtet sie noch nicht so verweichlicht waren, wie ihre Enkel es sind.

Die meisten Burgen verrathen in ihrer Anlage die Absicht, eine gewisse Gegend zu beherrschen und beobachten zu können, oder, ganz im Verborgenen zu liegen. Im ersten Falle ist der Grund wohl nicht in einer Neigung für den Genuß, den der Ueberblick einer schönen Landschaft gewährt, zu suchen, was höchstens untergeordneter Zweck gewesen wäre, sondern darin, daß der Adler gern in der Höhe schwebt, wenn er auf Beute Jagd macht. Auf ihren Felsen konnten sie tief ins Land schauen, die Straßen beobachten, sich bereit halten, wenn der Feind anrückte, und ausfallen, wenn ein Reisender gezogen kam. Im letztern Falle ahmte man der Spinne nach: diese lagert sich verborgen in den Hintergrund, um von da aus unbemerkt und plötzlich auf ihren Raub hervorschießen zu können. So die Ritter solcher Burgen. In Gebirgsgegenden trifft man häufig dergleichen versteckte Burgen an. Tief zwischen Bergen, ganz ohne Aussicht in die Ferne, liegen sie; aber eine Heerstraße oder ein Fluß gingen gewiß dicht, oder doch in einer solchen Entfernung dabei weg, daß sie von der Burg aus genau beobachtet werden konnten. Aber auch Ritter, welche diesem Bilde nicht gleichen, Gefühl für Recht und Unrecht hatten, waren doch zu ihrer eigenen Sicherheit genöthigt, eine ähnliche Lage zu ihren Wohnungen zu wählen.

Um ihre Beobachtungssphäre so weit als möglich ausdehnen zu können, baueten sie, in naher und weiter Ent-

fernung von der Burg, Warrthürme auf Hügel und Anhöhen, von welchen man viele Straßen übersehen konnte. Diese wurden mit Mannschaft besetzt, um zu beobachten, und von da aus Signale zur Versammlung und zum Angriffe geben zu können, oder um den Bewohnern einer Gegend zu melden, wenn es Zeit sey, zur Vertheidigung oder zur Flucht sich anzuschicken. Am Tage geschah dieß von einer Warte zur andern durch verabredete Zeichen, des Nachts durch angemachtes Feuer, und so waren sie die Telegraphen damaliger Zeit. In vielen Gegenden Deutschlands findet man dergleichen Warten noch in großer Menge, und zum Theil noch sehr gut erhalten. Sie waren rund, viereckig, achteckig, auch wohl halb rund und halb eckig und sehr hoch, standen entweder ganz frei, oder waren von einem Wall und einer Mauer umgeben. Der Eingang war nicht unten, sondern immer in einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß angebracht. Zu diesem gelangten die ausgestellten Vorposten auf Leitern, welche sie hinter sich hinaufzogen, und dadurch Jedem den Zugang versperrten. Inwendig waren sie oben gewölbt. Durch diese gewölbte Decke führte eine Oeffnung auf die Höhe des Thurms, wo man hinter einer ringsherum laufenden Brustwehr umherlugen konnte.

Alle auf Bergen und Anhöhen erbaueten Schlösser hießen Bergvesten, Bergschlösser. Es gab aber auch Wasservesten, Wasserburgen. Diese lagen in Ebenen, und waren, außer den Thürmen, Basteien und Brustwehren, zur Beschützung mit Wassergräben und Morästen umge-

ben, über welche eine Zugbrücke ging. Von dieser Gattung sind die meisten bis jetzt noch erhalten, da sie der flachen Lage wegen mit Vortheil länger bewohnt wurden und noch bewohnt werden könnten. Man findet ihrer noch oft in Städten und Dörfern, z. B. in Leipzig die Pleißenburg, in Furra bei Nordhausen das von Wurmbsche Schloß. Oft waren sie Veranlassung zur Erbauung des Orts, der sie jetzt umgiebt, indem sich da leichter Menschen ansiedelten, wo sie geschützt zu seyn glaubten, oder es waren Unterthanen, Leibeigene, die ihr Herr um sich her versammelte.

In den frühesten Zeiten und bis zum Anfange des eilften Jahrhunderts bauete man von Holz und Erde. Die Schlösser waren daher anfänglich nichts anders, als Schanzen oder Blockhäuser, die vielleicht ein Damm oder Wall, mit Weiden oder andern Bäumen durchflochten, umgab. Mit den Fortschritten in der Kunst zu bauen, gewannen auch die Burgen eine bessere Gestalt und festere Einrichtung, und seit man anfing, von Kalk und Steinen zu bauen, wurden diese auch bei der Errichtung der Burgen angewendet.

Einige lassen es noch in ihren Ruinen verrathen, daß sie lange vor den Kreuzzügen entstanden seyn müssen. Um jene Zeit erhielt zuerst die Bauart der Deutschen, besonders in den nördlichen Ländern, eine bessere Form. Die Deutschen lernten in Italien, Griechenland und Asien die bessere Baukunst kennen. Sie ahmten aber freilich nicht sowohl die geschmackvolle antike, als die schnörkelhafte

gothische nach. Doch erhielten die Gebäude mehr Schönheit und Ebenmaaß, als ehedem, und wurden in der Folge immer zweckmäßiger eingerichtet. Je älter aber eine Burg ist, desto weniger zeigt sich Ebenmaaß, desto weniger hatte sie Fenster und äußere Zugänge, desto dicker waren die Mauern. Vielleicht hätte man manche Burg wohl eher für ein Spiel der grotesken Natur in Anhäufung der Steine halten können, als einige Neuere die Pyramiden in Aegypten dafür annehmen *).

Betrachtet man die alten Bergschlösser in der Nähe, so leitet das Sonderbare ihrer Form, die Regellosigkeit ihrer Figur unser Auge bald auf den Boden, der sie trägt, und man findet bei einiger Aufmerksamkeit, daß die Erbauer den zu einer Burg ausersehenen Platz nicht etwa zuvor ebneten, ihn zur Ausführung ihres Plans einrichteten, sondern daß sie ihm gar nichts von seiner natürlichen Gestalt nahmen, sich mit Erbauung ihrer Gebäude nach seiner ursprünglichen Form richteten, und diese, so gut es gehen wollte, benutzten. Darum konnte ihnen auch nicht jeder Platz gleich lieb seyn, und sie suchten immer nur solche auf, wo ihnen die Natur die wenigsten Hindernisse in den Weg gelegt, ihnen vielleicht schon vorgearbeitet hatte. Dieser Umstand veranlaßte Ludwig den Springer und noch Andere, — wie wir in der Folge sehen werden — sogar auf fremdem Boden Burgen zu erbauen, bloß weil sie da Plätze gefunden zu haben glaubten, die

*) Helfrecht S. 23.

ihnen dazu tauglich schienen *). Von diesem Einrichten des Gebäudes nach der Form des Bodens war eine natürliche Folge die Unregelmäßigkeit, wozu indessen auch der Umstand beigetragen haben mag, daß viele Burgen nur nach und nach entstanden.

Die mehresten Reste, und besonders, bis jetzt noch erhaltene Burgen, geben uns einen lebhaften Begriff von dem Geiste und den Bedürfnissen der Zeit ihrer Entstehung, und des damals in stetem Kriege mit sich selbst verwickelten Volks. Nirgends eine Spur von Ebenmaaß und Wohlgefallen an schönen Verhältnissen; nirgends regelmäßige Formen, noch Feinheit des Geschmacks in der Baukunst. Dagegen eine hohe, erstaunenswürdige, kühne Lage auf steilen, überhängenden Felsen; eine alle Begriffe übersteigende Festigkeit; eine ängstliche Sorgfalt, jeden Zugang möglichst zu erschweren; ein geringer Umfang; ungeheuer dicke, feste Mauern; enge, oft in Felsen gehauene, gewölbte Gemächer; wenige und von außen sehr kleine, schmale, enge Oeffnungen und Fenster, die sich nur nach innen zu erweitern, so, daß man darin sitzen, liegen, oft sogar stehen konnte; tiefe Gewölbe, unterirdische Gänge u. s. w.: alles dieß waren Produkte der gräuelvollen Zeiten des Mittelalters, Abdrücke des Geschmacks jener Tage, wo an Festigkeit und Sicherheit bei weitem mehr gelegen war, als an Pracht, architektonischer Schön-

---

*) Verzeichn. der Berg- und Raubschlösser des Mittelalters, S. 106.

heit und Zierde, hellen Zimmern und häuslicher Bequemlichkeit.

Meistens richtete man sich in der Anlage ganz nach dem Theile des Berges, auf welchem das Schloß stehen sollte, ohne eben ein regelmäßiges Viereck abzustecken. Diesen Platz befestigte man rings umher mit starken Mauern. Auf der Seite, wo sich der Berg noch weiter fortsetzte, legte man mehrere starke Wälle, und zuweilen einen doppelten und dreifachen Graben an. Wenn es der Raum verstattete, so zog man rings um die Burg einen Wall mit Mauern, kleinen Thürmen an den Ecken und einem oder mehrern Gräben, welche meistens mit Mauern gefüttert wurden. Wo aber bei steilen Abhängen auf einer oder mehrern Seiten ein Graben rings herum unmöglich oder unnöthig war, da grub man wenigstens, so weit man konnte, den Boden ab, legte bei der Einfahrt eine Zugbrücke über den Graben, und umgab den Schloßhof durch eine dicke Mauer mit Schießscharten, welche oben eine Brustwehr hatte. Vor dem Graben war meistens ein Thurm, welcher die Zugbrücke und die Einfahrt deckte. Oft war auch vor dem Hauptthore eine Burghuth oder feste Wohnung derer, welche das Schloß beschützen sollten.

Der innere Eingang, zu welchem die Zugbrücke führte, bestand entweder aus einem Thorhause, auf welchem der Thorwärter die Aufsicht hatte, oder aus einer bloßen starken Mauer mit einem Thore, über welchem gewöhnlich das Wappen des Eigenthümers in Stein

gehauen war. An diesem Portale zog man die Zugbrücke auf. Der Pforte zur Seite finden sich zuweilen hervorstehende gemauerte Basteien, oder kleine runde Thürme mit Schießscharten; zuweilen deckten das Thor bloß die höher liegenden und mit einer Brustwehr versehenen Mauern des Zwingers. Die Mauern des innern Hofraums richteten sich nach der Figur des Berges oder nach den herum liegenden Felsen, und bildeten gerade Linien oder krümmten sich zu einem Bogen, wie es der Lage angemessen war. Die Ecken wurden jedes Mal durch hervorstehende Basteien oder Defensionsthürmchen gesichert, aus welchen man eine Linie bestreichen konnte. Das Thor am Hofraum findet man nie der Pforte am Hauptgebäude gegenüber. Auch wenn es der Raum gestattet hätte, geschah dieß nicht, sondern immer in schiefer oder umgekehrter Richtung. Im innern Hofraume lagen die Neben- und Wirthschaftsgebäude, zuweilen auch eine Kapelle. Doch findet man diese bei manchen Schlössern auch außerhalb der Ringmauern in einiger Entfernung vor der Burg, z. B. bei der Lauenburg am Harz, bei Berneck u. s. w., weil man sie durch ihre Heiligkeit hinreichend gedeckt glaubte. Ferner lagen noch im Innern die Wohnungen für den Kapellan, Stallmeister, Haus- oder Burgvogt, die Knappen und andere Diener, unter welchen sich die Ställe für die Pferde befanden. Auch waren entweder am Thorhause oder an andern Orten des Hofraums Gefängnisse angebracht.

Wenige Schlösser waren geräumig. Gewöhnlich leitete ein sehr enger Eingang — durch welchen nicht zwei Menschen neben einander kommen konnten, und der nicht an der Erde, sondern in einer Höhe angebracht war, zu welcher eine herabgelassene Treppe führte — dem traurigen Dunkel zu, das in den meisten Schlössern herrschte. Denn oft umzog sie, wenigstens von der Seite, welcher die Natur die wenigste Festigkeit gegeben hatte, noch eine innere Mauer, die zuweilen mit dem Hauptgebäude einerlei Höhe hatte.

Die ältesten Burgen hatten sehr wenige und enge Fenster, wenig weiter als Schießscharten. Erst an denen aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert erblickt man einige Regelmäßigkeit. Unten hatten die Gebäude sechs bis acht Fuß dicke Mauern, welche sich nach oben zu etwas abschrägten und von innen erweiterten. Bei einigen waren mehrere Stockwerke, bei andern nur das Erdgeschloß gewölbt. Dieses war nie zu Wohnungen, sondern zu Kellern, Vorrathskammern, auch zu Kasematten eingerichtet. In dem obern Stock waren erst die Wohnzimmer, die Säle u. s. f. Einen Balkon hatte fast jedes Schloß, um sich von ihm herab zu zeigen, oder Befehle zu ertheilen, oder durch den Herold etwas bekannt machen zu lassen. Am Thorhause war meistens über dem Thore eine große Oeffnung, von welcher herab man fragte, welcher Ritter, Herold oder Knappe eingelassen zu werden verlange. Dann waren hin und wieder Schlupfwinkel und verborgene Gänge angelegt, durch die man unbemerkt

aus dem Schlosse kommen konnte. Sie führten oft halbe Stunden weit unter der Erde fort, entweder in ein anderes Schloß, oder in einen Wald, oder sonst an einen verborgenen Ort. Häufig waren sie sogar unter Flüssen weggeführt. Die vielen Burgen an beiden Ufern des Neckars standen meistens durch solche Gänge, welche unter dem Neckar hin liefen, in Verbindung. So auch die Schlösser Eisenberg und Stein im Schönburgschen, deren geheimer Gang unter der Mulde weg lief.

Einige Schlösser lagen innerhalb sehr hoher Felsen, welche zum Einschluß des Schloßraumes mit benutzt wurden. Die Zwischenräume, wo die Felsen nicht ganz zusammenschlossen, füllte man alsdann mit Mauer oder kleinen Thürmen aus, wie z. B. beim Schlosse Rudolphstein auf dem Fichtelgebirge.

Ueber alle Gebäude und kleine Thürme, wodurch die Linien der Außenwerke gedeckt waren, ragte ein hoher Thurm hervor, von dessen Spitze man über die umliegende Gegend eine freie Aussicht hatte, und Signale geben konnte. Gewöhnlich war seine Form rund; man findet aber auch viereckige, halb runde und halb eckige, wie bei Falkenstein am Harz, sechseckige, wie bei Liebenstein im Meiningschen, oder achteckige, wie bei Gersdorfsburg. Dieser Thurm hatte unten keinen Eingang, sondern erst in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß nach innen zu. Vom Hauptgebäude ließ man eine Fallbrücke hinüber an den Thurm fallen, wenn man ihn besteigen wollte. Ge-

wöhnlich hatte er Gewölbe auf Gewölben, ohne Treppen in die Tiefe. Jedes Gewölbe hatte in der Mitte ein vierekiges Loch, durch welches man sich hinabließ oder hinaufzog. Der unterste Raum des Thurms war das grauenvolle Burgverließ, worin unglückliche Gefangene, der gemeinsten Wohlthaten der Natur beraubt, in der unreinsten Luft, oft unter modernden Gebeinen und Ungeziefer lebendig begraben, mit Sehnsucht nach Freiheit, oder nach dem letzten Ende ihrer Qualen schmachteten. Dieß schreckliche Behältniß ging meistens weit in die Erde hinab *). Die Thürme waren übrigens immer massiv bis unter das Dach. Bei runden findet man hin und wieder, daß selbst das Dach von Steinen spitzig oder rund gemauert und gewölbt war.

Im Innern des Hofraums fehlte es endlich nie an einem Brunnen, der mit unglaublicher Mühe und Geduld in Felsen hinab gegraben wurde, oft bis zur Sohle des Berges, auf dem das Schloß stand.

Die Mauern der mehresten Schlösser sind aus Steinen von unbedeutender Größe errichtet, deren Zwischenräume mit Kalk und Gyps ausgegossen wurden. Hieran ist entweder die Härte der Steine oder der Mangel an mechanischen Hebewerkzeugen Schuld. Der erste Grund kann wenigstens kein allgemeiner seyn, da man dieselbe Bemerkung an Schlössern machen kann, welche aus Sand-

*) Helfrecht, S. 27 u. f.

steinen erbauet sind. Ueberhaupt aber pflegte dieser kleinliche Styl den uralten Gebäuden, deren Ueberreste wir noch sehen, eigen zu seyn, so wie er auch in anderer Rücksicht ein charakteristisches Merkzeichen von der Kindheit der Kunst in allen Werken ist, die eine große und mannigfaltige Zusammensetzung leiden. Die Kunstprodukte noch unkultivirter Völker sind immer getreue Kopieen der Natur ihres Landes und der dadurch modificirten Denkungsart. In dem wollüstigen Klima Hindostans verrieth sich die Kindheit der Kunst durch überladene Zierathen. In den kalten Nordländern that sie eben das durch die Menge der gebrauchten Materialien und durch ihre kleinliche Behandlung. Der Indier gab seinen Pagoden die Gestalt von ausgehöhlten Felsen, und bedeckte sie ganz mit geschmacklosen Zierathen; der minder üppige, minder in Bildern denkende und handelnde Deutsche thürmte die harten Massen seines Landes auf einander und bauete Burgen, die seinen tausendjährigen Eichstämmen nicht unähnlich waren.

Die ganze Bauart jener erfahrungslosen Epoche ist eine sonderbare Vermischung des Ungeheuern mit dem Kleinlichen. Die erstaunliche Festigkeit alter Gebäude würde daher bei der unverhältnißmäßigen Größe der Steine, aus denen sie mehrentheils errichtet waren, unbegreiflich seyn; wenn nicht erfahrene Baumeister längst dargethan hätten, daß sie dieselbe bloß ihrer Solditität und dem ungeheuern Umfange ihrer Mauern zu danken

hat-

hatten. Eine Mauer nach moderner Angabe — sie sey aus den größten und härtesten Quadersteinen errichtet — wird nie die Festigkeit der alt=römischen oder gothischen Gebäude erhalten, die durch ihre eigene Masse unterstützt, und eben dadurch gegen die langsamen, aber unwiderstehlichen Verheerungen der Luftsäure und Witterung gesichert waren. Die Natur ist nie unthätig: sie wirkt entweder zur Dauer oder zur Zerstörung. Jene Steinmassen, durch ihre eigene Last gedrückt, und gegen das Eindringen scharfer Feuchtigkeit gesichert, erhielten nach und nach die Dichtigkeit und Dauer eines natürlichen Felsens *). Aber auch ein besseres Bindungsmittel wußten die Alten zu verfertigen, zu dessen Besitz wir, bei allen schon gemachten Versuchen, wohl nicht wieder gelangen werden. Bei mancher Ruine finden wir hiervon auffallende Belege. Der eine der Thürme am Heidelberger Schlosse ist halb umgestürzt, aber nicht zerbröckelt, sondern liegt noch jetzt als eine Masse da. Von den Außenwerken des Mansfelder Schlosses sind ganze Wände, und zwar mit Gewalt, gesprengt, ohne zu bersten. Was möchte wohl mehr die Güte des Mörtels anzeigen, als dieß. Versuchen wir ein Gleiches mit unsern Mauern, ob sie diese Probe bestehen werden: — schwerlich! Man hat verschiedene Ursachen dieser Festigkeit angegeben, ohne doch vielleicht die wahren zu finden. Einige suchen sie darin, daß der Kalk ehedem besser gebrannt worden sey

*) Journ. von u. für Deutschl. 1790. 1. St.

als jetzt, Andere im langsamen Bauen. Die mehreste Wahrscheinlichkeit hat aber wohl die Meinung, daß man sonst den Kalk viele Jahre lang in tiefen Gruben gähren ließ. Hierdurch erhielt er eine ungemeine Bindungskraft. Dann umgab man die aufzuführenden Mauern mit Brettern, löschte den Kalk auf den Steinen und ließ ihn da kochen, wodurch eine Art Verschmelzung der Steine mit einander vorging.

1.

Kynast
bei Warmbrunn.

Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
diese morschen Ueberreste waren:
Ein bethürmtes Schloß voll Majestät,
auf des Berges Felsenstirn erhöht!

Matthisson.

1.

K y n a s t.

Verdient je ein Theil Deutschlands, daß man ihn bereise, so ist es Schlesien. Man könnte es eine vollständige Encyklopädie des Sehenswerthen auf dem Erdboden nennen, wenn es im Besitze eines glänzenden Hofes wäre, der durch die Werke der Kunst, die nur in seinem Gefolge aufblühen, die Lücken füllte, welche hier noch zu finden sind. Wer Schlesiens schöne Natur noch nicht erblickte, seines Riesengebirges wilde Massen — über welche Rübezahl einst waltete — noch nicht durchstrich, von den hohen Felsenzinnen dieser gigantischen Bergkette noch nicht herabsah auf Landschaften, welche unbeschreiblich schöne Gemälde bilden, der kann auch nicht sagen, daß er die schönsten Theile unsers Vaterlandes gesehen habe. Wer es aber bereiste, der bestieg auch gewiß die Ruinen der Burg Kynast, mit deren Beschreibung und Geschichte ich diese Gallerie deutscher Burgen eröffnen will.

Drei Viertelstunden von dem bekannten Badeorte Warmbrunn liegt das dem Grafen Schafgotsch gehörige Dorf Hermsdorf. Es liegt dicht unter dem Berge, auf

welchem die Ruinen des Kynasts stehen; und wer diese besteigen will, den führt der Weg erst durch dieses Dorf. Ueber der Thür eines Hauses findet man hier eine große Tafel befestigt, mit den Worten:

Wer den Kynast will beschauen,
Kann sich hier mir anvertrauen.

Der Bewohner davon, ein Bauer, ist der Geleitsmann der Fremden auf die alte Burg, und man muß sich schon an ihn wenden, da er den Schlüssel zu der Stube im ehemaligen Wachtthurme hat, wo er für die Reisenden den Wirth macht. Dieß Aemtchen, das ihm in Hermsdorf den glänzenden Titel eines Kommandanten des Kynasts giebt, nährt ihn zwar nicht ganz, bringt ihm aber doch, besonders während der Badezeit, ein Erhebliches ein. Im Erledigungsfalle bestimmt der Graf selbst den Nachfolger. Mit ihm steigt man einen bequemen, eine halbe Stunde langen Weg — der im Jahre 1800, wo die Königin von Preußen den Kynast besuchte, gemacht wurde — hinan. Wem er aber noch nicht bequem genug wäre, der kann sich auch in Sesseln, die zu dem Ende in Hermsdorf bereit stehen, hinauftragen lassen. Auf diesem Wege kommt man zum „hohlen Stein", einer durch über einander gestürzte Granitblöcke gebildeten Kluft. Mit etwas Mühe drängt man sich durch ihren Eingang, geht so einen natürlichen Stollen ungefähr dreißig Schritte lang fort, und kommt dann wieder an einer andern Stelle des Berges heraus. Das allmählige Entschwinden des Tageslichts beim Hineingehen, wo man zuletzt ganz im Finstern tappt,

und das eben so allmählige Wiedererscheinen desselben, je mehr man sich dem Ausgange nähert, macht einen eben so seltenen als schönen Eindruck, den jedoch eine unbezwingliche Besorgniß begleitet, daß eben jetzt diese Felsenmassen rücken und die Ausgänge sich schließen möchten. Schon oft hat diese Höhle denen, die durch Uebermacht oder Unbilligkeit verfolgt wurden, in ältern und neuern Zeiten, zum sichern Schlupfwinkel gedient; und noch im Jahre 1807 verbargen sich Soldaten vom Freikorps des Prinzen von Anhalt-Pleß darin.

Von hier führt der Cicerone noch auf den „Wachtstein" (auch Käse und Brodt genant), von welchem er erzählt, daß sonst eine Wache da gestanden habe, um die benachbarte Gegend zu übersehen, und Angriffe auf die Burg zu verrathen, — und dann ist man vor dem Thore der alten Veste. Der Kommandant wohnt, wie gesagt, nicht hier, hat aber auf dem schon erwähnten ehemaligen Thurme, der viereckig und jetzt mit Schindeln bedeckt ist, eine Stube, wo man allerlei Erfrischungen haben kann. Hat man ihm nun den Wunsch zu erkennen gegeben, das Innere der Burg — die er verschlossen hält — zu sehen, so entfernt er sich einen Augenblick, und statt des Mannes, der in ganz ländlicher Kleidung mit dem Reisenden aus Hermsdorf heraufstieg, tritt bald darauf, ganz verwandelt, eine halb militärische Gestalt auf, die in einen hellbläulichen Rock gekleidet, den dreieckigen Hut tief in die Stirn gedrückt, an einem braunen Haselstock gravitätisch daher schreitet, und nun die nachgesuchte Besichti-

gung der Burg mit einem gnädigen Fiat bewilligt. So und nie anders empfängt und führt er Fremde ein, und um den militärischen Spaß vollkommen zu machen, schlagen seine Kinder beim Eintreten die Trommel.

Geräumig und durchaus fest war die Burg, wozu schon die natürliche Form des Berges, seine Steinklüfte und Felsen viel mitwirkten. Sie bestand aus zwei, durch hohe und starke Mauern von einander abgesonderten Basteien mit mehreren Rundeln, Streichwehren und einem sehr hohen, das Ganze beherrschenden Thurme an der Mittagsseite. Jene umgab eine weitläufige, noch jetzt sichtbare Ringmauer. Dieser steht außerhalb derselben, und hat ganz oben ein Fenster, mit eisernem Gitter versehen, durch das sich einst — so erzählt der Führer — ein auf den Tod Gefangener, der die Stäbe durchbrach, flüchtete. Wahrlich, ein Sprung, der den von Ludwig dem Springer noch übertrifft.

Durch drei Thore hindurch gelangt man in das Innere der Ruine, welche drei Höfe oder freie Plätze umschließen. In den Gebäuden befanden sich vordem eine Kapelle, ein großes Wohnzimmer, vier kleinere Zimmer, neun Kammern, zwei Schüttböden, zwei Keller in Felsen gehauen, eine Küche, ein Backhaus, ein Stall für zwölf Pferde, ein Pulvermagazin, drei tiefe Brunnen und eine Waffen- oder Rüstkammer, ein Garten, und ein Gefängniß über und eins unter der Erde. Von allem diesem sieht man jetzt nur die Ueberreste, zum Theil mit Rasen bezogen, und mit dazwischen aufgesproßten Bäumen und Gesträuch

umgrünt. Habichte horsten in den Spalten der Trümmern, ob es gleich im Sommer hier nie ruhig ist und von Fremden selten leer wird.

Von den drei Brunnen giebt der eine noch Wasser; der zweite ist verschüttet, und der dritte ist ungefähr noch zwanzig Fuß tief. Ein Franzose, der im Jahr 1808 um Ostern herum, wo hier noch Schnee lag, den Kynast allein besuchte, fiel in diesen, arbeitete sich aber doch mit unsäglicher Mühe wieder heraus, ungeachtet der Brunnen oben trichterförmig zuläuft. Auf einem der innern Hofräume ist zur Belustigung der Bauern aus den nahen Dörfern eine Kegelbahn angelegt, und jährlich wird noch am Sonntage nach Pfingsten ein Pfefferkuchenmarkt, als Schatten eines ehemaligen Jahrmarkts, unter diesen Mauern gehalten, welcher eine große Menge Landleute aus den umliegenden Dörfern zusammenlockt. Der alte schlesische Chronist Naso, der den Kynast noch in völlig gutem Zustande sah, erzählt uns vom Innern Folgendes:

„Wiewohl nicht ein weitläufiger Raum darin zu finden ist, so ist das Schloß dennoch in drei unterschiedene Theile auf dem harten Felsen dergestalt abgesondert, daß ein jeder Ort von den Brustwehren absonderlich beschirmet, und der höchste Theil von dem darüber hoch erhobenen Thurme mit Steinwürfen erhalten werden könnte. In dem untern Stocke des Schlosses pflegt der Hauptmann seine Wohnung zu haben, in dem andern Theile haben die ankommenden Gäste, dafern sie über Nacht auf der Festung bleiben sollen, ihre bequemen Zimmer." . . . . .

„In dem obern Stock sind zwei kleine Zeughäuser, welche beiderseits mit allerlei Kriegswerkzeugen und dazu dienlichen Nothdurften reichlich versehen sind; dann in dem untern Zeughause findet man verschiedene Schußgewehre, an langen Röhren, Flinten, Musketen, Doppelhaken und dazu gehöriger Musterung; ingleichen viel altes Seitengewehr, als lange und breite Schwerdter, so die alten Fürsten und Herzoge in den Kriegeszeiten führen lassen. In besagtem wohlverwahrtem Zimmer ist auch vorhanden, des weiland streitbaren Helden und Kaiserlichen Kriegs-Obristen Tobiä von Werne und Giesenburg, dessen mannliche und heroische Thaten fast dem ganzen römischen Reiche bekannt sind, in Feldzügen geführeter Harnisch, welchen zwar eine vierpfündige Kugel getroffen, dennoch aber weder der Harnisch durchbrochen, noch weniger des Tapfern darunter verborgenen Gemüths heldenmüthiges Beginnen gemindert hat."

„In dem andern und obern Zeughause werden verwahrt mancherlei Harnische, Panzerhemden und Sturmhauben, deren theils von der Liegnitzer Wahlstadt, als die Tartaren im Jahre 1241 die Christen bei der Stadt Liegnitz erlegt und obgesieget, dahin zum ewigen Gedächtniß versetzet worden *). In beiden Zimmern ist an Blei, Kugeln, Pulver und Lunten, auch andern Kriegswaaren,

*) Sie müssen doch wohl erst an andern Orten gewesen seyn, da der Kynast erst 1292 zu bauen angefangen worden, wie Naso selbst sagt.

kein Mangel, also, daß die Festung mit einer geringen Besatzung, sintemalen des Schlosses Umkreis nicht groß, sich einer ziemlichen Heeresmacht widersetzen könnte. Es haben zwar im Jahre 1426 die Hussiten sich gelüsten lassen, den Ort zu gewinnen, indem sie aber die Unmöglichkeit, wegen Kürze der Zeit, zu Sinne gezogen, sind selbige, ohne einigen Angriff und Sturm, vorbei gegangen, also, daß die Festung Kynast, bis auf unsere Zeiten, eine unversehrte Jungfrau geblieben ist, u. s. f."

Die Aussicht, welche man vom Kynast auf die umliegende Gegend hat, ist schön und reich. Vorzüglich wird man dieß auf drei Standpunkten finden. Zuerst auf der Fläche zwischen dem äußersten Wachtthurme, der jetzt das Stübchen des Kommandanten ausmacht, und der ersten großen Ringmauer. Hier, und zwar bei einigen bretternen offenen Häusern oder Buden, mit Tischen und Bänken versehen, überschaut man das ganze Hirschberger und Warmbrunner Thal, ja man sieht rechts bis Schmiedeberg, und so einen Theil des Schmiedeberger Thales. Hirschberg, Kunersdorf, Herisdorf und Warmbrunn, die in einer fast ununterbrochenen Häuserreihe stehen, erscheinen beinahe wie eine große Stadt, begrenzt durch die Hirschberger und Warmbrunner Thürme. Sie liegen geradezu gegen Mitternacht, und sind umgrenzt von Saatfeldern, Wiesen und einer Menge kleiner Seen und Teiche. Rechts liegen der Prudelberg, die Fischbacher Berge, Buchwald, und ganz rechts sieht man den Thurm von Schmiedeberg mit einigen Häusern der Stadt; dahinter

neue Berge, welche die Aussicht verdecken und den Hirschberger vom Schweidnitzer Kreis trennen. Die Berge über Warmbrunn und Hirschberg hinaus überschaut man, und aus der fernen Ebene treten hervor der Spitzberg, der Goldberg; benachbart ist und mehr links der Gröditzberg im Fürstenthum Liegnitz, auf welchem auch ein wichtiges Bergschloß stand, dessen Besatzung der des Kynasts und umgekehrt, bei herannahendem Feinde, Feuersignale gab. — Ganz links, dicht unter dem Berge, liegt Hermsdorf mit seinem schönen Schlosse, weiter hinten Petersdorf, und noch weiter hinten das weit und zerstreut liegende Schreiberau.

Die Aussicht auf die fernen Gegenden links hat man schöner aus den Fenstern der Burg, die gegen Abend hinaus liegen, und wohin man gelangt, wenn man durch die alte Kapelle rechts ab geht. Von hier aus erblickt man links die Gebirgskette mit dem darunter liegenden Agnetendorf, die Schneegruben, die verschiedenen Felsengruben der Sudeten bis zum Kämnitzberge, der bei Flinsberg liegt und die Aussicht beschließt, ausgezeichnet durch einen kleinen Wald, der, ganz abgeschnitten vom übrigen Gehölze, auf ihm steht. Schreiberau dehnt sich dicht hinter Petersdorf die Berge hinauf; noch mehr rechts liegt der Bieberstein, eine wunderbare Felsformation, die wie eine alte Burg von fern aussieht, und dicht dabei erblickt man, durch eine Bergschlucht, die Ruinen der Burg Greifenstein. Hieran schließt sich rechts die Aussicht, die ich eben vorher zu beschreiben suchte.

Steigt man innerhalb der ersten und zweiten Mauer an dem Abhange herum, dicht unter dem Thurme, so hat man die dritte Aussicht gegen Mittag; denn man übersieht dann die ganze Kette des Gebirges, obgleich, da man zu dicht darunter steht, verkürzt. Deutlich sieht man die Kapelle auf der Koppe, schauerlich ist von hier der Blick in die jähe Tiefe, die gleich an dieser Stelle hinabgeht. Nur Felsenmassen und einzelnes Gesträuch, unten aber Bäume, decken den Abgrund.

Eine leichte Mühe und geringer Aufwand von Kosten könnte die herrlichste und höchste allgemeine Aussicht bewirken, wenn der Zugang zu dem noch unversehrten Hauptthurme eröffnet und dieser mit einer Gallerie umgeben würde. Dieser Platz würde alle Standpunkte, die man jetzt nehmen muß, vereinigen. Der Besitzer der Burg, Graf Schafgotsch, würde sich ein großes Verdienst und den wärmsten Dank jedes Reisenden erwerben, wenn er diese Einrichtung treffen ließe.

Von herrlicher und großer Wirkung, besonders bei stillem Wetter, ist das Abfeuern eines kleinen Böllers nach dem Gebirge zu, was der Kommandant gewöhnlich veranstaltet. Kaum ist der Schuß gefallen, so geben links die Berge, wie einen lang rollenden Donner und gleich einem Pelotonfeuer, ein lang gedehntes Echo wieder. Dann rollt rechter Hand, aber schwächer, ein langer Donner über die Berge, stärker tönt er hierauf wieder von der Mitte der Gebirge, und endlich hört man ganz aus der Ferne noch einzelne Töne, einzelne Schläge.

Eine kleine Hütte, am Eingange in die Burg erbaut, bewahrt einen großen Folianten, in den die Hiergewesenen ihren Namen schreiben. Seltsam ist es, als Titelblatt darin eine Handzeichnung zu sehen, die den Kynast und seine Umgebungen vor der Sündfluth darstellt.

Wahrscheinlich hat der Berg Kynast von Kienbäumen oder Kiefern den Namen, vielleicht auch von einem solchen Baume, der wegen seiner vorzüglichen Höhe merkwürdig gewesen, und in den ältesten Zeiten da gestanden haben soll, wo jetzt die Ruinen des Schlosses stehen.

Ueber den Kynast gehen mehrere Legenden, welche durch Urkunden zu widerlegen oder zu bestätigen die Mühe lohnte. Zu diesen gehören vorzüglich die merkwürdigen Prophezeihungen des Joh. Andr. Thieme, Predigers in dem benachbarten Obergiersdorf. Dieser Mann wollte die Gabe besitzen, aus der Konstellation der Planeten die Schicksale der Menschen vorherzusagen, wenn er die Stunde ihrer Geburt wüßte. Auf diese Kraft gestützt, deutete er auch dem unglücklichen, hernach in Regensburg enthaupteten Joh. Ulrich Grafen von Schafgotsch, Besitzer von Kynast, einen unnatürlichen Tod vorher an. Er that dieß freilich zu einer sehr unpassenden Zeit, am Geburtstage des Grafen, den 2ten März 1635, wo eine große Gesellschaft zur Feier des Tages auf Kynast versammelt war. Der Graf selbst war nicht zugegen. Seiner Gewohnheit nach verbrachte er diesen Tag in seinem Zimmer betend und fastend, und Gott mit inbrünstiger Andacht

für verliehene Jahre dankend; aber er sah es gern, wenn die Gesellschaft, die er dessen ungeachtet zusammen bat, fröhlich war. Und das war sie auch dießmal. Man sprach und scherzte und trank und plauderte. Unter andern fing der Pastor Thieme, ein Astrolog und Chiromant, an, von dem Laufe der Himmelskörper und der Konstellation der Gestirne ein Weitläufiges zu reden, und seine gründlichen Kenntnisse in diesen Wissenschaften an den Tag zu legen. Man hörte ihm lange und mit Aufmerksamkeit zu. Als er aber unvorsichtig genug und so ganz ohne alles Zartgefühl war, seine Vorhersagungskunst am Herrn des Hauses, der doch auch sein Patronatherr war, zu üben, und zu erklären: „daß der Saturn und der Mars bei der Geburt des Grafen in dem vierten Hause der Sonne eine gefährliche Opposition gehabt hätten, welches auf den gewaltsamen Tod des Grafen, und zwar durch ein kaltes Eisen, deute", und dabei selbst in ein ernstes Staunen gerieth und zu Gott betete, es zum Besten des Grafen zu kehren, da stürmte die ganze Gesellschaft heftig auf den fatalen Propheten ein, daß er ihre, aus dem Becher erschlürfte Fröhlichkeit auf eine so höchst unangenehme, widrige Weise störe. Besonders erbittert war der Stallmeister und Kammerdiener des Grafen, der zum Pastor sprach: „Ich hätte nimmermehr gedacht, daß in einem ehrwürdigen Geistlichen, ja bereits grauen Haupte, dergleichen fantastische Dinge stecken sollten, den Anfang und das Ende des menschlichen Lebens zu entdecken, da doch noch kein Fernglas geschliffen, womit man ins Kabinet der

göttlichen Geheimnisse sehen könnte." Zugleich drohte er, dem Grafen Alles wieder sagen zu wollen. Die Uebrigen baten ihn zwar, das Uebel nicht noch ärger zu machen, und er versprach auch zu schweigen; als aber die Gäste fort waren, er den Grafen auskleidete, und dieser von ihm zu wissen verlangte, wie und womit sich seine Gäste unterhalten hätten, war er doch schwach und unvorsichtig genug, ihm auch das Prognostikon des Pastors Thieme zu erzählen. Der Graf lachte, besann sich einen Augenblick, wie er wohl den Pastor auf eine recht ausgezeichnete Weise mit seiner Sterndeuterei aufs Bloße stellen könne, und gab alsdann Befehl, sämmtlichen Gästen sogleich reitende Boten nachzusenden, und sie zu ersuchen, sich des andern Tags wieder auf Kynast bei ihm einzufinden, um mit ihm eine Jagdpartie zu machen und dann ein fröhliches Mittagsmahl einzunehmen. Was geschah? Als des andern Tages die Eingeladenen da waren, ließ er ein säugendes Lamm holen und sagte zum Prediger Thieme: er habe von seiner Weissagungsgabe gehört, und wünschte davon einen Beweis zu erhalten. Hier wäre ein Lamm, er möchte so gut seyn, und diesem die Nativität stellen. — Thieme weigerte sich lange. Er meynte, daß ein großer Unterschied zwischen einem Thiere und einem Menschen sey; allein der Graf ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Noch hätte der Prophet seine Tags zuvor gethane unüberlegte Aeußerung wieder gut machen, und Unfähigkeit in diesem Falle vorschützen können, er wäre dann vielleicht ausgelacht, und das Ganze für einen Scherz gehalten worden; allein nicht

also:

also: er glaubte seinen Ruf begründen zu müssen, und bat daher, man möchte den Schäfer der Heerde, von welcher dieß Lamm sey, kommen lassen. Diesen fragte er, in welcher Woche, an welchem Tage und in welcher Stunde das Lamm geboren sey. Nach erhaltener Antwort machte er einige astronomische Berechnungen, und sprach dann: „dieß Lamm wird der Wolf fressen!" — Alle lachten laut auf. Der Graf aber gab ins Geheim Befehl, das Lamm gleich zu schlachten, und es ganz zu braten, ohne jedoch dem Koche die Ursache davon zu sagen; und nun begab sich, bis zum Mittagsmahl, die ganze Gesellschaft auf die Jagd.

Auf dem Schlosse lief nun schon seit zehn Jahren ein zahmer Wolf herum, der wie ein Haushund überall hin, selbst in die Küche durfte, wo er jedoch nie etwas angerührt hatte, was ihm nicht vorgeworfen war, und wo er sogar oft zum Drehen der Bratmaschine gebraucht wurde. Zufällig kam dieser in die Küche, als das Lamm am Spieße stak und schon halb gebraten war; und da den Koch eben ein Geschäft aus der Küche entfernt hatte, so machte sich der Wolf, ganz gegen seine Gewohnheit, über den Lammsbraten her und fraß ihn rein auf. Dem Koch war es zwar ärgerlich, als er bei seiner Rückkehr kaum noch die Reste fand, er prügelte auch den Wolf tüchtig durch; da er aber die Wichtigkeit des Umstandes nicht kannte, so glaubte er, daß bei der Menge der übrigen Gerichte der

Braten nicht vermißt werden würde, und war getröstet*).

Die Jagdgesellschaft kam zurück. Man setzte sich fröhlich zur Tafel, scherzte mit dem Pastor Thieme, und der Graf freuete sich schon auf den Augenblick, wo er ihm das Lamm gebraten werde vorzeigen können. Aber das Lamm blieb aus. Der Graf ließ sich nach der Ursache erkundigen. Da trat der Mundkoch herein, warf sich zu seines Herrn Füßen, und erzählte das Geschehene zum Erstaunen aller Anwesenden. Der Graf legte ruhig und mit den Worten sein Messer auf den Tisch: „Der „Wille des Herrn geschehe! Ich weiß, daß ich jederzeit „meinem Kaiser treu gedient und des Landes Beste red„lich gesucht habe! Herr, du wirst meine Unschuld ge„wiß an den Tag bringen!" Er mußte sich zu Bett begeben, da er sich nicht wohl fühlte, und die Gäste schlichen traurig nach Hause.

Thieme's traurige Prophezeihung ging leider vier Monate darauf wirklich in Erfüllung. Der Graf wurde am 25sten Junius 1635 nach Regensburg gefordert, um sich vor den Reichsständen wegen einiger Punkte zu verantworten oder zu entschuldigen, und wegen der Verwaltung seines Amts (er war General der kaiserlichen Truppen in Schlesien) Rechenschaft zu geben. Seine Freunde baten ihn mit Thränen, sich zu schonen, und wollten

*)) Man zeigt noch jetzt in den Ruinen diese Küche, ein kleines enges Behältniß.

ihn von der Reise zurückhalten; er reiste aber doch, denn er lebte im Gefühle seiner Schuldlosigkeit. Kaum war er in Regensburg angelangt, so besetzte ein Dragonerhauptmann mit zwanzig Mann seine Wohnung, kündigte ihm Arrest an, und forderte im Namen Kaisers Ferdinand II. ihm den Degen ab. Der Graf verweigerte dieß mit den Worten: „Ich habe ihn immer rühmlich geführt, habe „ihn aus des Kaisers Händen empfangen, und werde ihn „keinem Kapitain übergeben!" Als aber gleich darauf ein Oberster mit demselben Begehren zu ihm eintrat, gab er den Degen ohne Widerrede ab. Am folgenden Tage führte man den Grafen aufs Rathhaus, und legte ihm folgende drei Fragen vor: Ob er nicht mit dem Feinde Seiner Majestät nach Schweden geheime Korrespondenz gehalten? Ob er nicht die an das in Ungarn zu versorgen habende Detaschement zu zahlenden Gelder untergeschlagen, um dadurch die Soldaten zu einer Revolte zu bringen? Ob er nicht seine lutherischen Unterthanen in Schlesien aufgewiegelt habe, sich zusammen zu rotten und die Katholiken zu vertilgen? — „Das Erste," erwiederte er, „habe ich nie im Sinne gehabt, an das Zweite nie gedacht, „und das Dritte darf ich nicht erst widerlegen, weil meine „katholischen Bedienten wissen, daß dieß nicht so ist." Man legte ihm hierauf falsche, untergeschobene Briefe vor, die er geschrieben haben solle, und woraus man ihm den Hochverrath beweisen wollte. „Wer diese geschrieben," sagte er ganz gelassen, „mag den Inhalt vor Gott verantwor„ten." Obige drei Fragen wurden ihm mehrere Male vor-

gelegt, da er aber immer bei seiner ersten Antwort blieb, so schickte man ihm endlich den Scharfrichter zu, welcher ihn mit der Tortur bedrohen mußte. Es blieb auch nicht bei der bloßen Drohung, sie wurde wirklich angewendet, doch ohne Erfolg. Auch nicht ein Wort konnte man dem guten Grafen abpressen, das ihn verdächtig gemacht hätte. Nachdem nun der Oberste von Teufel und der Oberauditeur Götze von Wien zurückgekommen waren, wohin sie geschickt worden, um dem Kaiser vom Verlauf der Sache zu referiren und die Akten vorzulegen, traten am 21sten Julius einige Offiziere in das Zimmer des Grafen, entschuldigten sich mit bebender Stimme, daß sie befehligt wären, ihm eine traurige Nachricht mitzutheilen, und eröffneten ihm, daß er, auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers, vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Der Graf erwiederte hierauf mit vieler Ruhe und Ergebenheit: „Ich weiß, daß mein Blut schon lange eingeschenkt ist; „es darf nnr getrunken werden! So gern ich sterbe, und „lieber Unrecht leiden als Unrecht thun will, so jammern „mich doch meine Kinder. Ich bitte nun um einen Prediger, mit dem ich mich unterreden kann." Nach einer rührenden Unterhaltung fragten ihn die Abgeordneten: ob er in diesem Zimmer sterben wolle? man würde ihm dieß nicht abschlagen. Er sagte: „ich habe so gelebt, daß „dieser Schimpf und Spott zwar groß, mein Gewissen „aber doch rein ist; und wenn ich das für Gnade halten „soll, so bleibe es lieber bei der Ungnade! Ich will lieber unter meines Gottes freiem Himmel sterben, als im

„Dunkeln hingerichtet werden!" Die Abgeordneten und alle anwesenden Offiziere entfernten sich, nachdem sie mit vielen Thränen von ihm Abschied genommen. Er wurde nur traurig, wenn er an seine Kinder dachte. Nun kam der Superintendent M. Lenz, der sich lange mit ihm unterhielt. Gleich darauf kamen mehrere Jesuiten, und hießen Herrn Lenz gehen. Sie blieben drei Stunden beim Grafen, redeten hart, und disputirten viel mit ihm. Er ließ während des Gesprächs eine Bibel holen, worauf sie ihn sogleich verließen. An diesem Tage durfte Lenz nicht wieder zum Grafen. Aber am 22sten Julius kam er und noch ein Prediger zu ihm. Mit der größten Andacht beichtete der Graf bei offenen Thüren und empfing das heilige Abendmahl, wobei er vor den lauten Klagen und Schluchzen der Anwesenden kaum sprechen konnte. Nachdem die Geistlichen ihn verlassen hatten, schrieb er noch mehrere Abschiedsbriefe an die Seinigen, vertheilte seine Sachen unter die Bedienten, ließ sich den Sarg machen und bereitete sich zum Tode. Die letzte Nacht brachte er mit Gebet zu. Früh am 23sten Julius besuchten ihn noch einmal die Geistlichen, die er nach Versicherung des herzlichsten Danks mit den Worten entließ: „ich habe „nun durch Gott einen solchen Trost gefaßt, daß ich wei„ter keines Trostes mehr bedarf!" Ein Offizier forderte ihn zur Richtstätte. Mit gelassenem Muthe und bewundernswürdiger Standhaftigkeit ging er mit ihm vom Rathhause und wurde auf den Platz zur Heide gebracht, wo in dem Gasthofe, zum Kreuz genannt, Standrecht über ihn

gehalten und er dann zur Bühne auf einem Wagen geführt wurde. Es traten einige Jesuiten zu ihm, die ihn mit ihrer Fürsprache aber so beunruhigten, daß er sie gehen hieß. Er stieg mit heiterer Miene ab und die Bühne hinauf, wo er auf das Tuch knieete, welches er sich selbst hatte aufbreiten lassen, und betete. Dann stand er auf, segnete seine Kinder, seine Freunde, seine Bedienten, und zuletzt alle seine Unterthanen mit der herzlichsten Rührung. Hierauf wandte er sich zum Obersten, zum Auditeur und den Beisitzern, und fragte zum ersten Mal: „Weil ich „sterben soll, so mag man mir doch vor Gott und aller „Welt sagen, welches die Ursache meines Todes sey, da„mit nicht jemand meynen dürfe, ich stürbe als ein Dieb „oder Uebelthäter!" Der Richter gab ihm zur Antwort: Wir thun, was uns der Römische Kaiser befiehlt! Er fragte zum zweiten Mal nach der Ursache seines Todes, und erhielt die vorige Antwort. Da er die Frage zum dritten Mal wiederholte, ließ man die Trommeln rühren, um nicht mehr zu hören, was er sprach.

Nachdem ihm sein Kammerdiener den Oberrock ausgezogen und die Haare mit einem weißen Tuche hinaufgebunden hatte, sagte er: „nun so will ich mich hierher „setzen, um meines Gottes Willen, dem ich mich mit Leib „und Seele übergeben habe, und in Geduld seiner erwar„ten!" Er setzte sich auf den für ihn bereiteten Stuhl nieder, wo ihn durch den Scharfrichter der Kopf abgeschlagen wurde. Einige seiner Bedienten nahmen den Körper von dem Stuhle herunter, fielen nieder und bete-

ten, legten ihn und den Kopf in den Sarg, und trugen ihn in Gegenwart vieler tausend Zuschauer in sein Zimmer. Noch an diesem Tage wurde er ohne alle Ceremonie auf dem Kirchhofe zur heiligen Dreifaltigkeit in ein gewölbtes Grab gesetzt, welches er sich selbst hatte machen lassen. Eine Menge Volks begleitete ihn, fiel vor dem Sarge nieder und beweinte seinen Tod. Sein Leichnam wurde nicht abgewaschen, weil er dieß selbst nicht haben wollte, sondern gesagt hatte: „ich will so, wie ich nach „meinem Tode seyn werde, vor dem Richterstuhl Christi „erscheinen."

Dieß ist die wahre Darstellung einer Begebenheit, welche ein immerwährendes Denkmal und merkwürdiges Beispiel des Religionshasses und Verfolgungsgeistes der Jesuiten bleiben wird. Denn nicht wegen einer geheimen Verschwörung gegen den Kaiser und einer Korrespondenz mit dem Könige von Schweden wurde der unschuldige Graf hingerichtet, sondern aus Religionshaß der Jesuiten. In Hermsdorf unterm Kynast wird das Schwerdt, mit welchem er hingerichtet worden ist, noch aufbewahrt, aber nicht gezeigt.

Doch, wenden wir den Blick von diesem scheuslichen Gemälde religiöser Barbarei, von diesem Schmutzflecken in Ferdinands Regierungsjahren, von diesem empörenden Justizmorde, gleich denen, womit sich Buonaparte in unsern Tagen so oft besudelt hat. Die romantische Sage von der spröden Kunigunde trete auf, und erzähle uns von dem seltnen Männerhaß eines Weibes in der Jugendblüthe,

Kunigunde, das einzige Kind eines der frühesten Besitzer des Kynasts, hatte von ihrem Vater — der mit dem Himmel haderte, daß er ihm keinen Sohn gegeben — eine männliche Erziehung genossen. Wenn sie recht wild umhertobte, mit den Waffen spielte, Pferde bändigte, mit seinen Reisigen sich unterhielt, liebkos'te er sie am zärtlichsten. Sie liebte aber auch ihn höchst innig, und war daher ganz untröstlich, als er in der Trunkenheit mit dem Pferde in einen Abgrund stürzte, und an den Felsen den Kopf zerschellte. Sie ließ den Entseelten an dem fast unzugänglichen Orte, wo er gefallen war, beerdigen, und machte es sich nun zur Pflicht, täglich das Grab zu besuchen. Ihre vorige Lebensart setzte sie fort, nur daß ihre Wildheit noch rauher und düsterer war. Ihre Besuche beim Grabe des Vaters nährten ihren Haß gegen die Felsen, welche ihr, wie sie sagte, ihren Vater geraubt hatten; und doch wollte sie die Bergwohnung nicht verlassen, ob sie gleich mehrere Burgen in fruchtbaren Thälern hatte. Sie schien ihren Aufenthalt zu lieben, weil sie mit ihm zürnen konnte.

Nach des Vaters Tode fanden sich eine Menge stattlicher Ritter ein, die um die Hand des reichen Fräuleins buhlten. Keiner erhielt aber eine entscheidende Antwort, keiner wußte, woran er war, bis sie endlich erklärt, daß sie sich alle auf den nächsten Gertruditag einfinden möchten, um das Ultimatum aus ihrem Munde zu hören. Der Tag erschien, und auf Kynast wimmelte es von Freiern und Nicht-Freiern; denn die sonderbare Bestellung

Aller auf Einen Tag hatte auch Manchen aus bloßer Neugier herbeigeführt. An einer köstlich besetzten Tafel wurde wacker gezecht, und durch das Oel der Traube die Flamme der Hoffnung bei Allen lichterloh erhalten. Schon nahete der Abend, und noch hatte Kunigunde ihrer Erklärung nicht erwähnt. Mancher, durch den edeln Wein begeistert, stürmte auf sie ein, aber vergebens. Endlich fuhr sie, wie aus dem Traum erwachend, von der Tafel auf, und rief: „Nun ist's Zeit, die so trotzig geforderten Bedingungen meiner Liebe und meiner Hand zu offenbaren. Wer sie hören will, folge mir.“

Sie lief hinab in den Burghof, und das Freierheer folgte tobend nach. Sie trat aus dem Schloßthor, und eilte nun, auf einem neu gebahnten Wege, bei Fackelschein, zum Grabe ihres Vaters, wohin ihr die Menge nachtaumelte. Als sie angelangt war, riß sie dem Pater das Kruzifix aus der Hand, hob es in die Höhe, und rief nun begeistert aus: „Hier ruht der Einzige, den ich liebte. Hier schwör' ich's, keinen zu lieben, keinen zu ehelichen, der nicht im ritterlichen Harnisch, zu Rosse sitzend, den obern Rand der Burgmauer umreitet, und so den Felsen trotzt, die mit meines Vaters Blute gefärbt sind!“

So sprach sie, wünschte den Gästen eine gute Nacht, und ließ sie fluchend, lachend, murmelnd und schweigend stehen.

Das Gerücht von der sonderbaren Heirathsbedingung verbreitete sich bald weit umher. So gefahrvoll es aber auch war, sie einzugehen, so gab es doch Wagehälse, die

ihr Glück versuchen wollten. Um aber bloße Neugierige von sich abzuhalten, hatte Kunigunde am Wege auf den Berg eine Wache postirt, welche jeden Ritter von der Bedingung, und der damit verknüpften Gefahr unterrichten mußte. Wenn dieser nun versprach, sich ihr zu fügen, so wurde er hinauf bis zur Burg geleitet, dem Fräulein vorgestellt, durfte in ihrer Gesellschaft einen Tag ausruhen, und mußte dann, unter folgenden Ceremonien, das Abentheuer bestehen. Im Hofe bestieg er, unter dem Schalle der Trommete und dem Brüllen einiger Donnerbüchsen, das Roß; Kunigunde sah aus dem Erker auf ihn nieder, wiederholte ihre Versicherung, und wünschte ihm Glück. Er versprach ihr die Erfüllung der Bedingung, und nun ritt er, von seinem weinenden Gefolge begleitet, über die Zugbrücke und auf die Mauer. Die Trommeten blieben auf ihren Posten, die Büchsen wurden wieder geladen, um den Ritter, welcher die Aufgabe glücklich lösen werde, glorreich zu empfangen; aber nie ertönten sie zum zweiten Male, denn in den Abgrund hinab stürzten alle die Unglücklichen, die sich durch Eitelkeit oder Habsucht zu dem Wagestück entschlossen hatten.

Groß war die Zahl derer, die auf solche Art ihren Tod fanden, und ein trauriges Opfer einer unmenschlichen Bedingung wurden. Weit umher verbreitete sich die Kunde davon, und nach und nach wurde es auf Kynast still und leer, denn jeden schreckte das Beispiel seiner Vorgänger zurück. Kunigundens Wuth darüber stieg von Woche zu Woche, aber die Landleute umher freueten sich,

daß die Ritter endlich einmal klug geworden wären, und sich nicht mehr sichtlich in ihr Verderben stürzten.

So verging eine lange, lange Zeit, als plötzlich ein stattlicher Ritter, von einem einzigen Knappen begleitet, den Berg herangesprengt kam. Die fahrlässig gewordenen Knechte am Wege fuhren ob der ungewohnten Erscheinung erschrocken durch einander, wollten sich in Eil ordnen und den Ankommenden prüfen, aber ein trotziges: „Fort ihr Knechte!" entwaffnete ihren Muth. Sie ließen ihn durch, sahen ihm verwundernd nach, sahen sich erstaunt an, und meynten, daß das nicht gut für sie ablaufen werde.

Kunigunde lachte laut auf, als man ihr meldete, daß sich wieder ein Ritter eingefunden habe, und sprang voll stolzer Freude ans Fenster. Aber eine nie gefühlte Empfindung bemächtigte sich ihrer. Mit steigender Aufmerksamkeit, mit einer ihr sonst gar nicht eigenen Verwirrung, betrachtete sie des schönen Fremdlings majestätsvollen Anstand und sein schönes blaues Auge, das fest und sicher zu ihr hinaufblickte. Ehe sie es glaubte, trat er schon in ihr Zimmer, grüßte sie höflich, und sie verneigte sich unwillkürlich tiefer, als je vor einem seines Gleichen.

„Fräulein," so redete er sie an, „ich kenne die Aufgabe, die Ihr der ganzen Ritterschaft gemacht habt. Wenn mir das Glück wohl will, so bin ich der Letzte, der das Abentheuer besteht!"

Er betrug sich von diesem Augenblicke an mit einer edeln Unbefangenheit, sprach über vielerlei Gegenstände

so eindringend, so räthselhaft, so entschieden und zuversichtlich, daß Kunigunde es gar nicht wagte, ihn, so wie andere seiner Vorgänger, auf die gewohnte Art zu behandeln. Alles, was er sagte klang ihr neu und reizend. Sein stolzer Trotz beleidigte sie nicht, seine gefühlvollen Schilderungen weckten fremde Empfindungen in ihr, aber seine ganze Art, sich zu benehmen und sie zu behandeln, machte sie verlegen, und ließ sie fühlen, daß sie eine alberne Rolle spiele.

Indem sie dieß entdeckte, fiel ihr zugleich ein, daß sie noch gar nicht wisse, wer der Fremde sey. Gewohnt, hiervon immer schon vor der Ankunft jedes Ritters unterrichtet zu seyn, ergrimmte sie heftig über diese Nachlässigkeit ihrer Diener. Sie verließ das Zimmer plötzlich, jenes zu erfragen und diese auszuschelten. Aber kein Mensch wußte ihr befriedigende Antwort zu ertheilen, und der Knappe des fremden Ritters war in seinen Antworten so lakonisch und räthselhaft, daß sie ihm voll Aerger eine Ohrfeige gab und nach dem Zimmer zurücklief, um von dem Unbekannten selbst den Namen zu erfragen. Sie wollte dieß mit Ernst und Strenge thun; aber des Ritters neues Benehmen entwaffnete sie. Er hatte in ihrer Abwesenheit eine Laute ergriffen, auf welcher er eben phantasirte, als sie hastig eintrat. Diese sanften Töne, durch welche fremde wohlthuende Empfinduugen auf sie einströmten, erweichten ihr ganzes Wesen. Der Zorn wich von ihrer Stirn. Sie setzte sich mit niedergesenktem Blick dem Ritter gegenüber, der ihr mit männlich schöner Stimme

ein Lied vorsang, dessen Inhalt so mächtig auf sie wirkte, daß sie die Thränen nicht verbergen konnte.

So verging der Tag; und als die Nacht einbrach, verließ der Ritter das Zimmer mit der Erklärung, daß er morgen in aller Früh die Burg auf der Mauer umreiten werde. Mit ängstlichem Herzklopfen hörte es Kunigunde, suchte Aufschub zu bewirken, und wünschte, daß der Ritter davon abstehen möchte; aber er blieb bei seinem Vorsatze.

Mit dem Gefühl einer erwachenden Liebe und der Quaal eines gebändigten Stolzes blieb Kunigunde allein. Sie warf sich auf ihr Lager; aber kein Schlaf erquickte sie, und erst nach längst gewichener Mitternacht versank sie in einen von wilden Träumen begleiteten Schlummer.

Beim ersten Schimmer des Tages ließ sich der fremde Knappe das Thor öffnen und lief auf die Mauer. Und als der Himmel in Osten sich röthete, alle Gegenstände deutlich zu erkennen waren, ging er in den Burghof zurück, und zog das Roß seines Herrn aus dem Stalle. Da kam der fremde Ritter in leichter Kleidung die Treppe herab, umarmte den Knappen, schwang sich auf sein Pferd, und ritt stolz zum Thore hinaus.

„Nun mache Alles im Schlosse wach," rief der Knappe dem zitternden Thorwächter zu, „aber laß niemanden der Mauer sich nähern."

Bis an den Aufgang auf die Mauer begleitete der Knappe seinen Herrn. Mit einem freundlichen Blick auf ihn, ritt dieser hinauf, hob die Füße aus den Bügeln, und

ließ nachlässig auf den Hals des Pferdes die Zügel hängen. Sichern Trittes ging es auf dem schmalen Pfade. Ruhig blickte der Ritter in das gräßliche Thal, wo noch finstere Nacht war. In Osten sprang die Sonne herauf, die Lerche erhob sich; aber er sah weder Sonne noch Lerche: nur auf den neben der Mauer her gehenden Knappen blickte er bisweilen freundlich hin.

Unterdessen war Alles in der Burg wach geworden, und lief ängstlich durch einander. Kunigunde war auch erwacht. Kaum hörte sie, daß der Ritter auf der Mauer sey, als sie ein fieberhafter Schauder ergriff. „Er ist todt!" schrie sie, und flog hinab in den Burghof. „Wo ist sein Leichnam?" Niemand antwortete, Alle standen mit gefalteten Händeu.

Als nun das ängstigende Gefühl Aller den höchsten Grad erreicht hatte, siehe, da schwebte der Ritter auf seinem mit Schweiß bedeckten Rosse um die Ecke des an das andere Ende der Mauer stoßenden Gebäudes und näherte sich dem erwünschten Ziele. Kunigunde war einer Ohnmacht nahe, als er wohlbehalten von der Mauer herabritt und vom Pferde stieg. Die Knechte ergriff die lauteste Freude; sie jubelten, schrieen und tanzten. Auf dem Hofe schmetterten Trompeten, und das Geschütz donnerte es über die ganze Gegend hin, daß der Sieg errungen sey.

„Huldigt Eurem Herrn!" schrie Kunigunde, und wankte auf den Ritter los. „Ihr habt die Bedingung erfüllt, edler Ritter," sprach sie; „Ihr habt den Geist meines Vaters versöhnt. Ich übergebe Euch diese Burg

und ihr Gebiet, und bin bereit, Euch Gemahl zu nennen.“ Aufs neue schmetterten Trompeten.

Mit Hoheit und Adel erwiederte der Ritter in ernstem Tone: „Fräulein, der schreckliche Zauber ist gelöst, der so viele Edele das Leben kostete. Ich freue mich, Eurem Stolze und Eurer Grausamkeit Grenzen gesetzt zu haben, und danke Gott für seinen mir geleisteten Schutz dabei. Fluch und ewige Schande dem, der nach mir das Wagestück nochmals beginnen wollte. Dieß laut zu erklären, daß es durch alle Länder schalle, war der einzige Zweck meiner Erscheinung auf dieser Burg. Seit einem Jahre ist dieses Roß geübt worden, auf schmalen Pfaden zu gehen, und es war nicht das erste Mal, daß das edle Thier auf einem solchen Pfade ging; aber es war das letzte Mal. Und du, die du mit unmenschlichem Herzen das Loos des Verderbens über so viele unglückliche Jünglinge warfst, kehre zurück, laß das Gefühl der Natur und der Menschlichkeit in deinem Herzen erwachen. Verabscheuung und Fluch der stolzen Kunigunde, Ehre und Freundschaft der fühlenden, der freundlichen. Zerschlage die Rinde, die dein Herz umgab, wecke Gefühle, die dem Weibe ziemen. Werde Weib und Gattin, und ersetze der Welt die Leben, die dein Stolz opferte. Ich kann dein Gatte nicht werden. Ich bin — Adelbert, Landgraf von Thüringen, den schon das edelste Weib liebt; aber ich beschwöre Euch, schenkt Euch der Welt und der Menschheit wieder. Und wollt Ihr einen Gehülfen in Eurem schönen Beginnen, so wählt meinen Freund, diesen Knappen, den biedern

Hugo von Erbach. Ihr aber, die ihr voll Staunen mich umringt, ihr Zeugen des grausamsten Frevels, seyd auch Zeugen der Reue und Besserung. Gehorcht eurer Gebieterin; aber bedenkt stets, daß man Gott mehr als den Menschen gehorchen müsse. Und nun lebt wohl, Fräulein! Verzeiht die Demüthigung, Ihr habt sie aber verdient. Wenn die Sichel des Mondes erscheint, kehrt mein Freund zurück, um Zeuge und vielleicht Theilnehmer Eurer veränderten Gesinnungen zu seyn. Lebt wohl." Er schwang sich auf sein Roß, und ritt mit seinem Knappen den Berg hinab.

Kunigunde wurde ohnmächtig in ihr Gemach getragen. Sie lag acht Tage krank darnieder; dann betete und fastete sie in dumpfer Betäubung. Am Ende der vierten Woche erschien Ritter Hugo von Erbach mit einem glänzenden Gefolge vor dem Thore Kynasts. Kunigunde wurde seine Gattin. Die gefährliche Mauer ward abgebrochen, und für die Seelen der Geopferten stiftete sie reichliche Messen. Die Liebe Hugo's und die Freundschaft Adelberts milderten Kunigundens Reue, und ihr letztes Wort an ihre Kinder war die Bitte, nicht durch Trotz gegen die Natur Blutschulden auf sich und die Menschheit zu laden.

Wenn man auf den Kynast kommt, so bringen gewöhnlich die Kinder des Kommandanten ein ungestaltetes hölzernes weibliches Brustbild, einen Haubenstock mit Igelborsten statt der Haare. Dieß soll die schöne Kunigunde

gunde vorstellen, die man zu küssen von ihnen eingeladen wird, oder sich durch ein Geschenk von dem Kusse befreien muß.

Jetzt zur Geschichte der Burg. Der schlesische Fürst Bolko I., Herzog von Jauer und Schweidnitz, mit dem verdienten Zunamen „der Streitbare," erbauete im Jahre 1292 Kynast, diese in vorigen Zeiten wichtige Festung, auf der Höhe des Kynastberges, worauf noch vierzehn Jahre früher ein Jagdhaus stand. Bald nach vollendetem Bau, 1301, starb er, und wurde im Kloster Grüstau beerdigt. Sein Enkel Bolko II. war Erbe der großväterlichen Burg, und hatte eine Erzherzogin von Oesterreich zur Gemahlin. Da er in einer kinderlosen Ehe lebte, so vermachte er Kaiser Karl IV. seine beiden ansehnlichen Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, unter der Bedingung, daß, wenn er ohne leibliche Erben sterben solle, seine Gemahlin bis an ihr Ende Regentin bliebe. Er starb ohne Erben im Jahre 1368, und seine Gemahlin vier und zwanzig Jahre nach ihm. Wie die Burg an die Familie Schafgotsch gekommen, ist ein historisches Räthsel, dessen gewisse Lösung durch den Verlust der Urkunden unmöglich geworden ist. Die Sage löst es aber folgendergestalt sehr leicht. Fürst Bolko des Zweiten vertrautester Freund, Liebling und zugleich sein Waffenträger war Gotthard Schof, gewöhnlich Gotsche-Schof genannt. Diesem schenkte er aus Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste die Burg

Kynast nebst den umliegenden Dörfern. Als derselbe nun im Jahre 1377 den Kaiser Karl IV. auf einem seiner Feldzüge begleitete, seine Tapferkeit auf eine ausgezeichnete Art bei der Belagerung der Stadt Erfurt bewies, und der Kaiser dieß selbst sah, so reichte er ihm zum Zeichen des Dankes und seiner Zufriedenheit die Hand. Gotthard Schof, dessen Rechte mit Blut beschmutzt war, wollte sie nicht so dem Kaiser geben, konnte sie aber auch sogleich nicht anders reinigen, als daß er sie an dem Küraß abwischte, wodurch vier blutige Streifen auf dessen blanker Fläche entstanden. Als ihn nun Karl zum Ritter schlug, erhielt er in sein Wappen vier rothe Streifen zum ruhmvollen Andenken an diesen Tag, und zugleich als Eigenthum die um den Kynast herum gelegenen Städte Friedeberg und Greifenberg, daß Schloß Greifenstein und die dazu gehörigen Dorfschaften. Seinen Nachkommen blieb sein Name in so rühmlichem Andenken, daß sie den Taufnamen Gotsche (Gotthard) ihrem Geschlechtsnamen beifügten und sich seit der Zeit Schafgotsch schrieben.

Kynast gehört unter die Zahl derjenigen Burgen, welchen die militärische Sprache das Beiwort „jungfräulich" giebt. Sie ist einige Mal belagert, aber nie erobert worden. Selbst die Hussiten, unter deren Streichen so manche Burg sank, mußten im Jahre 1426 eine langwierige Belagerung desselben unverrichteter Sache aufheben. Dieß jungfräuliche Vorrecht wurde hier in ältesten Zeiten den Fremden dadurch kund gemacht, daß sie an eine steinerne Säule durch ein Halseisen gefesselt, und so, wie man es

nannte, mit der Burg vermählt wurden. Was aber menschlicher Kraft und Kunst unmöglich war, das zerstörte ein Blitzstrahl in wenigen Stunden. Am 31sten August 1675 war es, wo der Blitz an der hohen Spitze des großen kupfernen und vergoldeten Knopfs, der auf dem vordern Thurme stand, herab und in den Thurm fuhr, ihn und zugleich alle Gebäude anzündete, und binnen zwei Stunden die Burg mit allen darin befindlichen Kostbarkeiten und den Dokumenten, durch welche ihre Geschichte außer Zweifel zu setzen wäre, in Asche verwandelte. Der Verlust war um so größer, da gerade damals ein großer Theil der reichen Gebirgsbewohner, aus Furcht vor den Schweden, welche in die Mark Brandenburg eingefallen waren, ihre besten Sachen auf den Kynast in Sicherheit gebracht hatten, und dieß alles die Flammen verzehrten. In ein Gewölbe, das mit sieben großen Pulverfässern angefüllt war, drang jedoch die wilde Gluth nicht. Die eiserne Thür desselben war zwar schon glühend, die Reife der Fässer, welche der Thür zunächst lagen, schon schwarz, aber dennoch blieben sie verschont. Wäre dieser Pulvervorrath aufgeschlagen, so würden wir jetzt nur noch wenige Spuren dieses Schlosses finden können, dessen Ruinen der Landschaft noch lange zur wahren Zierde gereichen werden.

* * *

Abbildungen von den Ruinen des Kynasts befinden sich: 1) In den malerischen Wanderungen durch das

Riesengebirge in Schlesien, von Nathe. Weimar, 1806. (10 Rthlr.) Zwei Blätter in Querfolio stellen den Eingang des Schlosses und die Ansicht der Ruinen von der Südseite dar. Sie sind in Aquatinta von Nathe, Ebner und Häßel brav gearbeitet, und auch einzeln ohne den Text zu haben. 2) Im Taschenbuche für Freunde des Riesengebirges sind zwei kleine Abbildungen in 8., jedoch von wenigem Werthe. 3) Im Magazin der neuesten Reisebeschreibungen in Auszügen, Bd. 2. S. 214. Berlin, 1808. 4) Im ersten Hefte der malerischen Reise durch Schlesien. Berlin, bei Salfeld. 9½ Zoll hoch, 1 Fuß 3 Zoll breit, und kolorirt, stellt aber den Kynast zu sehr in der Ferne dar.

Bei Bearbeitung des Vorstehenden habe ich benutzt: Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil des schlesischen Gebirgs und der Grafschaft Glatz. Breslau, 1793. 8. — Reise durch Schlesien im Jahr 1801. 1ster Bd. Berlin, 1802. 8. — Das Riesengebirge, von Hoser, 2ter Bd. Wien, 1804. 8. — Morgenblatt, 208tes St. 1809. — Der Wintergarten, von Arnim. Berlin, 1809. 8. — Bruchstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien, von Büsching, 1ster Bd. Breslau, 1813. 8.

2.

Hohenzollern
bei Hechingen.

So ödet, dunkel trauernd,
Die alte Burg herab,
Und predigt: nichts ist dauernd,
Und ruhig nur das Grab! —

Tiedge.

2.

Hohenzollern.

Es ist einer der interessantesten Blicke in die deutsche Geschichte des mittlern Zeitalters, wenn man halbe Jahrtausende hindurch dem Auf- und Abkommen der kleinen und großen Fürstenfamilien zuschaut, Namen hervortreten und schwinden, manche Familie mit einem gewissen Ungestüm zu einer glänzenden Laufbahn emporsteigen und eben so schnell wieder verlöschen, so wie andere mit einer Dauer versprechenden Langsamkeit sich heben sieht. Wem muß es nicht merkwürdig seyn, daß die Stammväter von Joseph, Georg und Friedrich vor tausend Jahren in einem Bezirk Schwabens, ungefähr dreißig bis vierzig Meilen von einander entfernt, als rüstige deutsche Grafen und Ritter von Habsburg, von Altdorf und von Zollern zusammen gelebt haben. Man möchte den Historikern recht böse werden, die uns oft durch ersonnene vornehme Genealogieen ein solches schönes Providenzspiel zernichten wollen, oder es mit der albernsten aller Schmeicheleien gar zur Ehre eines Hauses rechnen, daß die Geschichte den Ursprung derselben nicht kenne.

In einer Entfernung von 5 bis 6 Meilen sieht man schon die alte Burg Hohenzollern auf ihrem gewaltig hohen Felsenkegel über alle sie umgebende Berge hinausragen. Man staunt über die Höhe, auf der sie schwebt, und je mehr man sich nähert, desto mächtiger wirkt ihr Bild auf den Wanderer. Ringsum freistehend, mit keinem Berge in Verbindung, erhebt sich der, bisweilen senkrecht abgeschnittene, Kalkfelsen aus einer gehügelten Fläche zu einer unglaublichen Höhe, und auf seinem Gipfel ruht die Burg mit ihren Thürmen, ihren Zinnen, ihren Warten und öden Gemächern, von Wolken oft umflossen. Wenige Felsenkegel von solcher Form möchte es noch geben, wenige, die, wie dieser, von der Natur geformt zu seyn scheinen, zur Grundfeste einer Stammburg fürstlicher Geschlechter. Und das war er; denn er trägt die Wiege zweier Fürstenhäuser Deutschlands, die des Preußischen und die des Hohenzollernschen Hauses.

Gefühle von Ehrfurcht und Wehmuth ergriffen mich, als ich im Sommer 1810 den Berg erstieg. War es der Eindruck, den das öde Bild der vor mir in die Wolken strebenden Burg erzeugte, oder war es der Gedanke an den traurigen Wechsel der Dinge, dem alles Irdische unterliegt, und der eben damals, wo das preußische Haus unter dem Drucke einer eisernen Zeit seufzte, um so mehr erregt ward! Hier sproßte das Geschlecht der Preußen auf, das sich mit Riesenkraft in einem Jahrhunderte zu einer kühnen Höhe emporhob, im Laufe eines Jahres so tief zurücksank, und, wie es damals schien, ohne Hoff-

nung. So dachte ich, als ich den Thoren mich näherte; so dachte ich, und tief aus der Brust entstieg mir der glühende Wunsch nach bessern Zeiten, die nun — Gott allein die Ehre! — gekommen sind.

Die Burg Hohenzollern, die man in der umliegenden Gegend nur „den alten Zoller" nennt, hat ihren Namen von dem Zolle, der am Fuße des Berges angelegt war. Zum Unterschiede von dem sogenannten Unterzollern, wo auch ein Zoll erhoben wurde, nannte man sie Hohenzollern. Sie liegt eine halbe Stunde von der Stadt Hechingen, dem Wohnorte seiner jetzigen Besitzer, der Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, entfernt. Der Berg, auf dem sie ruht, ist wohl 7- bis 800 Fuß hoch, so daß man eine kleine Stunde nöthig hat, ihn zu ersteigen. Ehe man an die eigentliche Burg kommt, muß man ein kleines Außenwerk passiren, das von großer Wichtigkeit gewesen seyn mag. Es ist der einzige Aufgang zur Burg, eng, und absatzweise durch neun, stark mit Eisen beschlagene Thore verwahrt, so daß, wenn einige auch erbrochen waren, der Feind noch immer an den letzten mit Steinen und Geschütz von oben herab zurückgehalten werden konnte. Für Pferde und Fuhrwerk muß dieser Weg höchst beschwerlich gewesen seyn. Selbst bei der jetzigen Art Krieg zu führen, würde dieser Burg wenig Schaden zugefügt werden können. Die benachbarten Berge sind entweder zu niedrig, oder zu weit durch, sich herumziehende Thäler, davon entfernt, als daß aufgerichtete Batterieen mit einiger Wirkung darauf spielen könnten. Indessen möchte sie

wohl, nach der heutigen Verfahrungsart in Kriegen, von keiner Wichtigkeit und höchstens zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten zu gebrauchen seyn.

Die eigentlichen Burggebäude haben die Form eines langen Vierecks, an welchem die vordere Seite offen ist. Einen Theil der rechten Seite nimmt das Zeughaus ein, welches mit altem Geschütz und Waffen aus dem mittlern Zeitalter angefüllt ist. Da trifft man Morgensterne, Schlachtschwerdter, Speere, Streitsicheln, Streitärte, Pickelhauben, ganze und halbe Harnische, eiserne Handschuhe und Fußrüstungen von allerlei Form und Arbeit an. Vorzüglich schön sind einige vollständige Rüstungen alter Grafen von Zollern, die ganz von Stahl und trefflich gearbeitet, auch zum Theil mit gothischen Zierathen ausgelegt sind. Nach der Höhe und dem Umfange dieser Rüstungen zu urtheilen, müssen die Herren von riesenmäßiger Größe gewesen seyn. Wenn man sich hierzu noch denkt, daß sie sich in diesen eisernen Oberröcken und Helmen, mit Schwerdtern, die wir jetzt kaum mit beiden Händen zu regieren vermögen, Tage lang in der größten Sonnenhitze herumschlugen, und unsere Kräfte damit vergleicht: dann treten uns freilich die Folgen unserer Verweichlichung deutlich genug vor die Augen. Ich glaube indessen, daß man sich bei einer solchen Folgerung auf Kosten der gegenwärtigen Generation irren würde. Jene alten Rüstungen scheinen zwar für einen weit größern Menschenschlag gemacht zu seyn, als der jetzige ist; sie sind es aber in der That nicht. Man bediente sich nemlich auch noch nach

der Erfindung des Schießpulvers der ritterlichen Rüstungen, jedoch nach einem vergrößerten Maaßstabe. Alle Vertheidigungswaffen, Harnisch, Helm und Schild, ursprünglich nur für Hieb, Stich und Kolbenschlag geeignet, wurden nun massiver und gewichtiger als vorher verfertigt, um auch kugelfest zu seyn. Ein völlig geharnischter Ritter hatte daher eine ungeheure Waffenlast zu tragen. Diese unverhältnißmäßig schwere Rüstung war selbst für die Stärkern so drückend, daß sie sie nicht lange zu tragen im Stande waren, und schon in ihren besten Jahren, besonders an Brust und Schultern, unvermögend wurden. Wenn man nun erwägt, daß die meisten von den Ritterrüstungen, die noch gegenwärtig in den Rüstkammern zu sehen sind, aus der Zeit herstammen, wo das Ritterwesen seinem Untergange nahe war, so darf uns die kolossale Schwere und Gediegenheit der alten Waffen nicht so sehr befremden, als gewöhnlich geschieht. Den Vorzug einer größern und gewandtern Leibeskraft muß und kann man zwar den alten Rittern zugestehen: er folgt ganz natürlich aus ihrer, ausschließlich dem Kampfe und Streite gewidmeten Lebensweise; daß man in ihnen aber sich lauter Giganten mit fast übermenschlichen Kräften denkt, heißt die Liebe zum Außerordentlichen zu weit treiben. Die ungeheure Größe und Schwere der Waffen aus dem sechzehnten Jahrhundert haben unstreitig zu solchen übertriebenen Vorstellungen Anlaß gegeben; und es scheint fast, als ob man den Ursprung von dieser Kolossalität entweder absichtlich übersehen will, oder nicht hinlänglich kennt. Wie früh

man aber damals den Körper zu dieser schweren Tracht abzuhärten suchte, beweisen uns kleine Harnische für Knaben von 12 bis 13 Jahren, wovon auch einer auf Hohenzollern zu finden ist.

Vor einigen und zwanzig Jahren holten zuweilen die Schüler der Jesuiten in Rotenburg am Neckar diese Rüstungen hervor, um sich ihrer bei Aufführung elender jesuitischer Possen zu bedienen, wo der Teufel, der Tod, das Fleisch, die Welt und die Religion, personificirt, Hauptrollen spielten. Jetzt aber liegen sie hier im Staube und rosten der Verwesung entgegen, wie die Leiber, die sie einst umschlossen. Ein Mäuseheer spielt Versteckens darin und schaukelt den vergoldeten Helm hin und her, aus dem einst feurige Augen hervorblitzten, oder nistet im gewölbten Brustharnisch, dessen kalte Rinde vielleicht ein warmes fühlendes Herz umschloß, von dem manch liebevoller Blick vergebens abglitt. Die Franzosen, welche auf ihren verwüsteten Heereszügen durch Deutschland keinen Winkel undurchsucht ließen, und Alles durchschnüffelten, um etwas Nehmbares zu erwittern, waren auch hier, begnügten sich aber dasmal mit dem bloßen Durchstören der Rüstkammer, und nahmen nichts.

Neben dem Zeughause findet man zwei Mühlen über einander, wovon die untere durch Pferde, die obere durch Menschen in Umtrieb gesetzt wird. Ein schönes, einfaches, mechanisches Werk? Vor funfzig Jahren, wo in der Gegend großer Wassermangel war, bediente man sich ihrer mit großem Nutzen.

Ueber dem Zeughause sind eine Menge großer geräumiger Zimmer und Säle nach der Art, wie die Alten bauten. In einem derselben verwahrte man in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen Grafen Oswald von Hohenzollersberg, der hernach zu Haigersloch als Gefangener starb. Er hatte die Ueberzeugung, daß ein Landesherr nach Willkühr seine Unterthanen todt stechen und schießen könne, und da er diese Ansicht nicht gutwillig aufgeben wollte, so sperrte man ihn hier ein, um ihn dazu zu nöthigen. Jetzt durchgeht man alle diese weitläufigen leeren Gemächer mit Aengstlichkeit und Besorgniß, daß ihr mürber Boden niederbrechen oder die geborstenen Decken herabstürzen möchten. Ein heftiger Zugwind saust durch sie hindurch, und nicht lange kann man an den Fenstern weilen, um den Blick auf die überaus weitläufige Landschaft zu werfen.

In einem andern Flügel der Burg ist eine kleine Kapelle. Ihr Alter ist das merkwürdigste, was sich davon sagen läßt. Sie zählt achthundert Jahre. Altar und Stühle sind noch da, und in der Höhe hingen die Reste eines Fähnleins, ein Spiel des Windes, der durch die zerbrochenen Fenster blies. Unter diesem Kapellchen ist die alte Gruft der Hohenzollernschen Familie. Die Hauptgebäude der Burg stehen noch unter Dach und Fach, aber bald werden die Elemente sie in eine schöne Ruine umgestalten, denn an ihre Erhaltung wird nichts mehr gewendet.

Die Oberfläche des Berges ist durch unterirdische Gänge und Kasematten, die mit unglaublicher Mühe und

Arbeit in den Felsen eingehauen sind, ganz unterminirt. Man glaubt in den Styx zu steigen, wenn man die finstern Treppen, die hinabführen, verfolgt, und erhält hier in den weiten großen Gewölben den deutlichsten Begriff von den schrecklichen Gefängnissen der Alten und ihren unterirdischen Sicherheitsanstalten. Ein Theil dieser Kasematten ist durch einige Personen bewohnt, deren Amt es ist, eine Lärmkanone loszubrennen, wenn sie in der umliegenden Gegend Feuer entdecken. Von diesen Bewohnern führte mich ein altes Mütterchen umher, das, ganz nach Art einer Kastellanin, mit geläufiger Zunge mir allerlei Unwichtiges aus ihrem Leben vorplauderte, und besonders gern und lange bei der Liste der hohen und höchsten Herrschaften verweilte, die sie schon hier herum zu führen „die hohe Gnade" gehabt habe. Wir gingen eben über den mit Gras dicht bewachsenen Schloßhof, als sie von einem Prinzen, ich glaube es war ein österreichischer, erzählte, der vor 30 Jahren hier oben ein Frühstück eingenommen, wobei sie ihn bedient, und wofür er ihr einen Cremnitzer Dukaten geschenkt, dabei die Backen geklopft, und sie „mein liebes Kind" genannt habe. „Ach! das „war gar ein lieber schmucker Herr," sprach sie in ihrem schwäbischen Dialekt, „und ich, i nun, ich war denn frei„lich auch ein dreißig Jahre jünger, war eine rasche Dir„ne, sprang fein lustig um den Durchlauchten Prinzen „herum, und war flink auf den Beinen. Jetzt frei„lich" .... da lag die Kastellanin in einer Vertiefung, die sie im Eifer des Gesprächs nicht gesehen, der Länge nach

vor mir ausgestreckt. Doch schnell raffte sie sich unter stillen Verwünschungen wieder auf. Der Strom ihrer Worte nahm hierdurch aber eine andere Wendung. Der österreichische Prinz war vergessen, und sie erzählte, um meinem Lächeln über den Unfall zu begegnen, was es mit dieser Vertiefung für eine Bewandtniß habe. Ein Becken oder Gefäß von einem Zoll dicken Kupfer, dreißig Fuß Tiefe und zehn Fuß im Durchmesser, hatte darin gestanden und zum Wasserbehälter gedient. Aus dem nicht weit entfernten Brunnen war es mittelst dreier unter der Erde weg laufender Kanäle mit Wasser gefüllt worden, wodurch immer eine bedeutende Masse Wasser zu dem Gebrauch vorräthig gewesen war. Oben auf dem Rande hatten die Worte gestanden: „Marie Sidonie, Markgraefin von Baden", welche es in ihrem Wittwenstande hatte anfertigen lassen. Zu welcher Zeit man dieß schöne Kupferstück in Goldstücke verwandelt hat, habe ich nicht erfahren können.

Wenn man aus den Fenstern der Burg hinausschaut, so erstaunt man über die fast unbegrenzte Fläche, die sich um den hohen Bergkegel herumzieht und bis ins Duftige hinaus verliert. Wohl auf 20 Stunden in die Länge und gegen funfzig im Umkreise mag sie betragen, und der Oerter, die man bei ganz heiterm Wetter zählen kann, mögen leicht 200 seyn. Doch ist darunter kein Ort von Bedeutung, und unter den nahen tritt nur das Städtchen Hechingen besonders hervor. Ueberhaupt fehlt es bei all' ihrer Ausbreitung dieser großen Landschaft an Abwechselung

und Mannigfaltigkeit. Sie ist eintönig, und das Auge schweift über die weiten Flächen hin, ohne von anziehenden Punkten lange festgehalten zu werden. Nach der Schweiz und dem östlichen Theile von Schwaben hin ist die Aussicht durch die Gebirgskette der sogenannten schwäbischen Alp beschränkt, aber auch an diesen finstern schwarzen Kolossen weilt der Blick nicht lange. Dennoch wirst du mir unvergeßlich bleiben, altes Zollernsches Luftschloß. Es waren mir freundliche Tage, in denen ich dich sah, dich erstieg, und von dir hin nach dem Lande der Hochalpen schaute, in das der Wanderstab mich führte, als deine neun festen Thore wieder hinter mir lagen. Nicht mehr so leicht dreht ihr jetzt eure knarrenden Flügel in den verrosteten Angeln; denn hier wohnt nun Ruhe und Frieden. Für Jeden steht ihr offen, und eins nur schließt sich mit dem Sinken des Tags, genug, die jetzigen Schätze der Burg zu wahren. Gewechselt hat die Scene, geändert ist der Schauplatz. Die Ahnen des Hauses, die kühnen Erbauer der Burg, die rüstigen Streiter, die mit Helm und Panzer auszogen in den Kampf und sich furchtbar machten, denen Trompetenschall und Paukenklang entgegen wirbelte, wenn sie hier als Sieger heimkehrten — sie sind dahin! Die Zeit hat sie alle verschlungen. Ihre Gemälde verbleichen, ihre Schlösser verwittern, ihre Namen verlöschen. — So endet Alles auf Erden!

Den ersten Ursprung des Schlosses Hohenzollern birgt das Dunkel des mittlern Zeitalters, und wird schwerlich je zu bestimmen seyn. So viel ist gewiß, daß sein Name

schon

schon in Urkunden aus dem 11ten Jahrhunderte vorkommt. Damals war es, wie die meisten Bergschlösser in Deutschland, ein Raubnest. Die jetzigen Gebäude sind nach einer gänzlichen Zerstörung im Jahre 1430 erbauet worden. Die Veranlassung dazu gab Graf Friedrich von Hohenzollern, der Oetringer genannt, ein rüstiger, streitbarer Ritter, der, wie es die Sitte der damaligen Zeit mit sich brachte, täglich, nach verrichtetem Morgengebet, mit seinen Reisigen und Vasallen auszog, die nahen und fernen Reichsstädte zu befehden. Diese aber, der steten Plackereien müde, errichteten endlich einen Bund unter einander, besonders Reutlingen, Rothweil, Eßlingen und Ulm, und zogen im Jahre 1420 mit ihrer Mannschaft vor das Schloß, es zu belagern. Die Burg war aber zu fest; sie lagen zwei volle Jahre davor, ohne etwas auszurichten, und würden auch nichts haben ausrichten können, wenn sie nicht Hülfe erhielten. Der Graf hatte nemlich um diese Zeit die Gräfin Henrike von Wirtemberg durch einige gegen sie ausgestoßene Schimpfwörter beleidigt. Erbittert darüber, benutzte diese die Gelegenheit, sich zu rächen, und schickte den Belagerern 2000 Mann zu Hülfe. Graf Friedrich wurde nun auf seinem Berge immer enger eingeschlossen, und da endlich seine Lebensmittel aufgezehrt waren, suchte er mit einigen Reisigen zu entfliehen, ward aber ertappt, und von den Wirtembergern in einen Thurm zu Mümpelgard eingesperrt. Auf Vorbitten seiner Verwandtin, der Markgräfin von Brandenburg, ward er jedoch wieder frei gelassen, zog darauf ins gelobte Land,

fand aber unterwegs seinen Tod. Nach der Einnahme des Schlosses plünderten es die Sieger, zündeten es an, und rissen, was die Flammen nicht verzehren konnten, bis auf den Grund nieder, um den Ort auch ganz zu vertilgen, von wo aus sie so lange gedrückt und gedrängt worden waren. Diese Zerstörung ist wahrscheinlich auch die Ursache der Dunkelheit, in welcher die ältere Geschichte des hohenzollernschen, und mit ihr die des preußischen, Hauses eingehüllt ist, da die Urkunden und Dokumente, welche sie aufhellen könnten, damals vom Feuer verzehrt seyn mögen. Durch sie würde man sonst wohl genauer beweisen können, wie viel Graf Konrad von Hohenzollern dazu beigetragen hat, seinen Schwager, den Grafen Rudolph von Habsburg, der seine Schwester Klementia zum Weibe hatte, zur Kaiserwürde zu verhelfen. Rudolph, der ein so strenger Verfolger derer war, die den Befehdungen und dem Faustrechte nicht entsagen wollten, würde sonst gewiß nicht seinen Vetter, den Grafen Friedrich von Zollern, der nebst dem Grafen Ulrich von Wirtemberg sich mit den Waffen in der Hand gegen ihn wehrte, so gelinde behandelt haben, wie es bei dem in Stuttgart im J. 1286 errichteten Frieden — den Sattler in der Geschichte Wirtembergs im 1sten Theile mittheilt — geschah.

Als Graf Friedrich von seinem heiligen Zuge nicht wiederkehrte, übernahm sein Sohn, Graf Jos Niklas, die Regierung. Sein erstes Geschäft war, Anstalt zur Wiederaufbauung des Schlosses Hohenzollern zu machen. In dieser Absicht ließ er viel Holz fällen, und um den

Berg Zollern herum zubereiten und zuzimmern; allein die Reichsstädter, die nichts weniger wünschten, als daß diese Burg je wieder ihr furchtbares Haupt erheben sollte, fielen plötzlich über die Baumaterialien her, und ruinirten Alles.

Der Graf, zu schwach gegen so viele Feinde, suchte Hülfe bei seinen Verwandten und Nachbarn, den Erzherzögen von Oesterreich, den Markgrafen von Baden, den Grafen von Fürstenberg und Andern. Diese kamen auch, als man den Grundstein zum neuen Schlosse legen wollte, selbst dahin, legten in eigner Person Hand an das Werk, mauerten mit einem silbernen Hammer und dergleichen Kelle *), wobei ein Graf von Fürstenberg den Mörtel zutrug und ein Herr von Brandis ihn rührte, und gaben dadurch den Reichsstädtern zu verstehen, daß sie mit Wehr und Waffen diejenigen vertreiben würden, die sich unterfangen möchten, dem Bau des Schlosses Hindernisse in den Weg zu legen. Die Reichsstädte verhielten sich auch wirklich ruhig, und so erhob sich das Schloß mit allen seinen Gebäuden und Thürmen, so wie es jetzt noch steht, und ward im Jahre 1430 vollendet. Zur völligen Aussöhnung mit dem Hause Wirtemberg gab der Graf noch im J. 1456 dem Grafen Ulrich von Wirtemberg die schriftliche Versicherung: aus der Burg Hohenzollern, so wie aus der Stadt Hechingen, niemals etwas Böses gegen ihn oder die Seinigen zu unternehmen.

*) In der Mitte des 17ten Jahrhunderts befanden sich diese Geräthschaften, mit den Wappen derer, die damit gearbeitet hatten, bezeichnet, noch auf Hohenzollern.

Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts traf das Haus Hohenzollern über diese Burg mit dem Erzhause Oesterreich einen Oeffnungstraktat, vermöge dessen Oesterreich die Befugniß erhielt, eine Besatzung nebst dem Kommandanten hineinzulegen, welcher jedoch in allen wichtigen Angelegenheiten von dem zeitigen Fürsten abhängen, und von ihm seine Verhaltungsbefehle annehmen mußte. Oesterreich zahlte dagegen an das Haus Hohenzollern jährlich 5000 Fl. Oeffnungsgelder nebst einer Quantität Tyroler Wein.

Bei der damaligen Art zu kriegen, und bei den öftern Einfällen der Franzosen, die gewöhnlich in den schwäbischen Kreis und in die damaligen österreichischen Vorlande geschahen, mag Hohenzollern auch für Oesterreich von Wichtigkeit gewesen seyn. Dessen ungeachtet wurde es noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, im baierschen Kriege, von den Franzosen blockirt, und nach wenigen Tagen von dem österreichischen Kommandanten, der mit so weniger Mannschaft versehen war, daß er nicht einmal die Festungswerke hatte besetzen können, übergeben. Die Franzosen verließen es jedoch bald wieder freiwillig, nachdem sie allen Mundvorrath und auch Verschiedenes aus dem Zeughause mitgenommen hatten.

Das Oeffnungsrecht für das Haus Oesterreich dauerte bis auf den 1798 verstorbenen Fürsten Joseph Wilhelm von Hohenzollern fort. Dieser, welcher von seinem 16ten Jahre an, gleich seinen Vorfahren, ein treuer Anhänger des deutschen Kaiserhauses war, gab die Oeffnungstrakta-

ten aus Achtung gegen dasselbe auf. Der Schade war offenbar auf seiner Seite; denn da die Uebereinkunft von der Beschaffenheit war, daß sie nicht einseitig, sondern nur von beiden Theilen zugleich aufgehoben werden konnte, so hätte man Oesterreich immerhin die 5000 Fl. für das Oeffnungsrecht fortzahlen lassen sollen, das ihm, bei der veränderten Gestalt Krieg zu führen, doch von keinem Nutzen seyn konnte.

In einem Zeitalter, wo die Grenzen der wahren Geschichte und der fabelhaften Sage in einander laufen, wo der Despotismus der Stütze einer Ableitung von Heroen und Göttern der Vorzeit bedurfte, kann es uns nicht auffallen, von den Geschichtschreibern jener Tage die seltensten Behauptungen über den Ursprung der Regentenhäuser aufgestellt zu finden. Je tiefer zurück sie ihn führen konnten, je mehr es ihnen gelang, auf Namensähnlichkeiten mit römischen oder griechischen Helden, das dunkle Alter des Geschlechts zu gründen, desto größer und achtbarer erschien es ihnen, desto mehr erschmeichelten sie sich die Gunst der Familien, die es nicht minder für ehrenvoll und ihrem hohen Range angemessen fanden, wenn ihre Ahnen nicht erforscht werden konnten, oder doch nur auf dem Stamme uralter hochberühmter Namen die ersten Sprossen desselben zu entdecken waren. Wo aber auch nicht Schmeichelei bei solchen genealogischen Gräbeleien die Feder führte, da that es Pedantismus. Es gehörte in jenen Tagen nun einmal zum gelehrten Historiker, solche Forschungen anzustellen und mit einer Menge von Hypo-

thesen zu prunken, damit ja das ohnehin schon Dunkle in ein noch immer dichteres Dunkel gehüllt ward, und solche Mißgeburten von Stammtafeln entstehen mußten, nach denen z. B. Griechenlands Herrscher von Zeus und Herakles, und Roms Könige von Aeneas in gerader Linie abstammen. Auch über den Ursprung des Geschlechts der Hohenzollern herrscht große Verwirrung in den Meinungen. Ein Theil leitet es vom fränkischen Könige Pharamund ab, ein anderer von dem italienischen Hause Colonna. Sie sagen: der Name des Schlosses Zagarolo, das dieses besessen, habe zu viele Aehnlichkeit mit dem „Zollern", als daß dieser nicht von jenem abstammen solle. Zur Zeit der Christenverfolgung unter Hadrian wären zwei Brüder Colonna nach Deutschland gekommen, hätten im Jahre 144 das Schloß Saldern erbaut, und wären die Stammväter des Hohenzollernschen Geschlechts geworden. Andere waren nun gerade der umgekehrten Meinung, und leiteten die Familie Colonna von den Hohenzollern ab. Noch andere erzählen ein Mährchen, um dem ersten bekannten Stammvater einen recht romantischen Ursprung zu geben, das ich hier, seiner Eigenthümlichkeit halber, mittheilen will.

Am Ende des 8ten Jahrhunderts habe nemlich ein Graf Isenbard von Altdorf gelebt, der mit Irmengard, einer Schwester der Kaiserin Hildegard, vermählt gewesen. Diese habe einst erfahren, daß eine Frau drei Kinder auf ein Mal geboren, und nicht begreifen können, wie dieß, ohne Ehebruch getrieben zu haben, möglich sey. Da ihr Mann derselben Meinung gewesen, so wäre das un-

schuldige Weib als Ehebrecherin verurtheilt und ersäuft worden. Kurz darauf habe Isenbard, der im Felddienste Karls des Großen gestanden, mit diesem zu Felde ziehen müssen, und seine Gattin schwanger zurückgelassen. Noch ehe er zurückgekehrt, sey sie ins Kindbett gekommen und habe zwölf Knaben zur Welt gebracht, die alle freilich klein, aber gesund gewesen wären. Zwölf Knaben? man sollte es kaum glauben. Indessen, wer mag daran zweifeln! Zeigt man doch in Losdun in Holland ein Becken, worin die dreihundert und fünf und sechzig Kinder getauft sind, welche eine Gräfin von Hennebærg in einem Kindbette gebar; auch ist's ja bekannt, daß eine Gräfin Jutta von Querfurt neun Knaben auf ein Mal gebar: Kurz, Irmengard habe zwölf Knaben geboren. Die Geburt selbst habe ihr jedoch weniger Schmerzen verursacht, als der Gedanke, was ihr Mann, nach den von ihnen beiden bereits an den Tag gelegten Grundsätzen in obigem Falle, von ihr denken müsse. Da sie vermuthen können, daß er bald zurückkehren werde, so habe sie sich in der unbeschreiblichen Angst ihres Herzens entschlossen, die Früchte ihres Leibes lieber zu opfern, als ihren guten Namen in den Augen ihres Mannes befleckt zu sehen. Zu dem Ende wären eilfe der Knaben einem alten Weibe mit dem Auftrage übergeben worden, sie alle zu ersäufen, und einen Knaben nur habe sie zurückbehalten. Das alte Weib, dem die größte Verschwiegenheit anbefohlen worden, habe auch wirklich die eilfe zum Tode verurtheilten Kinder aufgepackt und sey dem Wasser zugegangen. Graf Isenbard,

der als ein guter Hausvater zu Haus seyn wollen, wenn seine Frau die Wochen hielte, habe sich deshalb vom Kaiser Urlaub erbeten, der ihm auch, doch ungern, und mit der unkaiserlichen Aeußerung: „er solle nur hinreisen und „sehen, was er für einen jungen Hund oder Wolf bekom„men!" endlich zugestanden sey. Glücklicherweise habe es sich nun gerade so getroffen, daß Isenbard dem alten Weibe dicht am Ufer des Flusses begegnet wäre, als sie eben im Begriff gewesen, den Mord zu begehen. Eine heimliche Ahndung oder Neugierde hätten ihn das Weib fragen lassen: „was sie in dem Korbe habe?" und als diese geantwortet: „junge Hunde, die ersäuft werden sol„len!" habe er, als Jagdfreund, solche zu sehen verlangt, ob sie vielleicht von guter Art und des Aufziehens werth seyen. Die Alte, blaß und zitternd, habe das nicht zugeben wollen, ihm anfänglich seine weibische Neugierde verwiesen; da er aber nicht nachgelassen, sich über den Korb hergelegt, und mit Händen und Füßen dagegen gestritten. Der Graf aber sey mit Gewalt hinzugetreten, habe ihr den Korb entrissen, und zu seinem größten Entsetzen die eilf lebendigen kleinen Knaben erblickt. Sein heftiger Zorn und seine Drohungen, sie auf der Stelle zu tödten, wenn sie nicht sage, wem die Kinder angehörten, hätten dem Weibe den Mund geöffnet, und, auf den Knieen liegend, sey Alles rein und klar von ihr eingestanden worden. Isenbard, vom höchsten Schmerz ergriffen, habe sich jedoch als ein recht zärtlicher Ehemann bewiesen, sich gefaßt, und dem Weibe anbefohlen, zurückzugehen, bei Todes-

strafe das Vorgefallene zu verschweigen, und seiner Hausfrau zu sagen, daß sie ihren Befehl vollstreckt, und die Knaben alle eilfe richtig ins Wasser geworfen. Als die Alte fort gewesen, habe der Graf seine eilf Kinder zu einem Müller, der in der Nähe gewohnt, gebracht, ihm anbefohlen, sie zu erziehen, und sey darauf zu seiner Ehefrau gekommen, ohne sich das Mindeste merken zu lassen. Von beiden Theilen wäre das wechselseitige Geheimniß auch sechs volle Jahre lang bewahrt, dann aber folgendergestalt enthüllt worden. Der Graf habe ins Geheim die beim Müller erzogenen eilf Kinder ganz in gleiche Farben und prächtig, und eben so auch den zwölften von der Mutter behaltenen Sohn kleiden lassen. Als er nun mit einer großen Anzahl Gäste, die er absichtlich eingeladen, eben an der Tafel gesessen, wären die eilf Knaben eingetreten. Die Verwunderung der Gäste über aller Kinder Aehnlichkeit mit dem Sohne des Grafen sey groß gewesen. Irmengard aber, die ohnehin schon von steten Gewissensbissen die sechs Jahre hindurch gequält worden, habe gezittert, sey blaß geworden, und da ihr durch die von ihrem Manne an die Gäste gerichtete Frage: was wohl eine Mutter verdiene, die eilf Kinder habe umbringen wollen? das Geheimniß klar aufgedeckt worden, sey sie ohnmächtig niedergesunken. Als sie sich wieder erholt, habe sie ihrem Manne fußfällig ihr Verbrechen, nebst der dazu gehabten Veranlassung, gestanden, und, von den Gästen und allen ihren Kindern unterstützt, Verzeihung erbeten. Isenbard, den ja schon sechs Jahre lang die Liebe zu seinem Weibe

stumm erhalten, und dem in der ganzen Zeit nicht der leiseste Vorwurf oder eine Anspielung auf diese That entschlüpft, sey leicht zu besänftigen gewesen, habe seine treue tugendhafte Irmengard in die Arme geschlossen und ihr gern Alles verziehen. Zur Verewigung dieser Begebenheit hätte er seine sämmtlichen Kinder die jungen Hunde oder Welfen genannt. Die eilf entfernten Kinder aber wären allesammt erblos gestorben, und nur der zwölfte, den Irmengard zurückbehalten, habe Nachkommen erhalten, und sey der Stammvater des königlich französischen Hauses Capet, so wie der Braunschweigschen und des Zollernschen geworden.

Stoff zu einem Romane bietet diese Erzählung reichlich dar, historischen Werth hat sie aber nicht; denn sie ist und bleibt ein reines Mährchen, durch das sein Erfinder dem Ursprunge des hohenzollernschen Geschlechts, wie gesagt, einen rein romantischen und originellen Anstrich zu geben beabsichtigte. Ich übergehe andere noch vorhandene Meinungen über den Ursprung der Hohenzollern, und theile nur die wahrscheinlichste mit, welche die ist, daß die Hohenzollern aus dem agilolphischen baierischen königlichen und herzoglichen Hause abstammen. Der erste bekannte Graf von Zollern hieß Thassilo, und lebte im zwölften Jahrhundert. Er und seine Nachkommen waren anfänglich kaiserliche Richter und Beamte, aber meistens mit ansehnlichen Gütern und Herrschaften in der Gegend Schwabens zwischen dem Neckar und der Donau angesessen, wo sie nach damaliger Einrichtung eine kaiserliche

Gerichtsbarkeit erhielten, die späterhin erblich wurde und dann in Landeshoheit überging. Ihr Ansehen und ihre Besitzungen wuchsen immer mehr, und in der Mitte des zwölften Jahrhunderts waren sie schon Burggrafen von Nürnberg. Von Thassilo's zwei Enkeln, Friedrich und Konrad, wurde der ältere der Ahnherr der beiden noch blühenden hohenzollernschen Häuser Hechingen und Sigmaringen. Der jüngere aber, welcher 1200 das Burgrafthum Nürnberg und dessen Sohn 1273 die Reichsfürstenwürde erhielt, wurde der Stammvater der Dynastie von Brandenburg und Preußen. Einer seiner Nachfolger, Friedrich I., Graf von Hohenzollern und Burggraf von Nürnberg, hatte nemlich dem immer geldarmen Kaiser Siegsmund nach und nach so bedeutende Summen vorgeschossen, daß dieser endlich die ihm gehörige Mark Brandenburg Friedrichen im J. 1415 dafür käuflich abtrat, und zwei Jahre später ihn, unter Zustimmung sämmtlicher Kurfürsten, auf der Kirchenversammlung zu Konstanz förmlich damit belieh, wodurch er der erste Kurfürst von Brandenburg aus diesem Hause ward. So theilte daher das Schicksal Konrads Geschlechte die Rolle einer großen glänzenden Laufbahn zu, während es Friedrichs Nachkommen nur einen kleinen Wirkungskreis anwies. Jenes sehen wir jetzt über Millionen herrschen, ihr Eigenthum von den Ufern des Niemen bis zum Vater Rhein sich ausdehnen, während dieses nur das kleine Erbland, von ungefähr 30 Quadratmeilen Größe, unter dem Namen eines Fürstenthums besitzt, das unter den politi-

schen Stürmen unserer Tage kaum seine Selbstständigkeit aufrecht zu erhalten vermochte.

* * *

Sattlers Geschichte Wirtembergs. — Pregizers Regierungs- und Ehrenspiegel des deutschen Reichs. — Das Journal von u. für Deutschland, 1r Bd. v. 1785. S. 398. — Pauli's preuß. Staatsgeschichte, 2r Bd. — Das deutsche Museum von 1782, 2r Bd. S. 89. — Der 11te Band der Auswahl kleiner Reisebeschreibungen und anderer statistischen Nachrichten. Leipzig, 1790. 8. S. 36. — Bernoulli's Sammlung kurzer Reisebeschreibungen, 3r Bd. S. 222. — Habe ich, außer den an Ort und Stelle selbst gemachten Bemerkungen, bei Vorstehendem benutzt.

In Merians Topographie von Schwaben von 1643 ist eine Abbildung von Hohenzollern zu finden. Eine neuere, die jedoch wenig Werth hat, ist im Industrie-comptoir in Leipzig in Querfolio erschienen.

3.

Scharzfeld am Harz.

Was treibt dich, Epheu, Trümmer zu umweben?
Was bindet dich an's modernde Gestein?
Ach! nimmer hauchest du dein frisches Leben
Der alternden Zerstörung ein.

Schreiber.

3.

Scharzfeld.

Der Harz, vor einem halben Jahrtausend, wo seine Wälder ein undurchdringliches Dickicht, von Bären und Wölfen bewohnt, bildeten, wo ungebahnte Straßen, weglose, von reißenden Waldbächen durchströmte Felsenthäler das Fortkommen erschwerten oder ganz unmöglich machten, wo überhaupt nur erst auf wenigen Punkten menschliche Kultur und Betriebsamkeit sich regten — war damals ein trefflicher Tummelplatz für das Ritterleben vom Stegreif. Daher nisteten sie auch zahlreich auf seinen hohen Bergen, auf seinen steilen Felsen, die edlen Raubvögel jener Zeit. Hier horsteten sie frei und ungestört; denn Abgründe und Untiefen sicherten ihre Burgen, hinter Bollwerken von Felsen und Klüften konnten sie ihren Raub verzehren und auf neue Beute lauern.

Leicht würde es mir seyn, dreißig bis vierzig Burgen hier zu nennen, die der Harz einst trug und in den Ruinen zum Theil noch trägt. Die meisten davon liegen auf den Vorbergen, und besonders an Thälern, durch welche Wege ins Gebirge führten. Da lauerte sich's freilich am

besten, da lohnte das Handwerk am reichlichsten; denn bei dem Blick in das flache Land gewahrten sie von den Höhen herab schneller, wenn sich Beute näherte, und sicherer konnten sie sich zum Empfang bereiten und des Erfolgs gewiß seyn.

Auch Scharzfeld lag auf einem Vorberge des Harzes, und noch sind seine Ruinen zwischen den beiden Städtchen Herzberg und Lauterberg zu sehen. Wie der Ritter oder Räuber hieß, der diesen Felsen schicklich fand zur Gründung seiner Veste, das weiß man nicht. Man weiß auch nicht, um welche Zeit er bebauet wurde. Erst mit dem eilften Jahrhunderte beginnen einige Nachrichten darüber bekannt zu werden. Scharzfeld war damals in den Händen eines Ritters von der Helden, welcher von Seiten des Kaisers die Aufsicht über die Bergwerke des Harzes hatte, und vielleicht eine solche Stelle bekleidete, die wir jetzt mit dem Titel: Berghauptmann, bezeichnen. Diesem von der Helden, der sich auch der Ritter von Scharzfeld nennt, ging es durch folgende Veranlassung verloren: Kaiser Heinrich der Vierte war bekanntlich ein äußerst wollüstiger Mensch, vor dessen Nachstellungen kein Weib sicher war. Als er sich einstens in Goslar aufhielt, lernte er die Frau jenes von der Helden kennen. Ihn gelüstete nach dem schönen Weibe, und um seine Wünsche befriedigen zu können, bediente er sich eines Mittels, das von seinen Nachfolgern, groß und klein, oft mit dem besten Erfolge, angewendet worden ist. Er trug nemlich dem Manne ein Geschäft auf, das ihn weit von Scharzfeld entfernte. In sei-

seiner Abwesenheit jagte Heinrich oft in der Gegend des Schlosses, und wußte es einst so schlau einzurichten, daß ihn ein Ungewitter überfiel, als er dicht dabei war. Was konnte verzeihlicher seyn, als wenn er auf das Schloß zuritt, die schöne, einsam wohnende junge Frau um Erlaubniß bat, bei ihr das Wetter abwarten zu dürfen, und als der Sturm nicht austoben wollte, es sich sogar merken ließ, daß er ein Nachtlager gern annehmen werde. Das junge Weibchen konnte diese besondere Gnade nicht wohl ablehnen, und sah sich genöthigt, den hohen Gast zu beherbergen. Was nun zwischen ihnen vorfiel, und wie Heinrich seiner Beute nach und nach näher rückte, darüber schweigt der Chronikenschreiber *). Ich weiß natürlich noch weniger davon, und will daher mit Blumauer ausrufen:

„Was nun die Liebenden in jener Höhle thaten,
„Das läßt uns Zeiler nur errathen."

Kurz, die Tugend des Weibes mußte eingestehen, daß der Kaiser das Prädikat „Unüberwindlichster" im vollen Umfange des Worts verdiene, und daß unter der Vereinigung günstiger Umstände einem solchen Manne selten zu widerstehen sey. Sie sank, und Heinrich zog wohlgesättigt am andern Morgen seiner Straße.

Bei dieser kaiserlichen Expedition war ein Pfaffe aus dem nahen Kloster Pöhlde Sr. Majestät gar sehr behülflich. Zwar war diese Mitwirkung ganz geheim getrieben,

*) Zeiler in der Topograph. Brunsv. p. 185.

aber der Verräther schläft nicht: hier war es der Burggeist. Lange hatte dieser sein Wesen oder Unwesen auf Scharzfeld getrieben, spukte in der Küche, im Keller, besonders aber auf dem runden Thurme, der vor dem Schlosse stand. Man war seiner so gewohnt, da er niemand neckte noch zwickte, hörte sein Gepolter und Geheul ohne Grausen, da es zu oft kam, und ließ ihn ruhig seinen Unfug treiben. Er gehörte mit Einem Wort zu den Hausthieren des Hofstaats, und war ein Inventarienstück der Burg zu nennen. Dieser Burggeist erhob nach vollbrachter That ein ungewöhnlich fürchterliches Geheul, tobte entsetzlich ob dieser Schandthat in der ganzen Burg herum, und erschütterte sie in ihrer Grundveste. Gefoltert von den heftigsten Gewissensbissen, irrte die Gefallene aus einem Winkel in den andern; das Hofgesinde schlug Kreuz auf Kreuz, und erwartete mit klappernden Gliedern nichts Gutes. Doch nicht züchtigen wollte der Burggeist, nur aufbrechen und seinen alten Sitz verlassen. Er mochte nicht länger hier weilen, wo die Tugend und Unschuld vom Reichsoberhaupte selbst mit Füßen getreten war. Unter krachenden Donnerschlägen fuhr er im runden Thurme hinauf, hob die Bedachung desselben ab, und stürzte sie in die Tiefe, schwebte über Scharzfeld, schrie es laut über die ganze Gegend aus, daß der Pfaffe mehr als der Kaiser an dieser Sünde schuldig sey, und verschwand. Seit der Zeit hat kein Dach wieder auf dem Thurme fest sitzen wollen, so oft man es auch zu erneuern versuchte; denn der Burggeist kam immer wieder und riß es ab. Der Pfaffe aber

ging sein Lebelang verstört umher, und kam nie mehr zu einem heitern Gesichte.

Nach mehrern Tagen kehrte der betrogene Ehemann von der Helden zurück, und fand sein Weib, welche ihn zärtlich liebte, und sich die bittersten Vorwürfe über das Geschehene machte, weinend und betrübt. Er fragte nach der Ursache, und sie gestand ihm Alles. Voll Wuth und Zorn eilte er nach Goslar, um sich an dem Kaiser persönlich zu rächen. Heinrich mochte die Ursache dieses Besuchs ahnen, und fand daher dienlich, ihn nicht vor sich zu lassen. Um aber für die Zukunft gegen seine Nachstellungen gesichert zu seyn, fügte er noch den menschenfreundlichen Befehl hinzu, ihn auf eine gute Art aus dem Wege zu räumen. Hiervon erhielt Helden jedoch Nachricht. Er verließ Goslar sogleich, und rächte sich nun dadurch, daß er die Bergleute auf dem Harze zum Aufstande reizte, und mit ihnen die Gegend verließ, wodurch auch die Bergwerke in gänzlichen Verfall geriethen. Heinrich zog nun die Burg Scharzfeld mit Zubehör ein, und belehnte einen Wittekind vou Wolfenbüttel damit. Da dieser 1130 ohne Erben starb, und sie als ein Reichslehn an den Kaiser Lothar zurückfiel, so machte Norbert, der damalige Erzbischof von Magdeburg, Ansprüche darauf, indem er behauptete, daß das nahe gelegene Kloster Pöhlde, an welches Scharzfeld schon von Otto I. geschenkt war, von Otto II. an das Erzstift Magdeburg abgetreten worden sey, diesem mithin angehöre. Da die Prätension Grund hatte, so verglich sich Lothar mit dem geistlichen Herrn dahin, daß

er für seine Ansprüche das damalige Kloster und jetzige Dessauische Amt, Alsleben an der Saale, dem Erzstift überließ, und dagegen Scharzfeld behielt, woraus er nun eine Reichsfestung machte. Im J. 1157 erhielt es Heinrich der Löwe vom Kaiser gegen Abtretung der Zähringischen Erbgüter in Schwaben, welche seiner ersten Gemahlin Clementia gehört hatten; er verlor es aber bei seiner Achtserklärung: und nun treten Herren von Scharzfeld auf, die sich Grafen nennen, und im Besitz von Scharzfeld sind, ohne daß man weiß, woher sie stammen. Der erste hieß Siegbode: vielleicht daß ihn Lothar zum Grafen machte. Zwei Enkel desselben, Heinrich und Burchard, theilten sich in zwei Linien, in die Scharzfeldsche und in die Lauterbergsche; die erstere starb im Anfange des 14ten Jahrhunderts aus, und Scharzfeld fiel an die Lauterbergsche Linie, welche sich nun bald von Lutterberg, bald von Scharzfeld nannte. Graf Otto der Jüngere residirte noch 1311 zu Scharzfeld. Mit seinen drei Söhnen erlosch 1390 auch diese Linie. Ein heftiger Successionsstreit folgte ihrer Beerdigung. Der Erzbischof von Mainz, der Bischof von Hildesheim, die Abtissinnen von Quedlinburg und Gandersheim, alle machten Ansprüche auf diese Grafschaft; allein sie wurde keinem von ihnen zu Theil: der tapfere Ritter von Minnigerode nahm sie für den Herzog Friedrich von Braunschweig in Besitz.

Im zweiten Jahre des 15ten Jahrhunderts mochte es den Herzögen von Braunschweig an Gelde fehlen; sie versetzten daher Scharzfeld und Lutterberg für eilftausend

Mark Silber (nach jetziger Währung beinahe 150,000 Thaler) an den Grafen Heinrich VIII. von Hohenstein. Da ihnen nach Verlauf von funfzig Jahren die Wiedereinlösung noch immer nicht möglich gewesen war, so überließen sie beide im Jahr 1456 den Grafen von Hohenstein als ein erbliches Lehn.

Nach dem Erlöschen des gräflich hohensteinschen Geschlechts, im Jahre 1593, zogen die Herzöge von Grubenhagen diese Besitzungen als eröffnetes Lehn wieder ein, und als auch diese 1617 ausstarben, fielen sie an die Herzöge von Celle. Seitdem sind sie bei dem Hause Braunschweig, Lüneburgscher Linie, geblieben und sind es noch jetzt als ein zum königlich hannöverschen Fürstenthum Grubenhagen gehöriger Theil.

Scharzfeld wurde in frühern Zeiten immer in gutem Stande erhalten, von den Herzögen oft besucht und auch als Staatsgefängniß benutzt, bis es der siebenjährige Krieg zerstörte. Es rückten nemlich im September des Jahres 1761 11000 Mann Franzosen davor, und forderten es zur Uebergabe auf. Die Besatzung bestand aus einer geringen Anzahl kurbraunschweigscher Jäger, die es sich freilich leicht sagen konnte, daß sie der Uebermacht werde weichen müssen. Indessen kannte sie ihre Pflicht, es auf's Aeußerste ankommen zu lassen; sie kannte die Geschichte des Schlosses, das bis dahin noch alle Belagerungen ausgehalten; niemals, selbst nicht in den zügellosen Fehdezeiten, weder erstiegen noch erobert worden war; und war endlich gewiß, daß der Felsen, ohne genaue örtliche Bekanntschaft, durch-

aus nicht zu ersteigen sey. Sie schlug daher die Aufforderung zur Uebergabe rund ab. Die Franzosen schlossen es nun enge ein, um es auszuhungern. Auf dem, dem Schlosse gegenüber liegenden, Berge errichteten sie Batterieen, um es von da aus über das Thal hinüber zu beschießen. Da ihr Geschütz aber nicht so weit reichte, ihre Batterieen auch durch die großen eisernen Kanonen der Besatzung zerstört wurden, so suchten sie auf Schleichwegen Herr davon zu werden. Spione gab es in allen Kriegen, und so auch hier. Ein Einwohner des nahen Städtchens Lauterberg war es, der dem Feinde einen Weg von der Seite dieses Ortes her zeigte, auf welchem es ihm gelang, das dabei gelegene Fort oder die Citadelle, der Frauenstein genannt, zu überrumpeln, und dadurch wurde freilich die Besatzung des Schlosses genöthigt, sich zu ergeben.

Der militärische Wind, der bei den Heeren aller Nationen die Berichte ihrer Thaten begleitet und sie gewöhnlich in so dichte Staubwolken hüllt, daß es dem Geschichtschreiber schwer wird, durch sie hindurch die Wahrheit zu erkennen, blies auch hier — denn es waren ja Franzosen — besonders stark und aus vollen Backen. Sich und sein Heer in das glänzendste Licht zu stellen, berichtete der Chef desselben nach Paris, daß er binnen sieben Tagen Scharzfeld, eine der wichtigsten Festungen Deutschlands, genommen habe; und dort wurde illuminirt, geschossen, ein Te Deum gesungen, und mehr dergleichen prunkende Siegspossen eben so getrieben, wie wir sie in neuern Zeiten

genug erlebt haben. Der französische Hauptmann Nero, der auf dem nahen Vorwerk Düna lag, requirirte gleich nach erfolgter Uebergabe vom Pachter mehrere Gespanne zum Fortschaffen dessen, was er auf Scharzfeld zu finden hoffte. Allein wie wurde er beschämt, als sich bei näherer Besichtigung fand, daß die Eroberung höchst unbedeutend war, daß die Besatzung aus Invaliden bestand, daß der Munitionsvorrath sich mit einigen Centnern aufwiegen ließ, und ein Paar Kanonen die einzige brauchbare Beute ausmachten. Mehr aus Wuth, als aus Kriegspolitik, ließ er Bergleute aus Lauterberg kommen, die das Schloß zerstören mußten, auch den ganzen Felsen durch Bohren und Schießen sprengen sollten, was aber unterblieb.

Als ich im Sommer 1809 auf Scharzfeld war, sprach ich einen alten Mann aus der Gegend, der ein Zeuge der Einnahme der Burg gewesen war. Ich glaubte viel von ihm zu erfahren, erhielt aber nur Unbedeutendes. Am längsten verweilte er bei einem Umstande, der ihm sehr am Herzen zu liegen schien. Man habe sich, sagte er, damals zwar sehr über die Zerstörung der Burg gefreut, weil alle umliegende Dörfer ihrentwegen viele Drangsale hätten erdulden müssen; aber es wäre doch Schade, daß man seitdem nirgends wieder so gutes Bier zu trinken bekäme, als man sonst auf der Burg erhalten, wohin Jung und Alt des Sonntags gegangen sey, um sich daran zu laben.

Seit jener Zeit nun ist Scharzfeld keiner weitern Aufmerksamkeit gewürdigt worden. Man hat es seinem Schicksale überlassen, und was noch stehen geblieben war,

verfiel nach und nach. Bald möchten auch die noch vorhandenen Reste ganz aus der Reihe der Dinge verschwinden, da den Bewohnern der umliegenden Gegend nicht gewehrt wird, die brauchbaren Steine zu ihren Bedürfnissen davon wegzutragen. Sie liegen, wie ich anfänglich bemerkte, auf einem hohen Berge, das eigentliche Schloß aber auf einem an achtzig Fuß hoch über den Berg emporsteigenden Felsen. Dahin konnte man nur vermittelst einer hohen steinernen Treppe, welche noch mit einer Zugbrücke verwahrt wurde, gelangen; und hier steht auch noch ein Theil des runden Thurms, dem die erwähnte Spukgeschichte einen Namen gemacht hat. Er war von lauter Quaderstücken erbauet, was man auch noch an seiner Grundmauer sehen kann.

Die Gegend, welche man von Scharzfeld überblickt, gehört eben nicht unter die reizendsten, sie hat aber doch manchen anziehenden Punkt. Man sieht auf einen großen Theil des Eichsfeldes, des Hohensteinschen und Grubenhagenschen. Links erheben sich Berge aus dem Fürstenthum Schwarzburg, und rechts sieht man in einer Entfernung von fünf Meilen die beiden Bergspitzen, worauf die Ruinen der Schlösser Gleichen bei Göttingen liegen, die wie zwei Maulwurfshügel hervorragen. Am Fuße des Berges fließt die Ocker vorüber, und die Landstraße von Osterode nach Nordhausen zieht sich daran hin.

Auch Schandenburg wird das Schloß in einigen alten Chroniken genannt. Merian leitet diesen Namen von einer Sage her, der zu Folge die Bewohner desselben

einst Nonnen aus dem nahe gelegenen Kloster Pöhlde raubten, auf das Schloß brachten und sie schändeten, worüber der vorhin erwähnte Spukgeist auch einen gewaltigen Lärm erhoben haben soll.

* * *

In dem Theile der Merianschen Topographie, welche das Lüneburgsche und Braunschweigsche enthält, findet man S. 183 eine Abbildung von Scharzfeld, wie es um das Jahr 1650 aussah, wo es sich noch ganz in gutem und befestigtem Zustande befand. Die jüngste Abbildung ist im Maihefte des Journals für die neuesten Land- und Seereisen, Berlin, bei Braunes, 1809, von D. Berger gestochen, zu finden. Die Ruinen sind da ganz in der Nähe dargestellt.

Benutzt habe ich bei Obigem: Geschichte der Grafschaft Hohenstein, von Hoche. — Carls vaterländische Reisen. — Honemanns Alterthümer des Harzes; — und eigene Bekanntschaft mit dem Lokale haben mir da geholfen, wo mich jene verließen.

4.

Kunitzburg
bei Jena.

So vergehen alle die Werke der Menschen! So verschwinden die Reiche und die Nationen.

Volney.

4.

Kunitzburg.

Die Kunitzburg liegt eine kleine Stunde von der Universitätsstadt Jena, am Saalthale. In ältern Zeiten hieß sie Glitzberg, Glißberg, dann Gleisberg, und man behauptet, daß Karls des Großen Tochter, Gliza, Veranlassung zu diesem Namen, so wie zu dem des darunter hin fließenden Wassers, die Gleise, gegeben habe. Jener Name ist jedoch nach und nach durch den, Kunitzburg, verdrängt worden, wahrscheinlich weil das unter der Burg liegende Dorf, ehemals ein kleines Städtchen, Kunitz heißt. Ihren Ursprung hat die Kunitzburg ohne Zweifel irgend einem deutschen Könige oder Kaiser im 10ten, wo nicht schon im 9ten, Jahrhundert zu danken, und es ist wahrscheinlich, daß die Kaiser sie anfangs gewissen Kommandanten oder Vögten anvertrauten, die nachher, wie das damals nicht selten der Fall war, auf irgend eine Art das Eigenthum derselben nebst einigem Zubehör an sich brachten, und alsdann den Geschlechtsnamen davon entlehnten. Ob die Herren von Gleisberg, welche einige Jahrhunderte hindurch in bekannten Urkunden oder bei Geschichtschreibern

häufig vorkommen, und bald als Grafen, bald als domini oder advocati de Glitzberg auftreten; größtentheils aber, und besonders im 13ten und 14ten Jahrhunderte, nur schlechtweg de Glitzberg oder Glisberg genannt werden — zu dem höhern oder niedern Adel zu zählen sind, läßt sich nicht genau bestimmen. Das Erste ist indessen, was die ältesten Besitzer der Burg anbetrifft, einigermaaßen zu vermuthen. Die unter dem Gleisbergschen Familiennamen später vorkommenden Personen scheinen aber, wie man aus einigen Umständen schließen darf, zum niedern Adel gehört zu haben. Ob diese mit jenen in Verwandtschaft standen, oder zu einem ganz andern Geschlechte gehörten, das, nach Abgang jener, im Besitze von Gleisberg war, und sich deshalb so nannte, läßt sich bei der noch herrschenden Dunkelheit in der ältern Geschichte nicht sicher bestimmen. So viel weiß man gewiß, daß sich die Letztern auch dann noch Gleisberg schrieben, als sie Gleisberg oder Kunitz auch nicht mehr besaßen.

Im Jahre 1290, wo Kaiser Rudolph verschiedene thüringische Bergvesten, welche in Raubschlösser ausgeartet waren, zerstören ließ, soll Kunitzburg mit darunter gewesen seyn. Es scheint jedoch, daß es seinen Inhabern nur abgenommen, als ein ursprünglich kaiserliches und Reichsschloß eingezogen, und allenfalls nur die Festungswerke, nicht das Schloß selbst, zerstört wurden. Dieß wird dadurch wahrscheinlich, weil das Schloß einige Zeit nachher noch eine brauchbare Veste, oder, wenn es auch bei jener Eroberung beschädigt worden seyn sollte, doch unter den

Regierungen der folgenden Kaiser in guten Stand gesetzt worden war. Denn im Jahre 1327 wurde es vom Kaiser Ludwig IV. dem damaligen Herrn Reußen Vogt von Plauen, zuverlässig nicht als ein verwüstetes, sondern als ein zum Dienste für Kaiser und Reich taugliches Haus, in der Absicht eigenthümlich und erblich übereignet, daß er und seine Erben mit dem Schlosse dem damaligen und allen folgenden Kaisern auf Erfordern dienen und aufwarten solle. Im Besitz der beiden Urkunden und Lehnbriefe, welche der Beschenkte darüber erhielt, und die zu Pisa ausgestellt sind, ist das fürstliche Haus Reuß zu Greiz noch jetzt, im Besitze des Schlosses aber nicht mehr. Dieses Schicksal theilt es mit gar vielen kleinen Fürstenhäusern. Urkunden, Lehnbriefe, Dokumente, die laut und klar für den Besitz sprechen, haben diese in Menge aufzuweisen, während ihre mächtigern Vettern und Nachbarn, ohne dergleichen Papiere, im wirklichen Besitze sind, und allenfalls bedauern, daß es nun einmal so ist, wenn ihnen unterthänigste Vorstellungen um Entschädigungen, um Ersatz, Protestationen gegen Verjährung ihrer Ansprüche und dergleichen überreicht werden, aber es dennoch beim Alten lassen. So ging es dem Mindermächtigen von jeher, so geht es ihm noch jetzt, und so wird es ihm gehen.

Reuß von Plauen erhielt mit dem Schlosse auch den dazu gehörigen Bezirk und alle von diesem Besitze abhängende Gerechtsame. Der Umfang, welchen diese Herrschaft hatte, läßt sich aber nicht mehr genau angeben, doch

läßt sich vermuthen, daß die meisten um Kunitzburg herum liegenden Orte zu der Burg gehört haben, und der Gerichtsbarkeit, oder, wie es damals hieß, der Vogtei, des Besitzers desselben unterworfen gewesen sind, wie man dieß von dem nahe liegenden Orte Kunitz aus den vorhandenen Urkunden gewiß weiß. Denn, als 1343 Reuß von Plauen der Michelskirche zu Jena gewisse jährliche Zinsen in Kleinkunitz zueignete, behielt er sich die ihm in diesen Zinsgütern zustehenden Gerichte ausdrücklich vor.

Nach dieser Zeit findet man nichts mehr von einer kaiserlichen Belehnung, und es mögen in der Folge in Rücksicht der Lehnsabhängigkeit der Burg gewisse veränderte Umstände eingetreten seyn, wovon aber nichts Genaues bekannt ist. Ueberhaupt ist von dem, was mit diesem Schlosse und der dazu gehörigen Herrschaft zwischen den Jahren 1290 bis 1329, wo es sich unmittelbar in kaiserlichen Händen befand, und hernach, während des Reußschen Besitzes, vorgegangen, keine zuverlässige Nachricht aufzufinden. So viel weiß man indessen gewiß, daß die Reußischen Nachkommen Kunitzburg noch in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts als ihr Eigenthum inne hatten, und daß sie es in dem damaligen Vogtländischen Kriege — der zwischen dem Markgrafen Friedrich dem Strengen und Heinrich Reuß, auch der Strenge genannt, entstand, und wobei Letzterer die Oerter Auma, Triptis und Ziegenrück verlor — nicht einbüßten. Denn, als im Jahre 1359, und also nach jener Fehde, drei Reußische Brüder ihre gesammten Herrschaften und Erbgüter theil-

theilten, so fiel Kunitzburg oder Gleisberg mit Zubehör an die beiden jüngern Brüder, welche es ohne Zweifel bis an den Tod des mittlern Bruders, so wie die — jetzt gothaische — Herrschaft Ronneburg und das übrige ihnen damals Zugetheilte, gemeinschaftlich werden besessen haben. Nachher kam die Gleisbergsche Herrschaft an das markgräflich meißnische Haus. Wann und unter welchen Umständen dieß geschah, ist aber nicht genau zu bestimmen. Vielleicht wurde sie aus gewissen Ursachen noch bei Lebzeiten jener Reußischen Brüder an den Markgrafen abgetreten. Am wahrscheinlichsten ist es, daß sie, nachdem das markgräfliche Haus indessen durch Auftrag oder auf eine andre Art die Lehnsherrlichkeit erlangt hatte, nebst den übrigen Besitzungen beider Brüder, nach ihrem Abgange zu Ende des 14ten Jahrhunderts an jenes Haus als eröffnetes Lehn zurückgefallen sind.

Kunitzburg stand schon in den ersten Jahren des 15ten Jahrhunderts unter der Markgrafen Botmäßigkeit; denn 1405 verpfändete Markgraf Wilhelm die Gleisbergschen Schloßgüter zu Kunitz an die Familie von Buttelstedt. Nach seinem Tode kam dieser Distrikt in der Ländertheilung von 1410 an Landgraf Friedrich den Jüngern oder Friedfertigen in Thüringen, der ihn 1429 an seine Vettern, den Kurfürsten zu Sachsen Friedrich den Gütigen und Herzog Sigismund, verkaufte. Herzog Johann Wilhelm III. belieh hierauf 1450 die Familie von Vitzthum und einen von Witzleben mit dem bis dahin wüste gelegenen Schlosse, unter der Bedingung, es wieder auf-

zubauen und gegen seinen Bruder, den Kurfürsten Friedrich II. von Sachsen, mit welchem er Krieg führte, zu gebrauchen. Drei Jahre später aber schlossen die Brüder Friede, und nun wurden die Vitzthume zur Erkenntlichkeit aus dem Lande gejagt, Gleisberg nebst allen ihren sonstigen Besitzungen in Thüringen und Meißen ihnen abgenommen, und ersteres wieder zerstört. Seit dieser Zeit liegt es in Ruinen, und seit 1485 ist die Herrschaft Gleisberg zum Amte Jena geschlagen worden, und gehört jetzt dem Hause Sachsen-Weimar.

Die noch vorhandenen Reste der Kunitzburg liegen ganz vorn auf der Felsenstirn des Berges, welcher der Gleis- oder auch Kunitzer-Berg genannt wird, und seinen Fuß in die Saale streckt. Aus den noch sichtbaren Fragmenten der äußern Mauer kann man den Umfang entnehmen, den die Burg hatte. Die Aussicht von ihr umher ist durch unendliche Fülle an Mannigfaltigkeit und durch den Blick auf einen großen Theil des lieblichen Thales der Saale überaus schön. Dicht unter dem schroffen Abhange liegt das freundliche und wohlhabende Dorf Kunitz, von seinen fruchtbaren Aeckern, Obstgärten und Rebenhügeln umgeben; dann das weite zu beiden Seiten stundenlang ausgedehnte Thal mit der von Dorf zu Dorf durch Wiesen und Fluren sich schlängelnden Saale und Landstraße. Gegenüber läuft eine Kette von Bergen, welche in der Geschichte unserer Zeit stets merkwürdig bleiben wird. Sie war es, auf deren Höhen, 1806 an dem unglücklichen 14ten Oktober, die furchtbare Schlacht gelie-

fert wurde, die Deutschlands Verfassung vollends zertrümmerte und auf sieben traurige Jahre uns Sklavenketten anlegte. Tief und schwer lastete auf jedem Deutschen die Erinnerung an diese blutigen Tage, und alle ihnen folgende ähnliche vermochten nicht, sie zu mindern. Dennoch gab es Menschen, die, sie dem Gedächtnisse tiefer noch einzuprägen, in einer immerwährenden neuen Erinnerung sie zu erhalten bemüht waren. Auf dem Landgrafenberge, einer der Höhen dieser Bergkette, wo der große Menschenwürger, in der Nacht vom 13ten auf den 14ten Oktober, sich gelagert, wo er den giftigen Plan über uns ausgebrütet hatte, da pflanzte ekelhafte Schmeichelei Bäumchen hin zur Bezeichnung der Stätte, die wurzeln sollten und grünen, um nach Jahrhunderten noch den Deutschen die Stelle recht genau zu überliefern. Sein ehrwürdiger durch das Uralterthum geheiligter Name ward gestrichen, und der: „Napoleonsberg", ihm beigelegt. Möge er sich schämen sein Lebelang, der, aus dessen undeutschem Gehirn diese Umwandlung hervorging. Möge er sich schämen mit denen, welche Gestirne am himmlischen Firmament durch jenen verruchten Namen entweihten, den reinen Glanz der unzählbaren Welten durch solchen Schmutz verunreinigen konnten, und frech genug waren, unter die Sterne zu versetzen, was in den stinkendsten Pfuhl, in den tiefsten Schlund einer ewig brennenden Hölle gehörte. O, welche Verirrungen, welche Verkrüppelung an Geist und Herz haben die letzten zehn Jahre nicht erzeugt! Wie wenige Menschen bestanden in der Feuerprobe dieser seltenen

Zeit! Doch, zur Ehre Jena's sey es gesagt, der Name Napoleonsberg fand wenigen Eingang, und jetzt ist er ganz verschwunden, so wie jene unschuldigen Bäumchen, die man wieder weggenommen hat. Frei, wie sonst, ist wieder das Haupt des Landgrafenberges, und von seiner Höhe hinab schaut man nun wieder, mit voller Brust, auf ein freies deutsches Land.

Ueber die ganze Bergkette, welche sich vom Landgrafenberge Thal abwärts zieht, blickt man von der Kunitzburg, welche höher liegt, an einigen Stellen, Stunden weit hinweg. Hier und da ist sie durch Schluchten und kleine Thäler durchbrochen, was von lieblicher Wirkung ist. Besonders ist dieß der Fall mit dem, der Kunitzburg gerade gegenüber liegenden, Rauhthale, durch das der Seelenhirt in Wenigen-Jena — sein Name möge vergessen werden — die Franzosen leitete, um den Preußen in die Flanke fallen zu können. Verfolgt man die Bergkette weiter, so zeigt sich das Städtchen Dornburg mit seinem Schlosse auf einem hohen Felsen, an dessen Fuße die Saale so dicht hinfließt und das Thal sich so verengt, daß kaum noch Raum für die Straße übrig bleibt. Zuletzt sieht man, als Schluß der Bergkette, den Galgenberg bei Naumburg.

Von der Kunitzburg steht noch jetzt ein thurmförmiges bedeutendes Bruchstück, an welches sich eine hohe Wand mit zwei Fensteröffnungen, worin noch steinerne Sitze sind, anschließt. Wie mancher Ritter, wie manches Burgfräulein mag durch sie hinausgeschaut haben ins

Weite, ob der Freund, der Feind oder der Geliebte nahe. Und wie viele Tausende der Jünglinge, die Jena seit drittehalbhundert Jahren kommen und gehen sah, mögen nicht hier Stunden des Genusses und des Frohseyns verlebt haben in der glücklichen Lebenszeit der Täuschung, wo dem jungen Manne die ganze Erdkugel angehört, für ihn nur da zu seyn scheint, wo Alles von ihm freudig angelächelt wird und ihm im rosigen Lichte erscheint! Wie mancher hochfliegende Plan mag in diesen Trümmern geträumt, wie manchem Jünglinge die Brust von dunkeln, wehmüthig-frohen Gefühlen gehoben worden seyn, wenn er aus jenen Fensterbogen hinabblickte in die schöne, romantische, vor ihm ausgebreitete, von der Saale durchströmte Ebene. Mit was für edeln Vorsätzen mag er sich hier seinen künftigen Lebensplan entworfen haben, und wie selten war es ihm vergönnt, ihn im Geschäftsleben zu verfolgen!

Gegen hundert Schritte hinter der Ruine findet man auch noch, im dicken Gebüsch, den Brunnen der Burg, doch halb schon verschüttet. Nicht weit davon siedelte sich im Jahre 1811, unter einem angenommenen Namen, eine schwedische Gräfin an. Von dichtem Wald umgeben, steht da ihre kleine ländliche Wohnung, und um sie her gewann ihr Fleiß der Erde Gartenland ab, wo sie und ihr kleiner Haushalt Gemüse zieht. Ob Neigung oder Ueberdruß am Leben unter Menschen sie bestimmten, diese Einsamkeit zu wählen, bleibt in ihrer Brust verschlossen. Der Landesherr räumte ihr den Ort ein, und ehrte ihr Geheimniß, es ziemt daher, dieses nicht erforschen zu wollen. Möge

sie hier in stiller Abgeschiedenheit finden, was sie unter Menschen vergebens suchte.

* * *

Ein Aufsatz über Gleisberg im Oktoberstück der sächsischen Provinzialblätter von 1800 hat größtentheils den Stoff zu Vorstehendem geliefert. — Die beste, mir bekannte, Abbildung der Ruinen findet man in den malerischen Ansichten aus der Gegend der Universitätsstadt Jena, von J. Roux. 1stes Heft. Jena, 1806. Querfol., von Roux gezeichnet und gestochen. Die Vignette zu diesem ersten Bande der Ritterburgen Deutschlands ist eine verkleinerte Kopie derselben. — Zur Literatur der Kunitzburg gehört die poetische Kleinigkeit: „Die Ruinen des Gleisbergs und der Lobdaburg, vom Prof. Löbenstein-Löbel." Fol.

5.

Giebichenstein
bei Halle.

Am Weg auf hohen Felsen stand
Vor Alters eine Burg;
Die alten Rudera davon
Wies mir der Schwager Postillon.

Bürger.

5.

Giebichenstein.

Das Schloß Giebichenstein würde in der großen Gallerie alter Vesten eine sehr untergeordnete Rolle spielen, und vielleicht schon längst das Schicksal vieler andern — kaum dem Namen nach gekannt zu seyn — gehabt haben, wenn nicht die romantische Fabel von Ludwig dem Springer darauf haftete, wodurch es, wenigstens in der Geschichte deutscher Volkssagen, einen Namen erhalten hat. Nimmt man diese davon, so bleiben nur unbedeutende Begebenheiten übrig, welche die Geschichte seiner Schicksale bilden, für die man kein vorzügliches Interesse fühlen könnte. So aber wird es seinen erlangten Ruf nicht wieder verlieren, wenn auch klar dargethan wäre, daß jene Erzählung nur das ist, was sie ist — eine Fabel. Von dieser hernach. Jetzt die Geschichte des Schlosses.

Das Schloß Giebichenstein liegt auf einem hohen steilen Felsen dicht an der Saale, eine halbe Stunde von der Universitätsstadt Halle entfernt. Das Jahr seiner

Geburt ist, wie bei so vielen Burgen, die ein hohes Alter tragen, in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Dieß zu verdrängen, würde eine so unmögliche als mühevolle Arbeit seyn, auch nur in noch größere historische Untiefen führen. So viel möchte aber wohl erweislich seyn, daß es im zehnten Jahrhundert schon als der Hauptort einer Burggrafschaft gleiches Namens stand, deren Besitzer die Grafen von Wettin und Merseburg waren. Einer der Letztern, Markgraf Riddag von Merseburg, trat es an den Kaiser Otto I. ab, behielt sich jedoch den lebenslänglichen Nießbrauch vor. Nach seinem Ableben wurde es daher, nebst den dazu gehörigen beträchtlichen Besitzungen, worunter sich auch die Salzquellen in Halle befanden, ein Eigenthum der sächsischen Kaiser. Von diesen schenkte Otto I. im Jahre 961 einen Theil an das Erzstift Magdeburg, und wenige Jahre später das übrige auch. Dessen ungeachtet muß aber das Schloß auf gewisse Art noch zur Disposition der Kaiser gewesen seyn; denn es wurde noch lange Zeit von ihnen zur Aufbewahrung angesehener Staatsgefangenen gebraucht. So ließ im Jahre 1003 Kaiser Heinrich II. den Markgrafen Heinrich von Oesterreich ein Jahr lang hier eingesperrt halten, weil er zum Nachtheil des Kaisers die Böhmen nach Baiern geführt hatte. Heinrich III. ließ den Herzog Gottfried von Lothringen zwei Jahre lang hierherbringen. Herzog Ernst II. von Schwaben saß auch lange Zeit da, weil er wider seinen Stiefvater Kaiser Konrad II. kabalirte; und Ludwig Landgraf vou Thüringen, der sogenannte Springer, saß

wegen ähnlichen Vergehens zwei Jahre lang hier. Es entstand daher das Sprichwort:

Wer kommt nach Giebichenstein,
kommt selten wieder heim.

Giebichenstein war dabei dennoch die Residenz, oder vielmehr die Wohnung der Erzbischöfe, wenn sie sich in dieser Gegend aufhielten. Nicht aber auf dem eigentlichen Schlosse war sie, — denn dieß sollte nur in Kriegszeiten zum letzten Zufluchtsorte dienen, — sondern am Fuße des Schloßberges. Hier standen die zur Aufnahme des ganzen Hofstaats und zur Wirthschaft nöthigen Gebäude, welche von einem tiefen Graben umgeben waren. Hier befand sich ihre Kanzlei nebst dem Archiv, und hier starben auch mehrere Erzbischöfe, als Walther 1012, Adelgot 1118, Albert IV. 1403, Günther II. 1445, Friedrich III. 1464, und Johann 1475.

Während dieser Zeit hatte das Schloß mancherlei Schicksale. Im Jahre 1278 nahm es Markgraf Dietrich von Landsberg in einer Fehde ein, und gab es dem damaligen Erzbischof Bernhard erst vier Jahre nachher, und nur gegen Erlegung von 500 Mark Stendalschen Silbers, zurück. In einer Fehde zwischen der Stadt Halle und dem Erzbischof Burchard III. eroberte es Graf Bernhard IV. von Mansfeld; und ob er gleich Bundesgenosse der Hallenser war, so behielt er doch die Beute für sich, versetzte sie aber für 1100 Mark Silbers an die Stadt Halle. Im folgenden 1328sten Jahre gerieth diese in Bann und Achtserklärung. Warum? ist mir unbekannt.

Der Erzbischof erbot sich, sie aus diesem politischen Fegefeuer zu reißen, wenn sie ihm Giebichenstein frei zurückgeben würde. Was wollte sie machen! sie willigte ein, und der Bannstrahl erlosch.

Otto's Nachfolger ließ es 1363 durchaus wieder herstellen, ließ auch am Fuße des Felsens eine hölzerne Brücke über die Saale bauen, die jedoch das Wasser bald wieder zerstörte. Günther III., der in den vielen Fehden mit den Städten Magdeburg und Halle fast alle seine Schlösser einbüßte, behielt nur noch Giebichenstein, und bekriegte von da aus seine Feinde. Er mußte zwar auch dieses an Kurfürst Friedrich von Sachsen pfandweise überlassen, lös'te es jedoch bald wieder ein. Nach hergestellter Ruhe befestigte er es im Jahre 1442 aufs Neue, ließ um die untern Gebäude herum die zum Theil noch vorhandenen Graben, Mauern und Thürme aufführen, und sein Nachfolger Friedrich II. errichtete da viele neue Gebäude. Dessen Nachfolger Johann, ein Pfalzgraf am Rhein, vermehrte die Schloßgebäude, auf welchen er 1474 den König Christian von Dänemark einige Tage bewirthete, als dieser nach Rom reiste. Im folgenden Jahre starb Johann, und sein Nachfolger Prinz Ernst von Sachsen war der Letzte, der Giebichenstein bewohnte. In Halle lag nemlich der Rath und die Pfännerschaft seit langer Zeit schon in Streit mit einander. Dieser erhob sich 1478 mit einer solchen Heftigkeit, und der Magistrat sah sich dabei so in die Enge getrieben, daß er seine Zuflucht zu dem Erzbischof Ernst nahm, ihn zu Hülfe rief, und sogar die Schlüssel

der Stadt auf dem Schlosse Giebichenstein in seine Hände lieferte. Halle hatte von jeher den Erzbischöfen angestanden, und gern hätten sie es längst schon an sich gerissen, wenn nur einiger Schein des Rechts dazu vorhanden gewesen wäre. Der Antrag der Stadt kam daher Ernsten sehr erwünscht, und er säumte nicht, sogleich mit seiner Mannschaft in die Stadt einzuziehen. Die Häupter der Rebellen ließ er gefangen nehmen, und erklärte sich zum Herrn von Halle. Ohne Schwerdtstreich, ohne daß ein Tropfen Bluts floß, ging dieses so in erzbischöfliche Hände über. Ernst, der diesen Ort schicklicher zu einem Wohnorte fand, als Giebichenstein, verließ dieses, und bauete sich dort ein Schloß, welches die jetzt auch in Ruinen liegende Moritzburg ist. Seitdem stand Giebichenstein verlassen und verödet, wozu ein Wetterstrahl, der am 1sten September 1572 in eine Scheuer fiel, und mehrere Gebäude abbrannte, viel beitrug.

Der 30jährige Krieg gab ihm vollends den Rest. Der schwedische Feldmarschall Banner quartierte sich im Jahre 1636 mit einem starken Kommando Reiterei darauf ein, und zwar mit aller nur möglichen Ungezogenheit. Die Pferde wurden überall hingestellt, in Stuben und in Kammern; ja sogar in die Amtsstuben wurden sie gebracht, und ihnen hier die Amtsakten und Dokumente untergestreut. Im Malzhause kam durch die Nachlässigkeit der Soldaten Feuer aus, das die am Fuße des Felsens gelegene Kapelle und sämmtliche Burggebäude verzehrte. Nur der Thurm, der nachher reparirt ward, und

worin noch jetzt die Uhr des Orts ist, und einige Mauern, blieben stehen. Diese wenigen Reste sieht man noch gegenwärtig. Auch die Mauern der Kirche stehen noch, und sind zu einem Brauhause eingerichtet worden. Von den sonstigen erzbischöflichen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden findet man auch noch hin und wieder Reste, welche zu den Wirthschaftsgebäuden des jetzigen Guts benutzt sind.

Die Lage des Schlosses Giebichenstein war vor der Erfindung unserer jetzigen Kriegsinstrumente sehr fest. Der Fels, auf dem es ruhete, steigt fast rings herum gerade in die Höhe. Auf der einen Seite fließt die Saale dicht daran hin, und wenn sonst die Aufgangsseite gut verwahrt wurde, so war es höchst schwierig, es zu erobern; denn auch tiefe Gräben sicherten es am Fuße gegen jede Annäherung.

Die Umgebungen des Felsens sind sehr angenehm, die Aussicht von ihm recht heitern Charakters. Die sanftfließende Saale, welche nicht fern davon über eine Wehr brauset, das am andern Ufer liegende Dörfchen Cröllwitz, das große reinliche Dorf Giebichenstein, Halle mit seinen schönen hohen Thürmen, und ringsum ein buntes Gemisch von Dörfern, Gebüschen, Wiesen, Saatfeldern und Landhäusern, von der Saale in mehrern Armen durchschnitten, das alles bildet ein Gemälde, wovor man gern verweilt.

Von diesem Gemälde aus der wirklichen Welt führe ich meinen Leser nun zu jenem aus der romantischen, aus der Fabelwelt, zur Geschichte Ludwigs des Springers.

Sie mag diejenigen entschädigen, denen das Vorhergehende trocken schien.

Im eilften Jahrhundert herrschte über Thüringen Graf Ludwig II., ein Mann, weder von besonderer Tapferkeit, noch strenger Moralität, aber feurigen verliebten Temperaments, und von der Natur sehr wohl gebildet. Minderjährig kam er zur Regierung, und kaum volljährig, vermählte er sich mit einer Tochter Herzogs Ulrich von Sachsen, lebte jedoch ihres unersättlichen Stolzes halber unglücklich mit ihr, so daß er sie den Eltern zurückschickte, bei denen sie bald darauf starb. Entfesselt von diesem traurigen Verhältniß, frei und jung, im vollen Besitz jugendlicher Kraft und noch ohne Erben, fühlte er das Bedürfniß doppelt, sich an ein Wesen anzuschließen, das ihn mit Liebe umfing, suchte aber lange vergebens darnach unter den Burgfräuleins seiner Nachbarn. Allen gefiel wohl er, aber keine fesselte ihn; und lange schwärmte er herum, bis ihm endlich die Stunde schlug. Auf einem großen Gastmahl, das der Graf Metzelinus zu Nebra angestellt hatte, traf Ludwig mit der, wegen ihrer besondern Schönheit berühmten, Pfalzgräfin Adelheid von Sachsen zusammen. Die Tafel würzte Frohsinn und muntere Laune, denn der Becher ging fleißig herum. Nach der Tafel wurde getanzt, und wo nun noch Zurückhaltung herrschte, da scheuchte sie Musik, und die vom Walzer genehmigte Erlaubniß, in verbotenen Graden sich zu nähern. Ludwig drehte sich mit Adelheid im Saale herum; seine Blicke begegneten den ihrigen, seine Hand berührte die

ihrige, sein Arm umfing ihren schönen Körper, ihre beiderseitigen Empfindungen drückte die Grazie aus, mit der sie tanzten, und unwillkührlich richteten sich die Augen Aller auf dieses schöne Paar. Gegenseitig entstand eine Neigung unter ihnen, die freilich besser unterdrückt worden wäre. Wer mag es aber dem jungen Manne verargen, daß er das Schöne schön fand; wer mag der blühenden Adelheid den Seufzer zum Vorwurf machen, der ihrer schwellenden Brust sich entwand, wenn sie den feurigen Ludwig mit ihrem phlegmatischen Eheherrn verglich! — Der Tag verstrich. Mit Blicken gaben sie sich das Wort, eine Neigung nicht zu dämpfen, in deren Fortdauer ein seliger Genuß für sie lag.

Einige Zeit darauf war Ludwig in Freiburg an der Unstrut, wo er ein Schloß erbauen ließ. Hier erfuhr er, daß der Pfalzgraf Friedrich, der auf dem nahen Schlosse Weißenburg *) wohnte, abwesend, und Adelheid allein sey. Rasch schwang er sich aufs Roß und flog hinüber, ließ sich anmelden, und Adelheid empfing ihn mit hochklopfendem Herzen. Die Unterredung war sittsam und einsylbig, bis Ludwig die Laute ergriff, und durch sie seine Gefühle sprechen ließ. Die Annäherung begann; Gefühle lös'ten sich in Worte auf; unumwundene Erklärungen folgten, und ewige Liebe wurde einander geschworen. Aber wie zum Genuß derselben gelangen? Diese Aufgabe

*) Im jetzigen preußischen, vormals sächsischen Amte Freiburg, über dem Dorfe Zscheipliz.

gabe lös'te — welche Aufgaben lösen Weiber nicht! — Adelheid. Ein schwarzer Anschlag, der ihren Charakter ins hellste Licht stellt, entstieg ihrem unedeln Herzen. Sie forderte Ludwig auf, ihren Eheherrn — zu morden. Nur ein von der leidenschaftlichsten Liebe gepackter Mann, dessen Vernunft die Sinnlichkeit ganz umgarnt hält, konnte bei einem solchen Vorschlage nicht zurückbeben, das Weib doch noch an sich reißen, und durch Bande der Ehe, welche sie so eben auf die gewaltsamste Weise zu zerreißen verlangte, an sich fesseln wollen. Ludwig stutzte zwar, leider aber mehr über die Schwierigkeit der Ausführung, als über die Zumuthung selbst. Er wandte Einiges dagegen ein; aber Adelheid, hierauf vorbereitet, räumte alle Einwürfe aus dem Wege, und vermochte Ludwig, ihr zu schwören, daß er die That vollbringen wolle. Ihr Plan war folgender: In der Nähe des Schlosses Weißenburg war ein kleiner Wald, in welchem Friedrich oft jagte. Hier solle Ludwig, wenn Friedrich im Bade säße, sich einfinden und mit seinen Reisigen jagen. Sie wolle dann sorgen, daß Friedrich aufgebracht darüber werden, und, um ihm das Jagen zu wehren, auch in den Wald kommen solle, wo er ihn durch Schimpfreden reizen, zum Zweikampf auffordern, und — umbringen könne. Der Zweikampf werde den Mord bemänteln, und er zu weiter keiner Verantwortung gezogen werden.

Ludwig gab wirklich sein Wort zur Ausführung dieser schändlichen That. Auf seiner Burg ließ er die Waffen in Stand setzen, Fangeisen, Armbrust, Pfeile, Alles

bereit legen, um auf jeden Fall versehen zu seyn, und wenn der Streich mit Einer Waffe mißlänge, ihn doch mit der andern ausführen zu können. Er blieb in Freiburg, um auf den ersten Wink seiner Geliebten da zu seyn. Dieser erfolgte. Adelheid ließ ihn benachrichtigen, daß ihr Mann so eben ins Bad gestiegen sey, er möchte jetzt in dem bestimmten Hölzchen erscheinen. Ludwig zog aus, von einem starken Jagdgefolge begleitet, und Hörner und Hunde verkündigten gar bald seine Gegenwart. Adelheid, die mit erheuchelter Sorgfalt sich um des Mannes Badewanne beschäftigte, hörte dieß nicht so bald, als sie ans Fenster lief, zu sehen, was es gäbe. Mit ereifernder Stimme fuhr sie auf den badenden Ehemann los, erzählte, was sie sah, und forderte in auf, diesen Eingriff in seine Rechte nicht zu dulden, und den jagenden Ludwig für einen solchen Frevel zu züchtigen.

Pfalzgraf Friedrich, der den Frieden liebte, gern allen Streit vermied, selbst mit Aufopferung eigenen Vortheils vermied, suchte Ludwigen zu entschuldigen, erklärte das Ueberschreiten seines Jagdreviers für eine zufällige Verirrung, womit es Nachbarn nicht so streng nehmen müßten, und meynte, daß ein Hirsch mehr oder weniger kein großer Verlust für ihn sey.

Adelheid wurde nun heftiger, mahlte Ludwigs Vergehen mit den grellsten Farben aus, sprach ihrem Gatten allen männlichen Charakter ab, nannte ihn feig, weibisch, phlegmatisch, und brachte es dadurch so weit, daß Frie-

drich sich aus dem Bade erhob, sich ankleiden ließ, und, von einigen Dienern begleitet, hinab in den Wald ritt.

Friedrich traf Ludwigen mit seiner Schaar im vollen Jagen an; und da dieser gar nicht that, als wollte er sich entschuldigen, so wurde doch Friedrichs Galle rege. Er sprengte auf Ludwig zu, redete ihn barsch an, und verlangte Genugthuung. Ludwig antwortete keck; ein Wort holte das andere; sie geriethen in den heftigsten Wortwechsel; Ludwig drückte seine Ambrust auf den ganz unbewaffneten Pfalzgrafen ab, fehlte, nahm nun einen Schweinsspieß, rennte auf ihn los, und ehe Friedrich nur auszuweichen vermochte, lag er schon im Blute schwimmend an der Erde. Das ledige Roß lief nach der Burg zurück, die Diener Friedrichs trugen den entseelten Leichnam nach, und Ludwig begab sich auf sein am Thüringer Walde gelegenes Schloß Schauenburg.

Adelheid spielte die Rolle der Untröstlichen, der tief Gebeugten meisterhaft. Sie rang die Hände, zerfloß in Thränen, zerraufte ihre schönen blonden Locken, warf sich in die tiefsten Trauerkleider, und ließ den Leichnam Friedrichs mit großem Pomp im Kloster Gosek beisetzen. Weg war nun das Hinderniß, das ihrer Liebe zu Ludwig entgegenstand; und die Hoffnung, zu seinem Besitze zu gelangen, übertäubte die Stimme ihres Gewissens. Ludwig konnte diese nicht so leicht zum Schweigen bringen. Sie mahnte ihn oft und hart. Trotz der Rohheit der Sitten jener Zeit fühlte er das Schlechte seiner Handlung ganz, und suchte daher allerlei Zerstreuungen auf. Es gelang.

Zeit und Umstände mindern Alles, und bald mahlte ihm die Hoffnung einer Verbindung mit Adelheid eine rosenfarbene Zukunft vor. Er sandte Spione aus, welche hören mußten, was man über den Vorfall spreche, was seine Geliebte mache, und erfuhr, daß es vielerlei Gerüchte darüber gäbe, daß die meisten den Mord als im Zweikampf geschehen betrachteten, vom eigentlichen Grunde desselben aber Niemand etwas ahne, und Adelheid in stiller Eingezogenheit auf ihrer Burg lebe und trauere. Jetzt wurde er dreist, und schritt zur Ausführung des Plans. Eine zärtliche Korrespondenz, wie sie die bleierne Schreibart der Zeit nur zuließ, begann zwischen den beiden Liebenden; und noch war kein Jahr verflossen, als Ludwig die untröstliche junge Wittwe nach der Schauenburg führte und ehelichte. Mit aller Pracht jener Zeit wurde die Vermählung gefeiert. Acht Tage lang wechselten Turniere, Banquets, Musik und Tanz, woran alle Edle der umliegenden Gegend Theil nahmen, und vergessen war bald im Taumel der Lust der blutige Pfad, auf welchem die Liebenden ins Ehebett wandelten. Nun aber war die Ermordung Friedrichs für Niemand mehr ein verhülltes Geheimniß. Die Ungeduld der Liebenden, sich zu besitzen, hatte selbst den Schleier zerrissen, der ihn verhüllte, und Ludwig erschien jetzt als absichtlicher Mörder. Friedrichs Verwandten suchten daher Alles hervor, sich an ihm zu rächen. Besonders that dieß Friedrichs Bruder, der Erzbischof Adelbert von Bremen. Dieser wußte sich beim Kaiser Heinrich IV. anzuschmeicheln und ihn gegen Ludwig

einzunehmen; und da die Unruhen zwischen Heinrichen und den Thüringern wegen des Mainzer Zehnden — wovon wir unten bei der Geschichte des Schlosses Spatenberg mehr hören werden — damals obwalteten, so benutzte er diesen Umstand, und schilderte Ludwigen als einen Hauptaufwiegler der Thüringer. Es gelang ihm auch — denn was gelang in diesen Zeiten den Pfaffen nicht! — den Kaiser so gegen Ludwigen aufzubringen, daß er Befehl gab, den unruhigen Kopf gefangen zu nehmen. Die Ausführung dieses erschlichenen Befehls erfolgte bald. Als Ludwig einst von Sangerhausen nach Halle ritt, ward er aufgehoben und nach dem Schlosse Giebichenstein geführt.

Ohne die eigentliche Ursache der Verhaftnehmung zu wissen, saß er gefesselt und eng verwahrt. Vergebens harrte er auf eine Anklage, vergebens auf Heinrichs Rückkehr aus Italien, um sich der Gnade desselben unterwerfen zu können. Trostlos jammerte zu Hause seine Adelheid, und Beide weinten über ihr trauriges Schicksal. So verging ein, so vergingen zwei Jahre. Die Hoffnung, aus dem Kerker zu kommen, ward immer schwächer, und die Furcht vor einer traurigen Zukunft nahm zu. Endlich kehrte Heinrich aus Italien nach Thüringen zurück, und nun sollte Ludwigen der Prozeß gemacht werden. In dieser peinlichen Lage nahm Ludwig seine Zuflucht zum heiligen Ulrich, flehte diesen Patron um Hülfe an, und versprach Kirchen und Klöster zu bauen, Tempel und Altäre zu errichten, wenn er ihn befreien würde. Der heilige Ulrich nahm dieß gnädig auf, und sein Beistand

äußerte sich dadurch, daß Ludwig auf den Einfall kam, durch einen Sprung aus dem Fenster seines Gefängnisses hinab in die Saale, zu entkommen. Dieser Gedanke gedieh immer mehr zum festen Entschluß, und seine Ausführung geschah folgendergestalt.

Um nur erst der Fesseln entledigt zu werden, stellte er sich krank und immer kränker. Er wurde schwach und matt, sprach von seinem Ende, verließ das Lager nicht, ließ Alles mit sich machen, wie mit einem Kranken, und erreichte dadurch unverlangt, was er wünschte. Man nahm, als unnöthig und für seine Genesung schädlich, ihm die Fesseln ab; doch verließen ihn die sechs Edelleute, welche Tag und Nacht bei ihm die Wache hatten, nicht. Nachdem einige Tage so verflossen waren, und er seine Schwäche recht täuschend hatte zunehmen lassen, verlangte er seinen Geheimschreiber, um ihm seinen letzten Willen diktiren zu können. Einer Person seines Ranges konnte dieß nicht versagt werden, und der Geheimschreiber kam. Durch die zunehmende Krankheit sorgloser gemacht, und auch aus Bescheidenheit, bei Abfassung des letzten Willens nicht gegenwärtig seyn zu wollen, ließen die Wächter Ludwigen meistens allein mit seinem Diener. Statt des letzten Willens diktirte Ludwig aber demselben einen Befehl an seinen Amtmann in Weißenfels, welcher alle Anstalten zur Flucht enthielt. Zwei Kähne sollten auf einen bestimmten Tag unterm Schlosse Giebichenstein bereit seyn, ihn aufzunehmen, sein Leibroß, der Schwan genannt, am andern Ufer der Saale bereit stehen, ihn weiter zu tragen,

und der Geheimschreiber mußte ihm einen Mantel von Wachstuch verschaffen, den er umnehmen wollte, damit sich der Wind darin fangen möchte und er sanfter in die Fluthen hinabfiele. Alles dieß geschah, und Niemand gewahrte das Mindeste. Es hieß, der letzte Wille sey nun verfaßt, und der Geheimschreiber begab sich wieder zurück, der harrenden Adelheid hiervon Nachricht zu überbringen. Mit freudiger Unruhe sah Ludwig den Tag sich nähern, den er zu seiner Erlösung bestimmt hatte, und der ihn wieder in den Schooß seiner Familie zurückbringen sollte. Aengstlich-bange über die Ungewißheit des Gelingens seines gewagten Plans, warf er sich am letzten Abend auf das Lager, zog sein Rettungskleid an, und that einen Mantel darüber, es zu bergen. Kein Schlaf winkte ihm; Gefühle gemischter Art hielten seine Lebensgeister in steter Spannung. Viel zu langsam krochen ihm die Stunden vorwärts. Jede Minute däuchte ihm sechzig, der Gang der Uhr im hohen Thurme über ihm schien zu stocken. So quälte er sich durch diese ewige Nacht, indeß sie seinen schnarchenden Wächtern ein Augenblick war. Mit inbrünstigem Gebete begrüßte er am Fenster die ersten Strahlen der Sonne, die in seinen Kerker fielen. Mit Wehmuth sah er hinab in die Fluthen der Saale, in denen sich die Sonnengluth spiegelte, mit Wehmuth, ob sie sein Grab oder seine Befreier seyn würden. Er seufzte laut, hob die Hände empor, und da entfiel ihm der Stab, mit welchem er, der erkünstelten Schwäche halber, immer herumging. Seine Wächter sprangen erschrocken auf, rieben sich den

Schlaf aus den Augen, und wunderten sich sehr, Ludwigen so zeitig das Lager verlassen zu sehen. Mit der Antwort, daß ihm heute recht wohl sey, und er sich durch Herumgehen Bewegung machen wolle, beruhigte er sie jedoch wieder.

So brachte Ludwig fast den ganzen Tag mit Herumgehen in seiner Klause zu. Die Unruhe trieb ihn umher. Oft sah er durch das Fenster, ob nicht die bestellten Kähne auf der Saale erschienen, sein Pferd nicht ankäme; und schon glaubte er vergebens zu harren, da der Abend nahte, als endlich die ersehnten Rettungswerkzeuge anlangten. Mit hochklopfendem Herzen ging er noch ein Mal in der Stube auf und ab. Seine Wächter, vertieft im Damenbretspiel, beobachteten ihn nicht. Diesen Augenblick benutzte er, warf den Stab und den obern Mantel von sich, sprang rasch in das offene Fenster, und stürzte sich hinab in die Saale. Das künstliche Gewand blähete der Wind auf, und so fiel er sanft in die Wellen, aus denen ihn die Fischer hervorzogen und an das Ufer brachten. Hier setzte er sich auf sein getreues, flüchtiges Roß, und jagte nach Sangerhausen in die Arme seiner Adelheid.

Wie es möglich war, von einer so beträchtlichen Höhe herab in die Saale zu springen, ohne wenigstens sinnlos ans Ufer gebracht zu werden, das wollen wir ununtersucht lassen. Wahrscheinlich aber schützte ihn der Hexameter:

Suscipe virgo tuum nunc sancta Maria ministrum!

den er im Hinabspringen laut aussprach.

Kurz, Ludwig hatte sich befreit, war glücklich geret=tet, baute dem heiligen Ulrich die versprochene Kirche *) zu Sangerhausen, die noch jetzt steht, stiftete das Kloster Reinhardsbrunnen, und Adelheid das Kloster Oldisleben. Nun war der Himmel beruhigt, die Menschen auch, und Ludwig hieß seit der Zeit der Springer.

Die ganze Legion der Chronikenschreiber von Thüringen erzählt die Geschichte dieses Sprunges. So wahrscheinlich sie sie aber auch darzustellen, so sehr sie sie auch mit der genauesten Angabe vieler kleinen Nebenumstände zu begleiten weiß, und so geneigt man ist, sich durch das Abentheuerliche und Romantische derselben bestechen zu lassen und ihr Glauben beizumessen, so auffallend zeigt doch das Lokal, daß es eine völlige Unmöglichkeit war, an der Seite, wo die Saale beim Schlosse Giebichenstein vorüberfließt, hinab zu springen. Denn es ragen Felsstücke so weit hervor, daß übermenschliche Schnellkräfte nöthig wären, sich über sie hinaus zu schwingen. Daß die Saale nicht ganz dicht am Felsen wegläuft, wäre ein noch zu widerlegender Einwurf, da die Ufer eines Flusses steten Veränderungen ausgesetzt sind. Man kann daher diesen Sprung für nichts anders als ein Mährchen halten, das dem von der Roßtrappe am Unterharze zugesellt werden muß. So wie man nun da dem Reisenden noch die Spuren des Pferdetrittes zeigt, so wird man auch hier auf das

---

*) Ueber einer der Kirchthüren liest man noch die Worte: Suscipe Sancte domum, quam vinctus compede vovi.

noch zur Hälfte stehende Fenster aufmerksam gemacht, aus dem Ludwig entwischte.

Ohne Zweifel geht es aber mit dieser Geschichte, wie mit so mancher andern, die einen fabelhaften Anstrich hat. Etwas Wahres liegt immer zum Grunde, nur ist dieß durch vieljährige Tradition, aus politischen Rücksichten, oder aus sonstigen Privatursachen, welche man in Urkunden oder öffentlichen Schriften vergebens suchen möchte, in ein solchcs Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten gehüllt, daß es nicht mehr zu erkennen ist. Ludwig wurde vom Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1081 wirklich gefangen genommen und auf Giebichenstein gesetzt. Nicht aber wegen der Ermordung Friedrichs, die er freilich, wo nicht selbst verrichtete, doch verrichten ließ, sondern weil er an einer von den sächsischen Fürsten wider den Kaiser gestifteten Empörung Antheil genommen hatte. Auch befreite ihn kein Sprung, sondern seine Freunde. Die Wächter, welche entweder bestochen oder überlistet waren, erzählten aber seine Flucht auf jene wundervolle Art, um der Verantwortung zu entgehen, oder ihre Nachlässigkeit zu bemänteln, welche Zwecke sie auch erreichten. Mit Hülfe des heiligen Ulrich fanden es ihre leichtgläubigen Zeitgenossen gar nicht unmöglich, und Ludwig erhielt den Beinamen des Springers.

Ludwig starb 1123, ein und achtzig Jahre alt. Adelheid funfzehn Jahre früher. Beide liegen in der Klosterkirche zu Reinhardsbrunnen begraben. Sein moralischer Charakter setzt ihn keinesweges unter die Zahl derer, die

sich durch sittliche Tugenden hervorthaten. Er beging bei der Erbauung der Wartburg, wie wir demnächst bei der Geschichte dieses Schlosses sehen werden, eine große Ungerechtigkeit; er ließ den Pfalzgrafen Friedrich aus unreiner Liebe ermorden, oder that es selbst; er weigerte sich, seinem Stiefsohne die väterlichen Güter herauszugeben: lauter Züge, die seinem Herzen wenig Ehre machen. Man würde aber auf der andern Seite auch sehr irren, wenn man die Tugenden jenes Zeitalters nach unserm Maaßstabe abmessen wollte. Die rohe Denkungsart der Zeiten entschuldigt Manches, was unsere Moralisten aufbringen würde, und die damalige Verwirrung und stete Befehdung machten manche Handlung nothwendig, welche außerdem schreiende Ungerechtigkeit gewesen wäre.

* * *

Von den Ruinen des Schlosses Giebichenstein giebt es, außer der diesem Bande als Titelkupfer beigefügten, im J. 1815 erst aufgenommenen Ansicht, noch eine Abbildung im dritten Hefte der Topographie pittoresque des états prussiens. Berlin, bei Morino, 1788, von Nergel gestochen, welcher Treue der Darstellung nicht abzusprechen ist. Dreyhaupt in seiner Beschreibung des Saalkreises stellt sie im 2ten Theile auf der vierzigsten Tafel, von G. A. Gründler gezeichnet, dar, wie sie im Jahre 1750 aussahen. Der Unterschied zwischen damals und jetzt ist nicht groß, wenige Mauern standen damals mehr. Dieser Theil der Dreyhauptschen Beschreibung des

Saalkreises; Vulpius Ludovicus desiliens, 1713; Müllers Streifereien in den Harz, 1ster Bd. 1800, und eigne Ansicht des Lokals, sind die Quellen, aus denen ich bei Bearbeitung der Erzählung von Giebichenstein schöpfte. Die Geschichte von Ludwigs Sprung ist als Roman: „Ludwig der Springer, Landgraf von Thüringen, 2 Theile, Leipzig, 1791. 8." und auch für die Bühne: „Ludwig der Springer, Schausp. von Hagemann. Berlin, 1793. 8." bearbeitet worden.

6.

Anhalt
am Harz.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!

Matthisson.

6.

Anhalt.

Die Burg Anhalt liegt in Trümmern, aber das Fürstenhaus, dessen Wiege sie war, blüht noch. Seit Jahrhunderten schon ist sie zerfallen, und nach einem Jahrhunderte möchte auch die mindeste Spur davon vergebens aufgesucht werden. Möge doch immer das Geschlecht, das aus ihr hervortrat, und zu den ältesten Deutschlands gehört, noch viele Jahrhunderte hindurch seinen Stamm fortgrünen sehen und weit verbreitete Aeste treiben, die nie der Sturm der Zeiten entblättere!

Es thut mir recht leid, daß ich gerade von der Burg Anhalt, die mir so nahe liegt, und dem Lande angehört, in welchem ich so glücklich lebe, gar wenig Bedeutendes sagen kann. Ihre Besitzer spielten mitunter große Rollen, thaten sich durch Tugenden und durch Tapferkeit hervor; aber ihre Stammburg war nie der Schauplatz hervorspringender Ereignisse. Sie war keine Räuberhöhle, kein Ort des Jammers unschuldiger Gefangener, bei dessen Anblick der Vorüberziehende ein Kreuz schlug, und ihr aus dem Gesicht zu kommen eilte. Stets die friedliche Wohnung

friedlicher Bewohner, fand sie nur in den Umständen ihren Untergang. Also nur wenig ist's, was ich über sie mittheilen kann, wenn ich mich nicht in trockne Untersuchungen einlassen will, ob mir gleich alle Quellen zum Gebrauch bereit standen. Dieß Wenige ist Folgendes:

Im Herzogthum Anhalt-Bernburg, und zwar im obern Theile, der zum Unterharz gehört, ist ein schönes romantisches Thal, das Selkenthal genannt. Es ist sechs Stunden lang, wird von dem Wasser, die Selke, durchströmt, und ist reich an eingreifenden Naturschönheiten. Am rechten Ufer desselben liegen auf dem kegelförmigen Hausberge die Ruinen der Burg Anhalt, von Ballenstedt 1½ Stunde, von Harzgerode eine Stunde entfernt. Die oberste Fläche des Berges steht mit keinem benachbarten Berge in Verbindung, und war sehr klüglich zur Bebauung mit einer Burg ausgewählt, indem die Natur sie schon gegen Ueberfälle schützte. Sie ist mit einer Menge von Meuerstücken und Steinen belegt. Nichts davon sieht aber einem Gebäude noch ähnlich, als der Fuß eines runden Thurms, unter welchem der Eingang in ein verschüttetes Gewölbe ist. Alles Uebrige ist gänzlich znsammengestürzt, durchwühlt, und mit Büschen und Bäumen dicht überwachsen.

Wolf von Pagk, ein fürstlicher Bergbedienter, erstattete vor mehr als zweihundert Jahren seinem Herrn einen Bericht über den damaligen Zustand der Bergwerke der Gegend. Darin erzählt er unter andern: „daß man auf dem Anhaltsberge nach Silbererz gesucht, dabei in

ein

ein „großes Gewühle" von Ziegelsteinen und Werkstücken gerathen, und endlich auf Estrich gestoßen sey. Diesen hätten die Bergleute durchbrochen, unter demselben ein vierfaches Pflaster von Ziegelsteinen gefunden, fast wie ein Gewölbe, und als sie auch dieß durchgefahren, gegen sechshundert gute Ziegelsteine herausgeholt. Unter diesen Ziegelsteinen habe es geschienen, als sey das Gewölbe mit Gyps ausgegossen, es wäre auch mit gelbem lockern Schutt gefüllt gewesen, in den man tief hinein stoßen können. Bei dem wiederholten Hineinstoßen und Graben darin, sey ein Dunst oder Wind heraufgestiegen, auch hätten sich plötzlich eine Menge Raben eingefunden, die über den Bergleuten hin- und hergeflogen und ein gewaltiges Geschrei erhoben. Ohne sich irren zu lassen, hätten die Bergleute immer fortgearbeitet, indem sie geglaubt, dieß sey das Zeichen, daß sie nicht fern mehr von einem Schatze wären, oder von einem reichen Erzgange. Allein beides sey nicht der Fall gewesen, und habe die ganze Ausbeute nur in Stücken verfaulten Holzes und in feinen Menschenknochen bestanden."

An eigentlichen Schatzgräbern hat es übrigens auch in diesen Ruinen nicht gefehlt, und mögen sie durch ihr Umwühlen und Unterminen wohl auch viel zum frühern Untergange der Reste mitgewirkt haben. Im Brunnen, der jetzt ganz verschüttet ist, forschten sie vorzüglich oft nach dem Kessel mit Gelde, den der allgemeine Volksglaube da hinein gezaubert hat. Es sind noch nicht hundert Jahre, da gingen einige Bergleute aus, diesen Schatz zu

heben. Einer wurde hinabgelassen, sah den überfüllten Kessel schon dicht vor sich, griff darnach, ihn zu fassen, das Geld in einen Sack zu stecken, aber da sank der Kessel tiefer, und je tiefer er sich hinabließ, desto tiefer sank der Kessel. Da erkannte er des „Teufels Blendwerk“, und ließ ab von dem Versuche.

Da, wo sich die höchste Höhe des Berges in die an sie grenzenden Berge gegen Mitternacht hin verflächt, bemerkt man noch eine um sie herumlaufende Vertiefung, vordem ein Wallgraben. Wo aber der Berg gerade hinab in das Thal läuft, hört sie auf. Noch etwas tiefer hinab, nach Mitternacht, trifft man an dem Wege nach Wilhelmshof ebenfalls Steinhaufen an, die von eingestürzten Gebäuden herrühren müssen. Beckmann spricht in seiner Anhaltschen Geschichte von den Ruinen einer Kapelle oder Kirche, welche er in der Nähe des Schlosses noch gesehen habe. Wahrscheinlich sind das diese Steinhaufen. Noch wahrscheinlicher wird es, wenn er sagt, daß am Ende des Gottesackers bei dieser Kirche eine große Linde stehe, worin viele Namen fürstlicher Personen eingeschnitten wären, und man von einer sehr großen Linde jetzt noch bei jenem Steinhaufen den Stamm findet.

Am Fuße des Berges und am Eingange in das Thal, der Feuersteinsgrund genannt, sieht man auch noch Grundmauern von Häusern. Mündlichen Ueberlieferungen zu Folge hat da ein Jägerhof, der zum Schlosse gehörte, gestanden. Noch jetzt heißt der Holzort, welcher dem An-

haltsberge gegen Westen liegt, und von demselben durch den Feuersteinsgrund getrennt ist, der Jägerhof.

Die Aussicht von dem Berge erstreckt sich nicht über die umliegenden Harzberge hinweg, und auch an dieser hindern oft Bäume und Gesträuche. Mit Mühe findet man zwischen ihnen durch, einen Raum, um das Schloß Falkenstein, das Forsthaus Wilhelmsdorf, den Brocken und das Jagdhaus Meiseburg zu sehen, oder in dem schönen Thale den Schlangenlauf der Selke verfolgen zu können. Besonders sind daran eine Menge der schönsten Ulmen und Eschen hinderlich.

Die Bergart des Haus- oder Anhaltberges ist ein grauer Thonschiefer. Man findet aber auch vielen Jaspis daran, welches einige alte Schriftsteller veranlaßte, zu sagen, daß das Stammhaus der Fürsten von Anhalt auf einem Jaspisgrunde stehe. Bruckmann führt in seiner Beschreibung der Bergwerke des Harzes bei dieser Gelegenheit folgende poetische Zeilen an:

„Es ist wohl nie gehört, daß eines Königs Haus,
Auf solchen Grund gebaut, der Anhalt übertrifft.
Das graue Alterthum in Anhalt weist es aus,
Daß dessen Stammhaus ist auf Jaspisgrund gestift't.
Die Deutung soll wohl seyn, Gott lasse es geschehen!
Daß dieses hohe Haus nie werde untergehen."

Obgleich diese Deutung etwas gesucht ist, so entschuldigt sie doch des Verfassers gutgemeinter Wunsch, in welchen jeder wohlgesinnte Anhaltiner von Herzen einstimmen wird.

Als eine besondere Eigenheit des Hausberges verdient bemerkt zu werden, daß fast alle in dieser Gegend wachsende Laubholzarten darauf stehen. Man könnte ihn daher eine Probekarte von Bäumen und Gesträuchen des Landes nennen.

In der Geschichte der Burg Anhalt finden wir, daß sie, wie schon erwähnt, nie zu solchen unedeln Zwecken dienen mußte, wie so viele andere Burgen. Sie war vom Anfange an bis zu ihrem Untergange stets die friedliche Wohnung der Vorfahren des Anhaltschen Fürstenhauses. Esikus IV., Graf von Ballenstedt, erbauete sie um das Jahr 905, als er sein väterliches Haus in Ballenstedt — das jetzige Residenzschloß der Herzoglich Bernburgschen Linie — in ein Kollegiatstift verwandelte. Es scheint aber, als ob er sie nur angelegt habe; denn als einer seiner Urenkel, Otto, mit dem Zunamen der Reiche, im Jahre 1110 das Kollegiatstift Ballenstedt in ein Benediktinerkloster verwandelte, und deswegen seinen Wohnsitz von Ballenstedt nach dem Schlosse Anhalt verlegte, ließ er den angefangenen Bau erst vollenden. Wahrscheinlich war sie durchaus von Stein aufgeführt, wie dieß bei allen Burgen der Zeit der Fall war, und wie sich besonders bei dieser Burg erwarten läßt, die in einer so steinreichen Gegend erbaut ward. Dieser Umstand führte aber die alten Chronisten — welche gar zu gern alles aufsuchten, um den Ursprung eines Namens zu finden oder doch ableiten zu können, sollte diese Ableitung auch noch so hergezwungen erscheinen — auf die Meinung, daß die Burg des-

halb Anhalt genannt worden sey, weil sie ohne Holz, „ohne Holt, ahne Halt" erbaut gewesen, woraus späterhin Anhalt geworden wäre. Wenn es überhaupt ein wesentlicher Umstand wäre, den Namensursprung zu wissen, so möchte wohl hier die Meinung viel für sich haben, daß, da die Burg an einer Halde (Hügel) erbaut gewesen, diese ihre Lage „an einer Halde" nach und nach zur Bildung des Wortes Anhalde, Anhalt, die Veranlassung gegeben.

Im Jahre 1140 zerstörten es die Freunde Herzogs Heinrich des Löwen, welcher damals kaum zehn Jahre alt war. Albrecht der Bär (von Anhalt) wollte nemlich bei der Minderjährigkeit Heinrichs einen Einfall in Sachsen thun, der ihm aber übel bekam, und die Zerstörung des Schlosses nach sich zog. Wer es nun wieder aufbaute, ist unbekannt. Im Jahre 1300 muß es aber noch bewohnt gewesen seyn; denn Fürst Otto von Anhalt unterzeichnete daselbst eine Urkunde, vermöge welcher er dem Kloster Ballenstedt das Dorf Eneckerode schenkte. Eben dieß muß auch noch im Jahre 1376 der Fall gewesen seyn, wo die Aebtissin des zwei Stunden davon gelegenen Stiftes Gernrode, Adelheit von Walde, in einem Legate an das Stift, dem Perner (Pfarrer) Arnold auf Anhalt, lebenslänglich eine Mark Silber aussetzte. Ob nun aber späterhin noch die Burg bewohnt war und wie lange, das bleibt ungewiß.

Ueber die Art ihres Unterganges ist man verschiedener Meinung. Nach einigen alten Geschichtschreibern hat sie Konrad, Erzbischof zu Magdeburg, in Verbindung

mit dem Markgrafen Konrad zu Meißen und den Grafen zu Wettin, nebst mehrern andern Schlössern im Harze zerstört. Spangenberg sagt davon in seiner sächsischen Chronik, daß sie namentlich mit diesem Schlosse so unbarmherzig umgegangen wären, daß niemand zur damaligen Zeit sich habe entsinnen können, daß ein Schloß mit der Schnelligkeit wäre niedergerissen worden. Andere sagen, Heinrich der Löwe habe es zerstört, weil Kaiser Friedrich der Rothbart ihm Sachsen nahm, und den Fürsten Bernhard von Anhalt damit belieh. Wieder Andere meynen, es sey verlassen worden und von selbst zerfallen. Diese scheinen aber zu irren, und die gewaltsame Zerstörung mehr Glauben zu verdienen. Denn, wollte man annehmen, daß es auch gleich nach dem Jahre 1376, wo es noch bewohnt war, verlassen worden wäre, so würde es seit der Zeit, oder in den seitdem verflossenen 442 Jahren, nicht so ganz und gar haben verfallen können, wie wir es jetzt finden, sondern es würden wohl noch mehrere Reste, wenigstens noch ein Thurm, stehen.

Bei der Theilung des Fürstenthums Anhalt im Jahre 1603 wurde dieses Schloß, da die Herzöge von Anhalt alle den Namen davon führen, als eine gemeinschaftliche Besitzung beibehalten, und keinem der gemachten Antheile zugelegt. In dieser Verfassnng befindet es sich noch. Die Ruine gehört den jetzigen drei Anhaltschen Fürstenhäusern Bernburg, Dessau und Köthen gemeinschaftlich; Grund und Boden aber ist Bernburgisch.

* * *

Becmann und Bertram in ihren Geschichten des Fürstenthums Anhalt, so wie eigne Besichtigung, lieferten diese wenigen Nachrichten. Eine Abbildung des Schlosses, wie es einmal war, finde ich nirgends. Von seiner jetzigen Beschaffenheit möchte eine Darstellung zu unbedeutend seyn.

7.

Stolpen.

— — — Disjectis — muris
reliquias veterumque vides monumenta virorum.

Virgil.

7.

Stolpen.

Im meißnischen Kreise des Königreichs Sachsen liegen drei Meilen von Dresden, über dem Städtchen Stolpen, die schönen Ruinen der vormals wichtigen Burg gleiches Namens. Ein sanft anlaufender Basaltberg trägt sie, an dessen Fuße die Weiseritz fließt.

Die Geschichte giebt uns zwar von ihren ersten Erbauern keine befriedigende Nachricht, sie beurkundet aber, daß das Städtchen in den ältesten Zeiten, und bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, Jockrym, folglich erst von dieser Zeit an, nach der dabei liegenden Veste, Stolpen genannt, und beide im Jahre 1218 von dem adeligen wendischen Geschlechte Mocco besessen wurden.

Bischof Bruno II. von Meißen brachte Stadt und Veste, wahrscheinlich im Jahre 1227, von den Mocco's kaufweise an sein Stift. Von dieser Zeit an haben sie diese Bischöfe nebst allem Zubehör bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts besessen, und zuletzt sogar ihren bleibenden Sitz dahin verlegt gehabt.

Zur Zeit der ersten Besitzer mag die Burg von keiner großen Bedeutung gewesen seyn, da sie die alte Sage lediglich ein von geschrotenem Holze aufgeführtes Bollwerk nennt. Ihre nothwendige Verstärkung und Verschönerung erhielt sie nach und nach erst unter der bischöflichen und kurfürstlichen Regierung. Sie bestand und besteht zum Theil noch aus drei durch Zugbrücken mit einander verbundenen Höfen. In diese gelangte man jedoch erst durch den Hanewald — dem äußersten Platze vor der Burg, der ein vom Bischof Johann III. 1390 angelegtes Außenwerk war — und durch die mit starken Brustwehren, gewölbten Thoren und tiefen Gräben versehene Klengelsburg, einem zweiten, vormals mit dem Hanewalde durch eine Zugbrücke verbundenen Außenwerke, das Kurfürst Georg II. von Sachsen 1675 durch seinen Oberlandbaumeister von Klengel anlegen ließ. Im ersten Hofe befand sich der Donatsthurm, von dem aber jetzt keine Spur mehr zu sehen ist, desgleichen der Marstall, der Kornboden, die Marterkammer und eine große Cisterne. Der zweite Hof enthielt die Hauptwache, rechts einen dicken Thurm, die alte Schösserei genannt, und links den St. Johannisthurm. Diesen hat die Gräfin Kosel merkwürdig gemacht. Sie, die in der Geschichte der Liebeleien des Königs August von Polen eine Hauptfigur ist, wollte einmal in einem Anfalle von Eifersucht den König erschießen. Um von dieser endemischen Krankheit geheilt zu werden, mußte sie in diesem Thurme ihr Vergehen bereuen lernen. Unter einer humanern Regierung bot man ihr

die Freiheit wieder an, allein aus freier Wahl blieb sie, und konnte sich nicht entschließen, ihren Aufenthalt, den ihr die Gewohnheit angenehm gemacht hatte, zu verlassen. Hier hatte sie ihren kleinen Garten, eine Treppe hoch ihr Wohnzimmer, noch höher ihre Bibliothek und dergleichen mehr. Als eine Merkwürdigkeit zeigt man noch jetzt ihre damalige häusliche Einrichtung.

Innerhalb des dritten, auch mit dicken Mauern und tiefen Gräben wohlverwahrten Hofes standen die ehemaligen herrschaftlichen Gebäude, welche späterhin die Festungskommandanten bewohnten; nemlich: 1) der Seigerthurm, den schon Kurfürst August erbauete, der 1714 zum letzten Male reparirt ward, und neben welchem ein Destillirhaus stand, worin Anna, Augusts wirthschaftliche Gemahlin, allerhand feingebrannte Wasser abgezogen haben soll; 2) der Siebenspitzenthurm, den der Bischof Schönberg von Meißen um die Mitte des 15ten Jahrhunderts erbauete, und mit sieben Spitzen versehen ließ. Nachdem er im 30jährigen Kriege durch Kroaten nebst den andern Burggebäuden mit verbrannte, wurde er zwar wieder aufgebauet, erhielt aber nur eine Spitze; 3) das Brunnenhaus, welches über dem 143½ Ellen tiefen, durch lauter Basalt gebrochenen Brunnen stand; 4) das Zeughaus; 5) das Kunstthürmchen, welches seinen Namen von der darin befindlichen, 1563 angelegten, und vor 18 bis 20 Jahren mit großen Kosten wiederhergestellten Wasserkunst hat, vermöge welcher das durch doppelte, größtentheils eiserne Röhren von dem Dorfe Lauterbach

hereingeleitete Wasser den Berg hinauf, und in die Burg getrieben wird; 6) die Schloßkapelle. Diese war der heiligen Barbara gewidmet, wurde im Anfange des 15ten Jahrhunderts vom Bischof Thimo von Meißen erbaut, und zugleich ein Kollegiat von sieben Kanonicis dabei gestiftet. Sehenswerth war darin ein prächtiger, mit Gemälden und Bildsäulen reich verzierter Hochaltar, und ein in der Mitte der Kapelle stehendes, aus Stein sehr künstlich gearbeitetes großes Kreuz, an welchem ein besonderer Altar stand, der nach der Reformation zum Taufstische gebraucht wurde. Im Jahr 1591 ließ Kurfürst August seinen achten Sohn hier taufen. Die Taufzeugen waren Dr. Peucer, Magister Philipp und die Doktorin Nefe. Wie haben sich Zeiten geändert! Welcher Fürst bäte wohl jetzt solche Personen zu Gevattern? — Außerdem war diese Kapelle mit vielen heiligen Reliquien reichlich versehen; der Aberglaube, so wie der Unglaube, haben sie aber von hier vertrieben. Im Jahre 1539 wurden die kostbarsten Heiligthümer des Domstifts zu Meißen, worunter sich auch ein leibhaftiger Finger des Apostels Paulus befand, in diese Schloßkirche geflüchtet, weil man fürchtete, daß sie dort, wo die neue Lehre schon so weit um sich gegriffen hatte, nicht mehr vor Zerstörungen sicher seyn möchten. Gegen das Ende des Jahres 1558 schickte man sie aber auch von hier wieder fort, nachdem sie während der Carlowitzischen Befehdung vom Pfaffen Niklas Gruner im Bettstroh waren verborgen worden. Jetzt ist die Kapelle in das Amtsarchiv verwandelt. Man sieht aus der

beträchtlichen Anzahl der Gebäude, welche zum Stolpener Schlosse gehörten, von welcher Wichtigkeit und von welchem Umfang es war. Von allen aber steht gegenwärtig nur noch der Amtsschütteboden, der Seigerthurm und die Kapelle.

Von den Schicksalen Stolpens ist aus den ältesten Zeiten her wenig, und dieß Wenige noch sehr mangelhaft auf uns gekommen. Nur das wissen wir zuverlässig, daß die Hussiten im Jahre 1429 in der dasigen Gegend große Verheerungen anrichteten, auch das Städtchen Jockrym verbrannten, an die Veste Stolpen sich aber nicht wagten. Wir können daher ganz davon schweigen, und sogleich zur Erzählung der für die Macht der geistlichen Herren in Sachsen überhaupt und für das Stift Meißen insbesondere sehr ungünstigen Begebenheit übergehen.

Nach dem Tode des Bischofs Niklas II. von Meißen (ein v. Carlowitz) war Johann IX. (ein Edler von Haugwitz) Bischof geworden. Kaum daß er es war, so sah er sich in Streitigkeiten verwickelt, deren Resultat der Verlust des ganzen Stolpener Gebiets war. Hans von Carlowitz, der Neffe Niklas II., verlangte nämlich von ihm die Herausgabe des von seinem Onkel hinterlassenen Testaments. Johann lieferte auch ein versiegeltes, von seinem Vorfahrer, jedoch noch als Kanonikus, errichtetes Testament, nebst einer mit Geld gefüllten Kiste aus; allein Carlowitz behauptete, daß sein Onkel kurz vor seinem Ableben noch ein Testament gemacht, und im Stolpener Archive niedergelegt habe, dieß müsse ihm herausgegeben

werden, und wenn es sich nicht fände, so sey es untergeschlagen. Johann verlangte Beweis und Genugthuung, und war bereit, sich einem rechtlichen Erkenntnisse in dieser Sache zu unterwerfen; Carlowitz aber ließ sich hierauf nicht ein, sondern beschloß, mit Gewalt zu erlangen, was er durch Güte nicht bekommen konnte. Am 13ten September 1558 schickte er ihm einen Fehdebrief zu, und am 14ten schon berennte er Stolpen, um Johann, wo möglich, persönlich zu fangen. Da dieser Plan aber mißlang, indem Johann nach Prag entflohen war, so kühlte er seine Rache durch Verwüstung der bischöflichen Besitzungen. Auch suchte er die Burgknechte, jedoch vergebens, aus der Veste zu locken. Den bischöflichen Räthen war jedoch herzlich bange, als sie von oben herab die Verwüstungen des Feindes ansehen mußten. Sie ließen aus dem großen Geschütze drei Nothschüsse thun und Sturm läuten, damit die Bauern aus den umliegenden Gegenden zusammenkommen und der Verwüstung Einhalt thun sollten; aber es kam auch nicht Einer. Carlowitz verließ zwar den Stolpener Bezirk auf einige Zeit, um die entferntern bischöflichen Besitzungen zu durchstreichen, kehrte aber, nachdem er sich der Städte Wurzen und Mügeln bemächtigt und sie ausgeplündert hatte, bald zurück, und bedrängte Stolpen und Bischofswerda von neuem, und zwar härter als vorher, weil man ihn, ungeachtet aller geäußerten Versicherungen, sich freundschaftlich benehmen zu wollen, nicht einließ.

Bischof Johann sprach indessen den bedrängten Stolpenern von Prag aus Trost zu. Er verhieß ihnen Hülfe,

sie

sie möchten nur ausharren. Allein Carlowitz wurde kühner und dringender; die Hülfe blieb aus, und die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner Stolpens sahen sich genöthigt, ihren obersten Schutzherrn, den Kurfürsten, um Rettung und Beistand anzuflehen. Kurfürst August versprach Hülfe; aber erst nach drei vollen Wochen schickte er einen Ausschuß von bewaffneten Alt-Dresdenern und Radeberger Bürgern unter der Anführung des Bruders des Befehders. Ohne Widerrede wurde dieser in die Burg eingelassen, und nahm von ihr im Namen des Kurfürsten Besitz. Die Streitigkeiten wurden bald ausgeglichen. Johann mußte an Carlowitz 4000 Gülden zahlen, und alle, welche während der Fehde Verlust gehabt hatten, entschädigen. Carlowitz mußte aller Ansprüche auf das Testament seines Onkels entsagen, und alle in Besitz genommene bischöfliche Ortschaften zurückgeben. Letzteres geschah, bis auf die Pflege und Burg Stolpen. Diese hatte der Kurfürst einmal in Besitz, und gab sie auch nicht wieder heraus, bot jedoch dem Bischof dafür das Amt, die Stadt und das Kloster Mühlberg an. Was wollte Johann machen, er mußte sich schon diesen schlechten Tausch gefallen lassen, wenn er nicht ganz leer ausgehen wollte. Auf diese Art erreichte auch in dieser schönen Pflege Sachsens das geistliche Regiment seine Endschaft.

Daß der Kurfürst bei Schlichtung dieses Zwists nicht ganz unparteiisch verfuhr, und sich selbst am wenigsten dabei vergaß, leuchtet in die Augen. Ja, es scheint sogar, daß er die Fehde, wenn auch nicht veranlaßte, doch

sehr begünstigte; denn er ließ geschehen, was er wohl als Landesherr nicht hätte zulassen sollen: daß seine Vasallen, daß selbst sein Stallmeister, Hans von Carlowitz, so unbarmherzig auf den stiftischen Gütern wirthschaften durften. Dadurch aber machte er sich am verdächtigsten, daß er sich nicht früher in dn Streit mischte, als bis ihn die Stolpener und Bischofswerder um Schutz anriefen, und sich dadurch gewissermaßen schon der bischöflichen Herrschaft begaben. Sein Benehmen bei der ganzen Sache bewies auch nur zu deutlich, daß er dem Carlowitz wohl, und dem Bischof, der sich als einen heftigen Gegner der neuen Kirchenverfassung bewies, und den neuen Fortschritten der Aufklärung in seinem Wirkungskreise alle Hindernisse in den Weg legte, übel wollte *); daß er ihn zu schwächen, und die schönen Stiftsgüter auf eine gute Art an sich zu ziehen suchte. Und so gelang es ihm denn auch, das ansehnliche Stiftsamt Stolpen gegen die weit unbeträchtlichern mühlbergschen Klostergüter einzutauschen.

Nach dieser traurigen Periode herrschte sechzig Jahre hindurch Ruhe und Friede in dem Bezirke Stolpens. Das Land erholte sich wieder, die Burg gewann an Bequemlichkeit und Festigkeit, und die Stadt zog aus der öftern Gegenwart des Kurfürsten viele Vortheile. Im dreißigjährigen Kriege litt aber alles wieder von neuem. Im

*) In den finstern Marterkammern und Gefängnissen auf Stolpen ist mancher protestantische Lehrer, zur Ehre der katholischen Religion, zu Tode gepeinigt worden.

Jahre 1632 wurde Stolpen von den Kroaten sehr heimgesucht. Sie plünderten die Stadt rein aus, ermordeten, wer sich ihnen widersetzte, wendeten sich dann gegen die Burg, in die sich die mehresten Einwohner mit Weibern und Kindern geflüchtet hatten, drangen mit Sturm durch die niedern drei Thore, bemächtigten sich des Kornbodens, schossen über die Zugbrücke auf die Schießlöcher, konnten aber doch des Platzes nicht Meister werden. Die Belagerten wehrten sich tapfer, und feuerten aus Stücken und Doppelhaken so scharf unter die Feinde, daß der Kroatenanführer Romhof die Burg mit Sturm zu erobern verzweifelte. Er forderte den Burghauptmann durch freundliche, ernste und drohende Worte zur Uebergabe auf; allein fruchtlos: man antwortete ihm vielmehr mit grobem Geschütz. Voll von Wuth und Rache, gab er Befehl, die Stadt in Brand zu stecken, und bald darauf loderten die Flammen. Ein heftiger Sturm vermehrte das Unglück. Von der Stadtkirche flogen die glühenden Schieferstücken auf die Burg. Der Siebenspitzenthurm brannte zuerst, und dann alle äußere Gebäude. In drei schrecklichen Stunden waren sie und die ganze Stadt ein Aschenhaufen, welchen die Barbaren mit Hohngelächter verließen.

Durch den Prager Frieden war Sachsen mit dem Kaiser und seinen Verbündeten wieder versöhnt, aber den Schweden und deren Bundesgenossen verhaßt. Banner, der furchtbare schwedische Heerführer, kam im Jahre 1639 mit 6000 Mann vor Stolpen, und ließ die kaum erst etwas aufgebauete Stadt nebst der Veste zur Uebergabe

auffordern. Der Burghauptmann Hennig beantwortete diese Aufforderung mit seinem groben Geschütz, behauptete tapfer seinen Platz, mußte es aber ruhig geschehen lassen, daß die Stadt wieder angezündet ward, und zur Hälfte niederbrannte.

Nach Entsetzung des 30jährigen Krieges wurden die abgebrannten Gebäude auf der Burg wieder hergestellt, und die Festungswerke noch vermehrt. Auch das Städtchen stieg wieder aus der Asche hervor. Aber bald gerieth ein Theil der Stadt und der Veste durch Verwahrlosung, bald durch Blitz in Brand, und am 4ten März 1723 wurden alle innerhalb der Ringmauer befindliche Stadt- und auch einige Burggebäude durch Verwahrlosung binnen zwei Stunden in Asche verwandelt. Ein böser Dämon schien dem Aufkommen des Orts entgegenzustreben. Auch waren die Einwohner durch das vielfache anhaltende Unglück so verarmt, daß es ihnen nur durch Hülfe einer Kollekte möglich war, sich wieder anzubauen. Die Burggebäude wurden aber nur nothdürftig ausgebessert, weil der damalige Landesherr, Friedrich August, König von Polen, die Burg nicht achtete. Er besuchte sie zwar einige Male mit der Gräfin Kosel, bezeichnete aber seine Gegenwart durch nichts, als durch Jagen in dem an dem Berge gelegenen Thiergarten, und das letzte Mal durch Schüsse gegen den Basaltfelsen, dessen Festigkeit er probiren wollte.

Im siebenjährigen Kriege soll auf der Burg Stolpen der erste feindliche preußische Schuß auf sächsischem

Boden geschehen seyn. Die Veranlassung dazu und die Geschichte dieses ersten Schusses ist folgende:

Mehrere Jahre vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges war Stolpen, so wie die andern Landesfestungen, mit einer Kompagnie Invaliden besetzt, deren Kommandant der General von Liebenau war. Dieser erhielt in der Nacht vom 30sten auf den 31sten August 1756 den Befehl, die Garnison sogleich ab- und auf die damalige Festung Sonnenstein marschiren zu lassen, welches auch geschah. Der Kommandant, ein älterer Kapitain und ein Lieutenant von der Artillerie, welche auf Stolpen wohnten, blieben allein darauf zurück, und die Einwohner des Dorfs Altstadt mußten, zu Folge uralter Verpflichtungen, einige Mann zur Bewachung stellen. Bis zum 3ten September war alles ruhig, und niemand vermuthete die von Bischofswerda her an diesem Tage des Abends um 6 Uhr in Stolpen ankommenden Husaren. Fast zu gleicher Zeit war auch der Kommandant von seinem in Langenwolmsdorf liegenden Gute zurückgekommen, und man hatte die Zugbrücke niedergelassen, damit er hereinreiten könnte. Dieser zufällige Umstand allein machte den Husaren die Einnahme der Burg leicht und möglich, da sie außerdem bei aufgezogener Brücke ohne Aufforderung und Infanterie nicht würden hineingekommen seyn. Der Oberstlieutenant und nachherige Generalmajor von Warnery, vom Regiment Szekuly, ritt daher ohne Widerstand in die Burg, denn die wachhabenden Bauern hatten kein geladenes Gewehr. Er ließ Appell blasen, und der Generalmajor von

Liebenau kam herunter in den Burghof. Hier forderte ihm Warnery den Degen ab, und in dem Augenblicke, als Liebenau nach dem Degen griff, um ihn abzugeben, schoß der Barbar den 74jährigen Greis, der an keine Gegenwehr dachte noch denken konnte, mit einer Pistole eine Kugel in den Leib, die dieser auch mit ins Grab nahm.

Dieß war der erste feindliche preußische Schuß auf sächsischem Boden; dieß die zufällig leichte Einnahme einer Veste, die eben nicht von großer Bedeutung war, woraus aber Warnery in seinem Berichte darüber — ganz in Buonaparte's Geiste — ein wichtiges Ereigniß macht, und den Hergang der Sache durch Unwahrheiten entstellt, nicht bedenkend, daß die alles enthüllende Zeit jede leere Großsprecherei der Art auf ihr Nichts zurückbringt *). Das Warnery'sche Gefolge hinterließ auf Stolpen auch kein gutes Andenken. Es führte die metallenen Kanonen hinweg, warf die eisernen, nebst Gewehren und Munition, in den Brunnen, zerstörte die schöne Wasserleitung im Thiergarten, und riß an den Gebäuden und Festungswerken nieder, was es bis zu seinem am 18ten September erfolgten Abzuge niederzureißen vermochte. Seit dieser Zeit ist nichts wieder aufgebaut, vielmehr ein großer Theil der Werke im Jahre 1787 abgetragen worden. Und so wandelte sich im Laufe eines halben Jahrhunderts das

*) Commentaires sur les commentaires du comte de Turpin sur Montecuculi. 1779. T. 3. p. 134. — Deutsch in der Anthologie für Preuß. Offiziere. S. den Freimüthigen, Nr. 191. von 1806.

schöne und feste Stolpen immer sichtbarer in eine Ruine um. Verlassen schlummerte es, wie ein abgelebter Greis, seiner Auflösung entgegen, kein Unfriede störte die Ruhe, die in ihre öden Mauern eingezogen war, und nur der Fußtritt der Freunde alter Zeiten, die oft unter diesen großen Ueberbleibseln aus den Tagen der Fehde herumwandelten, hallte hier wieder. Da brach mit einem Male ein Wetter über den wankenden Mauern aus, und drohte ihnen den raschern Umsturz. Napoleon Buonaparte, der blutbefleckte Mensch, der Dämon unserer Zeit, war es, der im Sommer 1813 die alte Burgruine wieder mit Kriegsgetümmel erfüllte. Er ließ einen festen Platz daraus machen, Thürme und Mauern zur Vertheidigung einrichten, und durch Pallisaden, Aufwürfe und Sprengung des dabei hinderlichen Gemäuers es möglichst befestigen, auch eine kleine Besatzung hineinlegen. Als er nun von der schlesischen Grenze schnell nach Dresden eilen mußte, wo St. Cyr sich gegen die andringende alliirte Armee nicht halten konnte, da kam er nach Stolpen, und hatte am 24sten August sein Hauptquartier in dem Städtchen im Hause des Amtmanns Oertel, in welchem er auch den Plan zur Schlacht bei Dresden in der Nacht vom 25sten auf den 26sten August entwarf. Am 25sten des Nachmittags besah er die in größter Eile gemachten Befestigungen der Burg, wobei er die ungemeine Dicke und Festigkeit der Mauern bewunderte. Berthier machte ihn auf den Thurm aufmerksam, welcher der Gräfin Kosel zur Wohnung gedient hatte, aber Buonaparte überhörte

es. Erst dann, als ein Offizier seines Gefolges ihm erzählte, daß bei der Ueberrumpelung der Burg im siebenjährigen Kriege der erste preußische Schuß hier gefallen sey, wurde er aufmerksam. Zu Thätlichkeiten kam es indessen auf Stolpen nicht; denn die Garnison zog bald darauf wieder ab, ohne daß durch die Befestigung irgend ein wesentlicher Vortheil erreicht worden wäre. Die Spuren derselben werden aber noch lange sichtbar bleiben.

Der Thiergarten, unter der Burg, anfangs zu einem Baumgarten bestimmt, enthielt bis zum siebenjährigen Kriege indianisches und Dammwildpret. Jetzt ist eine herrschaftliche Schäferei darin, aus welcher alle Unterthanen zur Veredlung ihrer Schaafzucht Böcke und Mutterschaafe erhalten können.

Merkwürdig ist der so regelmäßig gebildete Basalt, aus welchem der Berg besteht. Der Berg läuft von allen Seiten sanft an; erst da, wo der Basalt anfängt, der auf der obern Kuppe hervorragt, erhebt er sich auf einmal steil. Auf dem Bruche ist der Basalt grobkörnig, und mit vielen glänzenden, schwarzen, glasartigen Punkten oder sogenannten Schörlkörpern vermischt, die aber sehr klein sind, und am Stahle Feuer geben. Die Säulen ragen am Tage zu 25 bis 30 Fuß hervor, haben 6 bis 12 Zoll im Durchschnitt, sind fünfeckig, selten sechs- oder achteckig, durchgängig von ganzer Masse, und durch keine horizontale Spaltungen getrennt. Er wird von grobkörnigem Granit, mit verschiedenen braunen Quarzdrusen durchsetzt, begleitet, ohne daß man die Grenzen beider

Gesteine bestimmen kann. Nach dem im Schlosse befindlichen Brunnen, der durch lauter Basalt gebrochen ist, zu urtheilen, ist jede der Säulen, welche zu Tage aussteht, ein ununterbrochenes Ganzes, ohne Querspaltung, von mehr als 312 Fuß Länge. An 500 Fuß Tiefe hat der Brunnen noch. Ein hineingeworfener Stein verursacht ein donnerähnliches Gepolter. Durch die öftern Wiederholungen dieses Versuchs ist er schon zur Hälfte mit Steinen angefüllt, und wird mit der Zeit ganz dadurch verschüttet werden. Alle Burggebäude und viele Häuser in dem Städtchen sind von diesem Basalt erbaut, letzteres auch damit gepflastert. Welch eine ungeheure Masse muß hierzu verbraucht worden seyn, und doch ist er noch in so großer Menge vorhanden.

Die Aussicht von der Ruine ist zwar ausgebreitet, aber ohne besondere Reize.

* * *

Schlenkert's malerische Skizzen von Teutschland, 1stes Heft, 1794; Leonhardi's Erdbeschreib. Sachsens, 2ter Bd.; die in der Anmerkung bereits genannten Werke, und: Napoleon in Dresden, 2tes Heft, von F. v. D. Dresden, 1814. 8., habe ich bei Ausarbeitung dieses Aufsatzes benutzt. In Schlenkert's Skizzen befindet sich eine von C. A. Günther in Dresden in Querfolio gestochene Ansicht der Ruine, die brav gearbeitet und treu ist. Eine zweite, 20 Zoll breit und 14 Zoll hoch, ist von den Brüdern Wizani in Meißen kolorirt vorhanden. Sie stellt

die Ruine treu, ganz in der Nähe und von der Seite des Eingangs vor. Bei Rittner in Dresden kostet sie 4 Rthlr. Eine dritte findet man im ersten Hefte der Ansichten sächsischer und böhmischer Gegenden, von Ferdinand Müller. Leipzig, Querfol. 1798, und die zwei neuesten im 4ten Hefte der merkwürdigsten alten Burgen und Schlösser des Königreichs Sachsen, von C. J. Oldendorp, Dresden 1811. Querfol. Diese beiden sind erst im J. 1812 nach der Natur, und sehr treu, gezeichnet worden. Die von der Südseite giebt den anschaulichsten Begriff von der Größe und dem Umfange der Burg. Die von der Westseite ist mehr darauf berechnet, die zu Tage ausstehenden Basaltlager an der Hinterseite der Burg zu sehen. Ein Abdruck des Aufsatzes über Stolpen, wie ihn die erste Ausgabe dieses Bandes enthält, ist etwas verändert und vermehrt ihnen beigefügt worden. Mehrere kleine unbedeutende Abbildungen von Stolpen, die man besonders in Dresden findet, lasse ich, bei dem Daseyn von großen und guten Blättern, hier unerwähnt.

8.

Falkenberg
bei Detmold.

Seht hin, wo einst die Veste stand
mit ihren stolzen Thürmen,
trotzt öde nur noch eine Wand
der Zeit und ihren Stürmen.

Tiedge.

8.

Falkenberg.

Die Ruinen dieses Schlosses findet man über dem Dorfe Barlebeck, zwei Stunden von Detmold, in dem Fürstenthum Lippe. Zur Zeit des Faustrechts war es eine der Hauptvesten der Lippeschen Regenten und ein sicherer Zufluchtsort für sie, da es in einem wenig zugänglichen Waldwinkel lag. Ein Chronikenschreiber dieses Landes, Piderit, behauptet, es sey erbaut, um der römischen Veste Allison, welche eine Viertelstunde unter Neuhaus an der Lippe und Aller gelegen haben soll, die Spitze zu bieten. Er kann diese Meinung aber mit keinen Beweisgründen unterstützen. Gewisser ist, daß Bernhard der Zweite, edler Herr zu Lippe, das Schloß Falkenberg — ob aus alten Ruinen oder von Grund aus neu? ist unbekannt — am Ende des zwölften Jahrhunderts erbauen ließ, und es nach seiner Gemahlin nannte, welche eine Gräfin Arn aus der Falkenbergschen Linie war.

Bernhard der Sechste zur Lippe hatte im Jahre 1404 den Herzog Heinrich zu Lüneburg gefangen genommen, und ließ ihn auf diesem Schlosse neun Monate lang

sitzen. Die Veranlassung dazu war folgende. Hennings von Rheden lag nebst seinen Brüdern mit dem Herzog Heinrich in Streit. Heinrich mächtiger, behielt die Oberhand, und jagte endlich die ganze Familie zum Lande hinaus. Die Vertriebenen suchten bei dem Grafen Simon Schutz, welcher sie auch aufnahm und zu Burgmännern des Schlosses Varenholz erhob. Dieß verdroß den Herzog. Dazu kam noch, daß der Graf Simon nebst seinem Sohne Bernhard mit dem Grafen Eberstein, der keine Kinder hatte, eine Erbverbrüderung schloß, um in dessen Gütern zu succediren, welche der Herzog Heinrich auch haben wollte. Hierdurch doppelt erbittert gegen den Grafen Bernhard, erhob er eine Fehde wider ihn. Mit einem ansehnlichen Heere näherte er sich des Grafen Gebiet, welcher ihm aber eine gleich starke Mannschaft entgegenstellte. Am 19ten November 1404 kam es zwischen Beidem beim Oldenberge an der Weser zu einem Treffen, in welchem Bernhard Heinrichen gefangen nahm. Heinrich wurde auf dem Schlosse Falkenberg neun Monate in eine Kammer eingesperrt, die man noch im 17ten Jahrhunderte unter den Ruinen zeigte, und die Fürstenkammer nannte.

Heinrichs Gemahlin bat in eigner Person um die Befreiung ihres Mannes; allein sie erfolgte nicht eher, als bis Heinrich dem Grafen eine schriftliche Versicherung gegeben hatte, für seine Befreiung 200,000 Gulden zahlen zu wollen. Ungeachtet nun diese Verschreibung mit einem Eide bestätigt war, so war doch Heinrich gar nicht willens, sie zu erfüllen. Er war theils zu erbittert auf Bern-

hard, theils auch außer Stande, eine solche, in der damaligen Zeit höchst beträchtliche Summe anzuschaffen. Um nun auch sein Gewissen von einem falschen Eide abzuwaschen, ließ er sich durch den Papst davon entbinden, und Bernhard erhielt — nichts.

Im Jahre 1447 verwüsteten die Köllner und die Böhmen, unter der Anführung Herzogs Wilhelm zu Sachsen, beinahe das ganze Land. Kein fester Platz konnte ihnen widerstehen; aber Falkenberg hielt sich. Hart wurde es bestürmt und lange belagert; aber die Besatzung wehrte sich tapfer, und der Feind mußte fruchtlos abziehen.

Im 15ten Jahrhundert braunte Falkenberg ab. Bernhard der Siebente bauete es aber 1460 wieder auf. Damals erhielt jeder Steinhauer achtzehn Pfennige Tagelohn. Graf Simon der Sechste, welcher die Aussicht hatte, unbeerbt zu sterben, beschloß, die Regierung seinem Vetter, dem Grafen Philipp zur Lippe-Pyrmont, abzutreten, sich auf dem Falkenberge eine neue Wohnung zu erbauen, und hier seine Tage in Ruhe zu beschließen. Er ließ auch wirklich im Jahre 1582 den Bau beginnen, aber nicht fortsetzen; denn sein Plan, da zu leben, ward nicht ausgeführt, indem seine Gattin starb, er sich wieder vermählte, und noch neun Kinder erhielt.

Nach erfolgtem allgemeinen Landfrieden blieb die Veste Falkenberg ungenutzt, und verfiel. Jetzt sieht man von ihr fast nichts mehr. Mit Mühe entdeckt man nur die Spuren eines viereckigen Walles, der den Standpunkt der Burg bezeichnet, auf welchem hier und da noch etwas

Mauerwerk aus dem Boden hervorragt. Das bedeutendste Stück ist der Rest eines mit Schutt ausgefüllten Thurms, welcher auch jetzt ganz mit Gebüsch überzogen ist.

Der Berg, worauf die Ruinen liegen, und welcher auch der Falkenberg heißt, ist ein kegelförmig geformter Kalkfelsen. Er steht isolirt, ist aber von andern Bergen, die ihn zum Theil an Höhe übertreffen, umgeben. Man hat daher keine Aussicht von ausgebreitetem Umfange, aber doch eine recht freundliche. Gegen Südost sieht man den bekannten Externstein, Steinheim; die Stadt Horn und den Badeort Meinberg; gegen Nordost die Stadt Lemgo, den Flecken Brake und Sternberg; gegen Nordwest in das Hauptthal des Lippeschen Landes, und darin, außer einigen Dörfern, die Stadt Salzuffeln, und dahinter Herford.

* * *

Lippesches Intelligenzblatt Nr. 5. von 1784. — v. Donop Beschreibung der Lippeschen Lande, 2te Ausgabe, 1790. S. 34 und 179.

9.

Starchemberg.

Ringsum wandelt der Fuß auf Trümmern vergangener Tage,
Ringsum schauet der Blick die Zerstörungen voriger Alter.

Neuffer.

9.

Starchemberg.

Ich kann meinen Lesern kein besseres Gemälde von dieser, einige Meilen von Wien gelegenen, Burg mittheilen, als es sich in den „Ausflügen nach dem Schneeberge in Unterösterreich, vom Herrn Professor Schultes in Krakau," Th. 1. S. 121. befindet. Ich gebe dieses daher ganz so wieder, unbedeutende Auslassungen abgerechnet, wie es dort der angenehme Erzähler auf seiner von Wien nach dem Schneeberge gemachten Reise entwirft.

Er erzählt so:

„Die Ruinen von Starchemberg hatten zu viel Reize für uns, als daß wir sie nicht genauer hätten betrachten sollen. Wir gingen bei der Kuppelwieserschen Eisenkochgeschirrfabrik hinauf nach dem Buchenwäldchen, das den Hügel krönt. Nachdem wir uns durch den dichten Anflug desselben mit Mühe durchgearbeitet hatten, sahen wir uns noch durch ein kleines Thal von dem Berge getrennt, auf welchem wir jetzt erst diese mächtigen Ruinen in ihrer ganzen Größe vor uns entdeckten. Wir mußten uns links gegen den Saum eines Föhrenwaldes aufwärts wenden,

und folgten diesem bis zu der unten am Fuße des alten Schlosses liegenden Meierei. Hinter derselben, bei einer kleinen Gruppe von Bäumen, kamen wir endlich auf den Standpunkt, von welchem man diese Ruinen zeichnen muß. Auf jedem andern verliert die Schönheit dieser prachtvollen Reste des Mittelalters, welche die größten in Oesterreich, und, wenn es in Deutschland keine größern giebt, als jene, die ich in Heidelberg sah, die größten in Deutschland sind."

„Wenn unsere vaterländischen (österreichischen) Künstler mehr den Spekulationsgeist der englischen, und unsere vaterländischen Freunde der Kunst mehr Patriotismus hätten, so würden die ärmlichen englischen gothischen Ruinen, und die englischen Felsen, die Baumwollenklumpen gleichen, und die wir den Engländern so theuer bezahlen, bald aus den Kabinetten verschwinden, und wir genössen wenigstens in der Abbildung noch die Schönheit der Ruinen der Schlösser, die unsere Urväter für Enkel bauten, welche sie zerstörten, verpraßten oder einstürzen ließen. Vielleicht hat kein Land in Europa so hohe Naturschönheiten, als Oesterreich: ich nehme die Schweiz nicht aus; vielleicht hat kein Land die Mannichfaltigkeit von Ruinenscenen aller Art, die Oesterreich in seinen vierthalb hundert alten Schlössern besitzt: aber gewiß ist es, daß kein Ländchen in Deutschland, und wäre es auch noch so arm an pittoresken Gegenden, so undankbare Künstler, und ein gegen sein Vaterland so undankbares Publikum hat. Man verzeihe mir diesen Vorwurf, den der Genius Oesterreichs

und der bildenden Künste billigt," den selbst Ausländer, die unser Vaterland bereisten, wiederholten, wenigstens so lange, bis man aufhört, ihn zu verdienen."

„Wir saßen hier eine Weile, und zeichneten. Das, was uns den Morgen so sehr verschönerte, verherrlichte noch mehr den Abend in dieser romantischen Gegend. Ein schwarzes Gewitter, das an der nördlichen Seite hinter den Ruinen daherzog, malte jede Ecke derselben noch schärfer, und das fahle Licht der sich neigenden Sonne beleuchtete im kühnsten Style jeden Vorsprung, jede Arkade. Wir eilten nun hinauf über den in Felsen gehauenen Weg, und in dem Staunen und in den Gefühlen, die uns ergriffen, als wir diesen Ruinen uns näherten, verfehlten wir den Eingang des Schlosses. Ueber eine Viertelstunde kletterten wir an den Wänden desselben auf den Felsen umher: wir wagten es nicht, hinabzusehen in die Tiefe, die in der Nacht des nahenden Gewitters immer schwärzer und schwärzer wurde. Endlich befanden wir uns wieder auf dem Punkte, von welchem wir ausgegangen waren: und siehe da! wir standen an dem schmalen eisernen Pförtchen, durch dessen kleine Fallthür man in die Burg tritt. Nimmermehr hätten wir beim ersten Anblick dieses Thürchen für den Eingang zu so mächtigen Ruinen gehalten! Ein weiter Hof empfing uns. Vier kahle Wände, aus welchen mehr als hundert nackte todte Fenster auf uns herabstarrten, stiegen über Ruinen von Thürmen und Gewölben empor. Um einen alten hoch ummauerten Brunnen lagen Schutthaufen, mit Bäumen und Gesträuch über-

wachsen. „Wer ist da?“ hörten wir eine Stimme in der Todesstille aus einem halb eingestürzten Gewölbe: „Wer ist da? Ich bin ein blinder Mann.“ Ein ehrwürdiger Greis hob sich von einem Steine auf, und ging uns entgegen. Er war blind. Eine Kuh sprang aus einem Gewölbe, das ihr Stall zu seyn schien, und spielte um den Alten, als ob sie ihn gegen uns in Schutz nehmen wollte. „Ich bin blind, meine lieben Leute,“ sagte der Alte wieder, mit einem Tone, der mehr seine Furcht vor uns, als die Hoffnung, unser Mitleiden zu erregen, verrieth. Wir sprachen ihm Muth zu, und er fand bald an uns so herzliche Theilnehmer an seinem Unglück, daß er, der Blinde, sich uns zum Führer in diesem Labyrinthe von Ruinen anbot. Auf unsere Frage, wie er dieß könne, erzählte er seine Geschichte. Funfzig Jahre ist er jetzt (1802) blind, und so lange wohnt er an dieser traurigen Stätte. Er wußte die Namen mehrerer Personen, die diese Ruinen besuchten, und erzählte viel von den Zeiten, da dieses Schloß noch nicht so wüste war, als jetzt. Auch erzählte er, daß bei der türkischen Belagerung Wiens im Jahre 1683 die Einwohner der herumliegenden Oerter sich in das Schloß warfen, und den herumstreifenden Horden tapfern Widerstand leisteten; daß er als ein Knabe bei der Dankmesse, die jährlich zum Andenken dieser Begebenheit in der Schloßkapelle gehalten wurde, ministrirte. Er hörte nicht auf, von der Pracht dieser Feierlichkeit und dem Zulaufe der Einwohner aus allen benachbarten Oertern zu erzählen. Thränen traten in seine Augen, als er uns die

frohen Tage seiner Jugend erzählte. „Nur ich allein muß noch hier leben unter diesen einstürzenden Mauern; nur ich muß hier noch meine Sünden büßen," sagte er in einem bitter-wehmüthigen Tone."

„Dieser alte Blinde, der im 17ten Jahre schon sein Gesicht durch die Blattern verlor, soll hier geboren seyn. Die Herrschaft (sein Vater war Reitknecht bei dem Grafen von Heißenstein) ließ ihn, als er schon blind war, heirathen, und bestimmte ihm eine kleine Pension und freie Wohnung im Schlosse. Nach dem Tode seines gutmüthigen Herrn vergaß man aber nicht nur die Pension, sondern man nahm auch das Dach im Schlosse zu andern Dingen, als zu Pensionen. Sein Unterhalt besteht jetzt in vier Kreuzern vom Armeninstitut und einem kleinen Gewinn vom Holzspalten und Fällen — eine Beschäftigung, mit welcher der Arme auch ohne Sehkraft sich zu erhalten gelernt hat."

„Wir durchwanderten nun die Ruinen von Starchemberg und die Höfe des alten herzoglichen Pallastes; wir stiegen ins Burgverließ, wo noch die Ringe zu den Ketten der Gefangenen hingen; wir sahen von den Ringmauern und den Warten hinab in das schwarze Thal und auf die Berge, die schon in der Gewitternacht vor uns standen. Die Thurmfalken kehrten heim in ihre Mauern. „Die Windwachel kommen," sagte der Blinde, der sie krächzen hörte, „sind böse Thiere, fressen lauter giftige Schlangen. Ist's denn schon Abend, daß die Windwachel kommen? Oder kommt ein Gewitter?" Beides, lieber

Alter! sagten wir, und nahmen von ihm Abschied. Der Sturm fing an, in den Mauern zu heulen, und das düstere Wiederhallen unserer Stimmen und Fußtritte zu verwehen. Wir eilten hinab durch den Felsenweg."

„Am westlichen Abhange, dicht am Abgrunde, ist eine Hütte, die Wohnung des Scharfrichters der Gegend. Durch diese führt ein Fußweg hinab in ein Thal, das man das Thal der Verwüstung nennen könnte. Trümmer von Felsen liegen hier auf Trümmern von eingestürzten Mauern, überwachsen von Dornen und Gesträuche, und über die Trümmer hin, und durch die Nacht der Büsche rauscht ein Waldbach, der bald hier bald dort den Pfad weggespült hat. Einsame Föhren auf Felsen sausen im Sturme. Dort, wo die Scenen am gräßlichsten werden, gähnt ein rother Felsblock. Eine Höhle in demselben scheint durch den Berg in die Gewölbe des Schlosses zu führen. Ob die Natur diesen unterirdischen Gang schuf, oder die Kunst, kann ich nicht entscheiden: Letzteres ist mir wahrscheinlicher. Die Wände sind naß, und ehe man eine halbe Viertelstunde weit hineingedrungen ist, verlöschen die Lichter, und warnen weiter einzudringen. Immer größer und größer werden die Trümmer und Blöcke, je tiefer man hinabsteigt; aber allmählig bedeckt sich der Schutt mit Moose und magerm Grase. Die Sträuche werden dichter, und mit einem Male ist man in einem Ackerfelde. Eine Gruppe von Häusern und Hütten windet sich links unter den Weiden der Triesting hervor; man

geht bei einer Sägemühle über eine Brücke; und nun ist man wieder in der wirklichen Welt."

„Wir eilten weiter in der Furcht des nahenden Sturmes. Oft sahen wir zurück auf das von der Abendsonne hell beleuchtete Starchemberg, während bei uns im Thale die Wolken von den Bergen herabrollten, und uns mit einem Gewitterregen begrüßten. Wir fanden Schutz unter einem ländlichen Dache, und ruheten hier im Angesichte unsers Bergschlosses, das wir so lieb gewonnen hatten. Unser Gespräch war die Geschichte der Burg; jeder erzählte dem andern so viel, als er aus den Chroniken des Vaterlandes wußte. Wer sie gebauet hat, und wann sie gebauet wurde, wußte keiner. Starchemberg scheint der Lieblingssitz Friedrichs des Streitbaren, des letzten Babenbergers, gewesen zu seyn. Hierher flüchtete er, als er im Jahre 1235 wegen der schönen Brunehild Wien verlassen mußte, und fand Sicherheit. Hier wurde noch im Jahre 1410 Albert von Oesterreich von seinen Vormündern in Sicherheit gebracht, als die Pest die Gegend um Neustadt und Wien verheerte. Noch vor 130 Jahren war diese Burg bewohnt. Jetzt — werden diese ehrwürdigen Ruinen einer der ältesten und wichtigsten alten Burgen Oesterreichs als Bausteine für Hütten verkauft, die vielleicht ihre Erbauer nicht überleben werden. Wenn man Vandalen diejenigen nennt, die im Kriege, im Lande des Feindes, oder unter den Gräueln einer Revolution die geheiligten Denkmale des Alterthums zerstören, wie kann

man jene nennen, die diesen Frevel mitten im Frieden, in ihrem eigenen Vaterlande verüben?"

So weit Schultes.

Die Veranlassung zu der vorhin erwähnten Flucht Friedrichs war die: Er hatte sich in Brunehild von Pottendorf sterblich verliebt. Seine Liebe war überschwenglich, und machte ihn für jede Rücksicht blind. Dennoch fehlte es ihm an Gelegenheit, seinen Wünschen die Krone aufzusetzen, da ein eifersüchtiger Ehemann die schöne Brunehild, wie einen Edelstein vom reinsten Wasser, bewachte. Was ist indessen einem Verliebten überhaupt, und einem verliebten Großen insbesondere, zu schwierig, wenn's auf das Erhaschen der verbotenen Frucht ankommt? Herzog Friedrich machte es wie Don Juan in der Oper. Er veranstaltete einen großen Tanz, und befahl allen Wiener Bürgern, bei Strafe seiner Ungnade, dabei zu erscheinen, und ihre Weiber mitzubringen. Unbekannt mit der eigentlichen Veranlassung dieser schmeichelhaften Einladung, erschienen sie, und mit ihnen züchtiglich und ehrbar die wohl angethanen Weiber. Die Versammlung war zahlreich, die Musik wirbelte Alles durch einander, und in diesem Rausche des Tanzes verschwand Friedrich mit der schönen Brunehild. Die Bürger waren über dieses unfürstliche Benehmen höchst erbittert. Sie schickten vier Abgeordnete aus dem Magistrat an ihn mit der ernstlichen Drohung ab, daß, wenn er sich nicht sofort aus der

Stadt begäbe, man ihn am Leibe züchtigen werde. Und Friedrich ging. Er floh nach dem Schlosse Starchemberg, und behielt von allen seinen Besitzungen nur dieß Schloß nebst Medling und Neustadt.

Die Geschichte vom Starchemberger Schlosse ist kürzlich folgende: Der älteste Besitzer war die österreichische Familie Starchemberg, welche schon im 12ten Jahrhunderte ausstarb. Von ihr scheint es an Adalram von Waldecke gekommen zu seyn, wenigstens besaß es dieser 1147, und vermachte es an Ottokar V., Markgrafen von Steiermark. Von diesem fiel es mit Steiermark 1186 an die Oesterreicher. Im Jahre 1480 wurde Sigismund von Spaur, Kaiser Friedrichs Hauptmann, hier belagert. 1561 besaß Hans von Heißenstein diese Veste als Pfandschilling Ferdinands des Ersten. Die Pfandsumme ward aber vom Kaiser Maximilian II. gesteigert, und das Schloß kam 1565 an Don Francesco Lasso di Castilla, und von diesem vier Jahre nachher an die damaligen Barone Martin und Ferdinand von Taxis. Endlich lös'te Heißenstein 1576 den auf Starchemberg haftenden Pfandschilling von 14343 Gulden von den Taxis ab, und erhielt für 24500 Gulden vom Kaiser Rudolph II. im Jahre 1577 die Herrschaft und Veste Starchemberg, den Markt Piesting, und die Schlösser Hörnstein und Scheuchenstein mit allem Zubehör als Erbeigenthum. Jetzt ist Starchemberg ein Eigenthum des Barons Müller.

* * *

Eine Abbildung von Starchemberg, wie es vor anderthalb Jahrhunderten aussah, befindet sich in Vishers österreichischer Chronik, S. 147. Nr. 99. Eine neuere kenne ich nicht.

10.

Plesse
bei Göttingen.

Da droben auf jenem Berge,
da steht ein altes Schloß,
wo, hinter Thoren und Thüren,
sonst lauerten Ritter und Roß.

v. Göthe.

10.

P l e s s e.

Die Ruinen dieses Schlosses liegen anderthalb Stunden nordwärts von der Universitätsstadt Göttingen. Der Berg, welcher sie trägt, und der Plesserberg heißt, ist ein vorspringendes Vorgebirge, das gegen Süd-Osten, Süden und Westen mehr oder weniger steil abgeschnitten ist; und nur gegen Norden und Nord-Osten mit dem übrigen Gebirge, zu welchem es gehört, zusammenhängt. Die steilsten Abhänge waren bloß untermauert, damit sie sich nicht selbst dossiren möchten. Die weniger steilen waren aber nicht nur untermauert, sondern auch an ihrem obersten Rande mit hohen, mehr als fünf Ellen dicken Mauern umgeben, wovon man noch Reste sehen kann. Die nördliche und nordöstliche Seite der bebauten und befestigten Bergspitze war von dem Körper des Gebirgs zuerst durch einen breiten, tiefen und wahrscheinlich trockenen Graben abgesondert. Ueber ihn führte gegen Nordosten eine Zugbrücke in das erste Thor der Burg, dessen Mauern man noch sieht. Alte Leute können es sich noch entsinnen, daß von der Brücke Pfeiler standen, jetzt ist aber keine Spur

mehr davon vorhanden. Dieß Thor war ein Theil der äußersten Mauer, welche am innern Rande des Grabens hergezogen war. Die beträchtlichen Ueberbleibsel derselben werden gewiß noch Jahrhunderte dauern.

So wie man das erste Thor hinter sich hat, entdeckt man gleich, daß das Schloß auf einem natürlichen Hügel lag, der aus der obersten Fläche des Berges hervorsteigt. Man verfuhr mit ihm eben so, wie mit den äußern Umrissen des Berges, nemlich: man untermauerte ihn, wo er weniger steil und ersteiglich war. Der freie Platz zwischen der innern und äußern Burgmauer war beträchtlich. Jetzt bemerkt man noch in ihm viele kleine Anhöhen und Thäler, wie Grabhügel. Von diesem Platze war in die eigentliche Burg kein anderer Eingang, als durch ein festes und hohes Gebäude, das den Herren von Ludolphshausen, als Plessischen Burgmännern, gehörte. In einer Mauer dieses Hauses fand man vor zwölf oder vierzehn Jahren einen kleinen Kindersarg, der noch unverwes'te Knochen enthielt. Hinter dem Hause stand das Brunnenhaus über einem tiefen in Felsen gehauenen Brunnen, aus dem das Wasser vermittelst eines großen Rades heraufgetreten wurde. Dieses Geschäft erforderte täglich mehrere Menschen, welche es zur Frohne verrichten mußten. Die Klage über die Beschwerlichkeit desselben war allgemein, und späterhin wurde deshalb eine Maschine angelegt, vermöge deren man es mit geringer Mühe herausschaffte. Noch vor fünf und zwanzig Jahren war der Brunnen so tief, daß, wenn man einen Stein hineinwarf, dieser durch

das

das Anschlagen an die Wände desselben ein starkes Getöse verursachte, bevor er auf den Grund gelangte. Jetzt ist er aber durch das beständige Hineinwerfen von Steinen größtentheils damit angefüllt worden. In der umliegenden Gegend glaubt man noch, daß vordem ein unterirdischer Gang von dem Brunnen in die innere Burg geführt habe. Diese Sage scheint nicht unwahrscheinlich zu seyn, da man im Burgplatze mehrere Stellen findet, die bei starkem Auftreten einen dumpfen Ton von sich geben, als wären sie unterminirt.

Der Eingang in die innere Burg war allem Ansehen nach an eben der Stelle, wo man noch jetzt nicht ohne Mühe hinaufzugehen pflegt, in der Nähe des hohen Wartthurms, welcher in den letzten Zeiten der Herren von Plesse zu einem Gefängnißthurm gebraucht wurde. Das Thor und die Mauer, die den innern Burghügel gegen Süden einfassen, sind verschwunden. Bloß die Mauer, die den Fuß des Hügels schützte, und bis an den westlichen Rand des Berges lief, ist noch vorhanden. Man geht durch die Thür oder Oeffnung, die sich noch jetzt in dieser Mauer befindet, wenn man nach Eddigehausen durch den schönen Wald hinabsteigen will, der den Plesserberg gegen Nordwesten deckt.

Der innere Hügel enthielt, mit Ausnahme der bisher genannten Häuser, alle übrige Gebäude und Thürme, welche die Burg ausmachten. Unter den beiden noch vorhandenen Thürmen ist der gegen Süden der höchste, so wie der gegen Norden der dickste. Jener diente ursprüng-

lich zu einer Warte, dieser zur Aufbewahrung des Archivs und der Schätze des Hauses. Jener hatte einen ordentlichen Eingang an der Erde, dieser nur eine einzige Oeffnung 30 bis 35 Fuß über der Erde, zu welcher und aus welcher man nicht anders als auf Leitern kommen konnte. Jener ist gegen Süden und Westen durch Wind und Wetter so weit eingefressen, daß dem Anscheine nach sein Einsturz nicht weit mehr entfernt seyn kann; dieser war vor 25 Jahren noch ganz unversehrt, eine kleine Oeffnung ausgenommen, die unter dem obersten, aus Quadern bestehenden, Gesimse an der Südseite entstanden war. Das Gesimse war noch ganz vollständig, nur schien der Stein, der über der Oeffnung hing, so lose zwischen seinen nächsten Nachbarn zu werden, daß, wenn man ihn eine Zeit lang ansah, man Bedenken trug, sich dem Fuße des Thurms zu nähern, aus Furcht, der Stein möchte herabfallen. Und doch saß er so fest, daß er weder durch Kugeln, die man gegen ihn abschoß, noch durch die heftigsten Winde bewegt werden konnte. Vor einigen Jahren aber riß ein Blitzstrahl nicht nur ihn und mehrere seiner Nachbarn, sondern auch einen beträchtlichen Theil der obern Mauer nieder, und spaltete zugleich die oberste Hälfte des Thurms an mehrern Stellen. Dreißig Fuß von der Erde aus ist der Thurm aus lauter gehauenen Steinen aufgemauert; der übrige wohl zweimal so hohe Rest besteht aus dicken Bruchsteinen, die durch einen Kalkguß mit fast unzerstörbarer Festigkeit verbunden sind. Die Dicke der untern Mauer kann man nicht bestimmen. Sie

war aber gewiß so fest, daß sie durch die sonstigen Belagerungsmaschinen nicht erschüttert werden konnte. Einen sehr angenehmen Effekt machen die Wipfel eines Baumes, die aus dem Thurme hervorragen. In der Ferne scheinen sie Gebüsch, aber es sind die höchsten Aeste von zwei sehr großen, starken Bäumen, die aus den über dem untersten Gewölbe des Thurms zusammengehäuften Trümmern vielleicht länger als ein Jahrhundert unsichtbar aufgewachsen sind, bis sie sich mit ihren Kronen über den Rand des Thurms erhoben. Die Wurzeln dieser Bäume liegen tiefer als der Eingang, durch welchen man vormals in den Thurm kam, und durch welchen ein neugieriger, aber zuverlässiger Bewohner der Gegend das Daseyn der beiden Bäume entdeckt hat.

Der plessische Chronikenschreiber, Johann Letzner, erzählt, daß man zu seiner Zeit die Jahrzahl 963, als das Jahr der Erbauung dieses Thurms, in einen Stein gehauen, gelesen habe. Wenn er richtig las, und die Jahrzahl auch wirklich von den Erbauern des Thurms eingehauen wurde, so trifft man schwerlich auf irgend einer Ruine Deutschlands einen so gut erhaltenen Thurm von gleichem Alter an. Man muß um so mehr seine überaus dauerhafte Bauart bewundern, wenn man bedenkt, daß ihm schon im Jahre 1542 Dach und Spitze genommen wurden. Dietrich von Plesse glaubte nemlich, daß der Thurm seinem Schlosse in den damaligen unruhigen Zeiten sehr gefährlich werden könne, wenn es belagert werden sollte; er ließ daher Dach und Spitze abbrechen, bereuete

es aber nachher oft, als er sah, daß Regen und Schnee die festen innern Gewölbe ruinirten.

Unter den übrigen Gebäuden, welche vordem den obersten Hügel von Plesse einnahmen, waren diejenigen die ältesten, welche an der südöstlichen Seite standen, und das alte Steinhaus hießen. Alle andere Gebäude, deren Ruinen man beim Aufgange auf die Burgstätte links und rechts gegen den dicken Thurm hin erblickt, wurden ersten 1475, 1485, oder gar erst 1554 erbauet. Im Jahre 1485 ließ Moritz von Plesse die Kirche, an der noch das Plessische Wappen sichtbar ist, erbauen, und im Jahre 1554 wurde das ganze Schloß ausgebessert und aufgeputzt.

Seit funfzehn Jahren haben sich die Ruinen der Plesse merklich vermindert; denn leider brach jedermann nach Belieben die brauchbaren Steine ab, und führte sie fort. Jetzt ist diesem Unfuge aber durch strenge Verbote gesteuert, und man muß hoffen, daß sie befolgt werden, sonst möchte man fast wünschen, daß die Erzählung eines angesehenen Mannes in dem Dorfe Eddigehausen allgemeinen Glauben fände. Er erzählt nemlich, daß er einst an einer Mauer auf der Plesse gearbeitet habe, um Steine loszubrechen: da sey ein so seltsames unerklärbares Geräusch um ihn her entstanden, daß er fast alle Besinnung verloren, und so schnell, wie er gekonnt, hinweggeeilt wäre, ohne die Wohnung der alten Plesser je wieder zu stören.

Man mag die Ruinen von Plesse ansehen, aus welchem Gesichtspunkte man will, so kündigen sie immer den ehrwürdigen Wohnsitz eines mächtigen Geschlechts an, das von dieser Veste aus Jahrhunderte lang bald Segen und Glück, bald Raub, Mord und Brand über die umliegende Gegend verbreitete. Wandelt man unter ihnen herum, so wird man bald von der Dauerhaftigkeit und Schwierigkeit der in unbekannten Zeiten aufgeführten Werke, bald von den mannichfaltigen Formen und Farben der Ruinen getroffen, welche Farben nicht bloß durch die Verschiedenheit der Materialien, sondern auch durch die verschiedenen Grade und Wirkungen der Verwitterung hervorgebracht, und durch das unaufhörliche Spiel von Schatten und Licht ins Unendliche vervielfältigt werden. Hier ziehen das Auge wunderbare Spalten alter Gemäuer an sich, die dadurch gänzlich zerrissen scheinen, und doch noch zusammenhängen; dort noch seltnere Neigungen von einzeln stehenden Trümmern, die schon viele Jahre lang den Einsturz drohen, und als Muster schöner Ruinen dienen könnten. Lieblich und malerisch zieren Bäume, Stauden und Blumen alle Mauern. Selten ist die baumartige Haselstaude, welche man zur rechten Hand sieht, wenn man den schmalen Gang neben dem verschütteten Brunnen zurückgelegt hat. Ehrwürdig aber ist die königlich schöne Linde, welche gewiß noch die Hände eines edeln Ritters an den Rand des westlichen Abgrundes pflanzten, die schon seit Jahrhunderten allen Stürmen trotzte, und von jedem Ungewitter verschont blieb. Unter ihr genießt man die

weiteste Aussicht, und ist gegen Wind und Sonne geschützt. Nicht leicht mag es wohl irgendwo einen Baum geben, unter welchem so viele Männer von großem Geiste und edelm Herzen, so viele Männer aus allen Theilen Europa's — denn wer hätte in Göttingen studirt, und die Plesse nicht besucht — geruht haben, als unter dieser Linde. Wenn einer ehernen Tafel ihre Namen anvertraut worden wären, so würden unsere Nachkommen nach ihr wallfahrten, um die heilige Stätte zu segnen. In Ermangelung einer ehernen Tafel findet man dagegen alle Wände, Mauern und Bäume mit Namen, bedeutend und unbedeutend, angefüllt; und wem es sonst Unterhaltung ist, solche mit scherzhaften und geistlosen Bemerkungen verwebte Register zu lesen, der findet hier seine Rechnung.

Ueberraschend sind beim Hinaufsteigen zu den Ruinen die ersten Blicke auf das Dorf Eddigehausen, das man auf einmal allein und in großer Tiefe liegen sieht. Auf der Zinne des Berges selbst blickt man auf eine liebliche Landschaft, auf einen der größten, fruchtbarsten und am meisten bevölkerten Abschnitte des alten Leinegaues, der gegen Westen durch mehrere Ketten von Hügeln und Bergen begrenzt wird. Das zur linken Hand hervorspringende Gebirge hemmt den Blick in die südlichen Thäler, daher man auch Göttingen nicht sehen kann. Gegen Norden hat man eine freie Aussicht bis hinter Einbeck, und zählt gegen dreißig Oerter.

Der Plesserberg ist für den Botaniker eben so wichtig, als für den Künstler und Freund der Natur. Weit und breit erzeugt kein anderes Gebirge so viele seltene Pflanzen, als dieser.

Die Zeit der ersten Bebauung des Berges Plesse ist unbekannt, so wie der Ursprung des edeln Geschlechts dieses Namens ungewiß ist. Er war so günstig über einem fruchtbaren Thale und nahe an einer großen Landstraße gelegen, daß man annehmen kann, er sey in den ersten Zeiten, in welchen Bergschlösser angelegt wurden, befestigt. Die erste Nachricht, welche man von dem Schlosse und der Herrschaft Plesse in Geschichtschreibern und Urkunden findet, steht in dem Leben des heiligen Meinwerk, der von seinen Anverwandten und seinem Freunde, Kaiser Heinrich II., im Jahre 1009 zum Bischof von Paderborn ernannt wurde. Während seiner Regierung erhielt er Plesse und Höckelheim sammt den damit verbundenen Gütern als sein Eigenthum, und übergab sie späterhin dem Hochstift Paderborn. Wie und wann aber dieses Stift die wichtige Herrschaft Plesse verlor, und weß Standes oder welches Ursprungs die Herren von Plesse, welche man vom eilften Jahrhundert an im freien Besitz ihres Schlosses und ihrer Herrschaft findet, waren, das sind unzubeantwortende Fragen. Man mag annehmen, daß bei dem Leben oder nach dem Tode des Bischofs Meinwerk die Herren von Plesse, oder die Herren von Höckelheim, oder die letzten Grafen von Winzenburg die ersten Besitzer des

Schlosses gewesen sind, so ist in allen diesen Fällen nicht die geringste Spur vorhanden, woraus man darthun könnte, wie die Einen oder die Andern zum Besitze der Herrschaft Plesse gelangt sind. Im Jahre 1192 trat Bischof Bernhard II. von Paderborn das Schloß Plesse und das Dorf Eddigehausen gegen gewisse erledigte Reichslehen an Kaiser Heinrich VI. ab, als wenn beide bis dahin weder von den Plessern, noch von den Höckelheimern oder Winzenburgern besessen worden wären. Wenige Jahre nachher reuete den Bischof der Tausch. Er brachte es daher bei dem Kaiser dahin, daß derselbe wieder vernichtet ward, und das Stift das Schloß, nebst den dazu gehörigen Gütern, wieder erhielt. Dieser Rückgabe ungeachtet, nahmen die Plesser, die schon lange im Besitze des Schlosses waren, ihre Herrschaft nie vom Stifte zu Lehen, und das Stift machte auch nie die geringsten Ansprüche an das Schloß und die Herrschaft Plesse. Es bleibt daher ein historisches Räthsel, wie das Stift die Herrschaft Plesse verlor, so wie es auch unmöglich ist, anzugeben, woher das Geschlecht der Herren von Plesse entsprungen ist. Die wahrscheinlichste Meinung über die letztere Frage ist wohl die, daß die Plesser Agnaten und Erben des heiligen Meinwerk gewesen sind. Alsdann läßt es sich auch begreifen, wie sie sich von des Bischofs vornehmsten Stammgütern Plesse und Höckelheim, geschrieben haben, und im 11ten, 12ten und den folgenden Jahrhunderten im ungestörten Besitze derselben gewesen und geblieben sind. Sie schrieben sich immer edle Herren von

Plesse, welcher Titel ihnen auch beständig von den Herzögen von Braunschweig, Landgrafen von Hessen und andern Fürsten ertheilt ward.

Im Jahre 1447 trugen sie ihr Schloß und Herrschaft Plesse mit allem Zubehör dem Landgrafen Ludwig von Hessen zu Lehn an, und empfingen sie von ihm als erbliche Mannlehn wieder. Wahrscheinlich thaten sie dieß aus Furcht vor den benachbarten Herzögen von Braunschweig. Am 22sten Mai 1571 starb das Geschlecht der Plesser mit Dietrich VI. aus. Hessen besetzte das Schloß, nahm die meisten und wichtigsten Güter der Plesser in Besitz, gerieth aber deshalb mit Braunschweig, welches Ansprüche an verschiedene Stücke machte, in Streit. Ob nun gleich diese Streitigkeiten durch das Kammergericht in Speier geschlichtet werden sollten, so geschah es doch nicht, und es kam daher zwischen beiden Theilen oft zu unangenehmen Thätlichkeiten. Landgraf Wilhelm bestellte gleich nach der Besitznehmung Eckbrechten von der Malzburg zum ersten Drost auf dem Schlosse Plesse, das noch im Jahre 1578 eine Besatzung von 300 Hakenschützen erhielt, um den Plesser Wald gegen die Braunschweigschen Förster zu vertheidigen. Der Streit ist indessen nie geschlichtet worden, noch ein Spruch darin geschehen. Hessen-Kassel, und zwar die Nebenlinie Rothenburg, war bis jetzt im Besitz der Herrschaft Plesse, und trat sie erst in unsern Tagen tauschweise an Hannover ab.

Ob das Schloß Plesse durch Gewalt zerstört, oder nach und nach verlassen ward, und hierdurch verfiel, ist

mir nicht bekannt. Aber ein wunderbares Mährchen kenne ich noch, das ich hier nicht unerzählt lassen kann. Es ist kein altes, aus grauen Zeiten herstammendes, sondern ein kaum fünfzig Jahre altes. Ein dickes Buch ist darüber geschrieben worden, das im Jahre 1770 erschien, und den Titel führt: „Wunderbare Begebenheit, welche sich mit einem Göttingischen Studenten auf dem alten Schlosse Plesse zugetragen hat." Aus diesem soll hier das Mährchen, oder vielmehr die wahre Geschichte — denn der Verfasser, der selbst der Held der Begebenheit war, läßt sich's nicht abstreiten, daß ihm alles wirklich und wahrhaftig begegnet sey — kurz erzählt werden.

Im Herbste des Jahres 1743 besuchte ein Student aus Göttingen — sein Name ist unbekannt geblieben, wir wollen ihn daher Hans Kurt taufen — die Ruinen der Plesse. Er war allein, und als er sich genug umgesehen hatte, warf er sich auf den Rasen hin, und las. Zwei bis drei Stunden mochte er gelesen haben, als er mit einem Male einen ganz überaus angenehmen Geruch spürte, den er mit keinem ihm bekannten Geruche vergleichen konnte. Verwundernd sah er sich überall um, sann nach, woher der liebliche Duft wohl kommen möchte, fühlte aber zugleich eine unbezwingbare Neigung zum Schlaf, der er auch unterlag. Aus diesem erweckte ihn nach einigen Stunden ein heftiger Donnerschlag. Er richtete sich erschrocken auf, fühlte starken Regen, sah aber vor dicker Finsterniß nicht seine Hand. Ehe er seine Gedanken sammeln konnte, glaubte er blind geworden zu seyn; aber ein

Blitz überzeugte ihn vom Gegentheil, und ließ ihn auch sehen, daß er sich noch unter den Ruinen der Plesse befände, wo er an sieben Stunden lang geschlafen hatte. Das Wetter war entsetzlich: es stürmte, regnete, und ein unaufhörlicher Donner rollte über dem Haupte des armen Menschen, der nicht wußte, wo aus noch ein. Damals war noch mehr Gottesfurcht unter den Studenten, als jetzt; die Wunder des alten Testaments waren noch nicht von den Kathedern wegdisputirt, und wo ein Musensohn jetzt flucht und renommirt, da betete er sonst mit Ergebung und Zuversicht. Kurt warf sich daher in seiner Angst nieder, betete und flehete um Hülfe und Rettung. Sie erfolgte. Denn als er sich wieder aufgerichtet hatte, sah er ein Licht auf sich zukommen, das der Sturm bei aller seiner Heftigkeit nicht auslöschen konnte, und das ein kleines altes Männchen mit einem langen Barte trug. Diese Erscheinung erregte bei dem durchnäßten Hans Kurt doch etwas Furcht; allein das Männchen redete ihn liebevoll an, er möchte sich nicht fürchten. Gott, dessen Hülfe er angefleht, habe ihm durch seinen Großvater anbefehlen lassen, aus der Tiefe der Erde heraufzusteigen, um ihn in Sicherheit zu bringen; er möchte ihm daher nur folgen. Sie gingen nach dem Brunnen. In diesem befand sich ein Gerüst, auf das sie traten. Sanft senkte es sich hinab in den Brunnen bis auf den Spiegel des Wassers, wo es still stand. Jetzt fragte ihn das Männchen, ob er hier bis zu Anbruch des Tages verweilen, oder ihm in das Innere der Erde folgen, und da die Werke des Schöpfers

bewundern wolle? und Kurt, der wieder Muth bekommen hatte, wählte das Letztere.

„Aber," fragte er seinen Begleiter, „wenn du mich zu andern Geschöpfen führst, wie habe ich mich da zu benehmen?"

„Ich will dir schon von Zeit zu Zeit sagen, was du zu thun hast; nur sey nicht vorwitzig, und frage nicht nach allem; rede überhaupt wenig. Du kommst zu einem Volke, das wegen seiner Verschwiegenheit „das stille" heißt, das gut und dienstfertig gegen die Menschen ist, das aber, wenn man es beleidigt, sein Vieh dafür plagt. Eigentlich haben sie gar keine Gemeinschaft mit den Menschen auf der Erde, da sie ein unterirdisches Geschlecht sind, und wenn sie Verrichtungen auf der Oberwelt haben, so geschehen solche nur des Nachts."

Kurt war ein belesener Mann seiner Zeit: daher fiel ihm hierbei gleich ein, daß Paracelsus von solchen Geschöpfen ein Buch geschrieben habe, worin er meynt, daß sie nicht von Adam abstammten, zwar keine Geister wären, indem sie Fleisch und Blut hätten, aber sich unsichtbar machen, und durch die Luft, so wie durch Felsen und verschlossene Thüren gehen könnten. Indem er sich mit diesem Gedanken unterhielt, folgte er schweigend seinem Führer durch einen Seitengang, der für diesen gerade recht, für ihn aber so niedrig war, daß er immer gebückt gehen mußte. Diese beschwerliche Stellung, und eine dumpfige feuchte Luft hatten ihn nach einer halben Stunde so abgemattet, daß er nahe daran war, ohnmächtig zu werden.

Aber in diesem Augenblicke traten sie aus dem Gange, und übersahen eine große Landschaft, in welcher mehrere Dörfer lagen. Sie wurde von einer Helligkeit erleuchtet, die unserer Morgen- oder Abenddämmerung glich, und war mit Bäumen, Stauden und Erdfrüchten aller Art bebaut.

Nach einiger Ruhe bei einem rauschenden Wasser gingen sie auf einer schön geebneten Straße, worauf es weder ein Zoll- noch Chausseehaus gab, zwei Stunden lang fort. Endlich kamen sie zu Wohnungen, die von chinesischer Bauart, klein und niedrig, aber mit solchen schönen Farben bemalt waren, von denen wir gar keine Vorstellung haben. Sie gingen in eine der schönsten, wo viele kleine Leute beiderlei Geschlechts, des Männchens Kinder, versammelt waren. In einem überaus schön verzierten Saale fand Kurt auf fünf Stühlen zwei sehr alte Männerchen und drei eben so alte Weiberchen sitzen. Er mußte sich auch setzen, und das Männchen stellte ihn den Uebrigen als einen stillen, sittsamen Menschen vor, der ihm willig gefolgt sey. Man hieß Kurten freundlich willkommen, und der Aelteste davon sprach zu ihm:

„Fremdling! durch sonderbare Offenbarung ist mir deine Gefahr auf dem Hause Plesse wissend, und der Befehl worden, dich in Sicherheit zu bringen. Ich schickte daher meines Sohnes Sohn ab, dich hierher zu führen, und es freut mich, daß du ihm ohne Furcht gefolgt bist. Es soll dir kein Leid widerfahren, und du sollst, wenn es oben wieder Tag wird, sonder Gefahr auf das Haus Plesse zurückgeleitet werden. Amen!"

Alle neigten sich bei diesen Worten, als wollten sie sagen: der da spricht ein wahres Wort. Kurt aber bedankte sich für diese Versicherung, und sagte den kleinen Herren viel Liebes und Gutes über ihre Sorgfalt und freundliche Aufnahme.

Jetzt trat ein holdes Mägdlein in den Saal. Sie war so klein, wie bei uns gewöhnlichen Menschen ein Kind von sechs Jahren zu seyn pflegt, aber dabei völlig ausgewachsen und mannbar. Mit einer lieblichen Miene ladete sie die Anwesenden zur Mahlzeit, welche im Nebenzimmer bereitet sey, ein. Alle erhoben sich zugleich, und baten den Hans Kurt, ihnen zu folgen.

Der Hunger plagte diesen zwar ziemlich, aber er trauete den kleinen Männerchen nicht recht, und schlug daher die Einladung unter dem Vorwande, daß er in der Nacht nicht essen könne, ab. Sein Führer gab ihm aber durch einen Wink zu verstehen, daß er mitgehen müsse; und so folgte er auch.

Auf der Tafel standen zwar nur drei Gerichte, sonst aber war sie fürstlich aufgeputzt. Das Tafeltuch war außerordentlich fein. Man sagte ihm, es sey aus Amiantstein gewebt, und werde, wenn es schmutzig wäre, nicht durch Wasser, sondern durch Feuer wieder gereinigt. Die Schüsseln, Teller, Löffel, Messer, kurz alles Geräthe auf dem Tische, war von gediegenem, auf's schönste polirtem Silber, und bei jedem Gedeck stand ein prächtig gearbeiteter goldener Becher mit Getränk gefüllt.

Kurt hatte sich nun zwar mit dem Vorsatze, nichts zu essen, hingesetzt, aber der liebliche Duft der Gerichte überwältigte seine Besorgnisse. Er aß und ließ sich's trefflich schmecken. Bei der zweiten Schüssel ergriff das älteste Männchen seinen Becher mit den Worten:

„Gelobt sey Gott, der uns dieß Wasser zur Labung und Erquickung bescheert hat." Die Uebrigen antworteten darauf: „Er sey gelobt."

Ein jeder trank, Kurt aber nicht. Er wollte wenigstens versuchen, ob er es umgehen könne; denn das Getränk hatte eine ihm unbekannte verdächtige Farbe. Allein, von Allen dazu aufgefordert, mußte er sich doch überwinden und den Becher ergreifen. Lieblicher und labender hatte ihm lange nichts geschmeckt, und voll Verwunderung rief er aus: „Ei, welch köstliches Getränk! — Davon müßt ihr mir das Rezept geben."

Die kleine Schöne neben ihm lachte und sprach: „das quillt ja aus der Erde, das machen wir ja nicht."

„Da seyd ihr glückliche Menschen," rief Kurt aus, wir müssen unsere Getränke erst durch Kunst und Mühe bereiten."

„Ich sehe wohl," fiel der Alte ein, „du bist auch von dem Fehler ergriffen, den ihr Obermenschen alle habt. Die Wohlthaten Gottes erkennt ihr nicht, habt nie genug, und wünscht euch immer andere. Ihr habt vortrefflichen Wein, den ihr freilich nicht immer mit Vernunft genießt; euch beleuchtet die wärmende Sonne am Tage, Nachts der Mond und ein Sternenhimmel, Dinge, die wir ganz

entbehren müssen, weshalb wir euch aber doch nicht beneiden. Denn wir genießen bei einer großen Mäßigkeit einer beständigen Gesundheit, und werden, wie du an mir siehst, sehr alt. Bei unserer Friedfertigkeit leben wir ohne Verdrießlichkeiten, ohne Prozesse, ohne Kriege. Keiner will der Reichste, der Erste, der Vornehmste seyn. Keiner unterdrückt den Andern, keiner will herrschen, keiner erobern. Der Aelteste in jeder Familie ist der Regent derselben, das heißt, er geht mit Rath und That der Familie zur Hand, ermahnt den Verirrten, und lenkt ihn mit Güte und Sanftmuth zurecht."

„Wie glücklich seyd ihr Menschen," rief Kurt voll Verwunderung aus, „ihr lebt ja wahrlich wie im Paradiese!"

„Wir leben glücklich," fuhr der Alte fort, „aber ganz ohne Ungemach sind wir nicht. Was wäre auch ein Leben ohne Ungemach! Es giebt bei uns eine Art Geschöpfe, die halb Menschen uud halb scheusliche Schlangen sind. Sie leben in den Felshöhlen, und bekriegen uns oft in großen Schaaren. Mit Mühe nur treiben wir sie zurück in die Klüfte, und mancher von uns büßt sein Leben dabei ein. Wir haben es vielfältig versucht, uns mit ihnen zu versöhnen, haben ihre Verwundeten gepflegt und geheilt: aber kaum sind sie hergestellt, so springen sie davon, und überfallen alsdann mit verstärkter Macht gerade die Wohnungen ihrer Pfleger am ersten. Da diese Schlangenmenschen mehr Thier als Mensch und fast ohne Vernunft sind, so sind auch alle solche Bemühungen, sie uns geneigter

ter zu machen, bis jetzt vergebens gewesen, und uns bleibt keine Hoffnung, sie zu ändern. Wir müssen in steter Furcht vor ihnen leben, und immer gegen sie gerüstet seyn.

Bei diesen Worten ließ sich vor der Thür ein starker Ton hören, als bliese jemand dreimal in ein Horn. Die ganze Versammlung fiel auf ihre Knieen, und betete leise. Dieß war das Zeichen, daß der Abend anbreche, und gleich darauf wurden auch Lichter auf großen silbernen Leuchtern hereingebracht. Alle begaben sich wieder in das andere Zimmer.

Kurten gefiel es je länger je mehr unter diesen unterirdischen kleinen Menschen. Er vergaß sein Ungemach auf der Plesse, und dachte nicht an Göttingen. Sich hier einige Wochen aufzuhalten, alles auf dieser neuen Erde recht genau zu besehen, hatte er schon beschlossen, und eben wollte er bitten, ihn in ihren Gärten herumzuführen, als das alte Männchen sprach:

„Gott, der nach seinen unerforschlichen Fügungen gewollt hat, daß du zu uns hast kommen sollen, will jetzt, daß du wieder auf die Oberwelt zurückkehrst, denn bei uns bricht der Abend, bei euch aber der Tag an, und das Ungewitter ist vorüber. Wohlan, so gehe denn, vergiß nicht, was du hier gesehen hast, und laß dir die Erinnerung daran immer eine Aufforderung mehr seyn, den Gott, den wir Beide verehren, zu preisen. Meine Kinder werden dir einige Kleinigkeiten zustellen, die bei euch Menschen

Werth haben, und die du als ein Andenken an deinen hiesigen Aufenthalt betrachten magst. Reise wohl, und lebe glücklich!"

Kurt stand da, wie aus den Wolken gefallen. Er wollte gar nicht fort, und sollte doch. Er wollte sich erst recht umsehen, und man hieß ihn gehen. Was ist das für eine Lebensart bei den Leuten, dachte er; und nur die Furcht vor ihnen, da er sich in ihrer Gewalt befand, so wie die Geschenke, die er haben sollte, hielten ihn zurück, seine Gedanken nicht unumwunden zu erkennen zu geben. Auch machte er keinen Versuch, um Aufschub seiner Abreise zu bitten, sondern einige stumme Verbeugungen, und folgte verdrießlich seinem ersten Führer.

Aus dieser übeln Stimmung wurde er aber wieder auf eine überraschende Weise geweckt. Er wurde nemlich in eine Kammer geführt, wo Gold- und Silberkörner von der Größe unserer Erbsen in hohen Haufen aufgeschüttet waren, und große Tafeln, worauf Diamanten, Sapphire, Hyacinthe, und andere edle Steine in unglaublicher Menge und Größe, und auf's köstlichste geschliffen, ihn anblitzten. Kurt war Kenner solcher Steine, und da lachte ihm freilich das Herz im Leibe, als er die unschätzbare, unbezahlbare Menge erblickte, von denen er schon seine Taschen angefüllt sah. Das kleine Männchen schenkte ihm jedoch nur zwölf Stücke davon, dagegen verstattete es dem vor Begierde klappernden Studenten, von den Gold-

und Silberkörnern so viel zu nehmen, als er nur fortbringen könne. Kurt ließ sich das nicht zweimal sagen, griff hastig nach den Goldkörnern, und stopfte alle seine Taschen, selbst die steifen Stiefeln voll, und packte noch in das Taschentuch und in den Hutkopf, was nur hineingehen wollte. Außerdem erhielt er noch ein Kästchen von dem kleinen Männchen, was auch mit Goldkörnern angefüllt wurde. So wohlbeladen trat er den Rückweg auf die Oberwelt an. Sein Begleiter verließ ihn jedoch bald, gab ihm aber dafür zwei seiner Söhne mit, wovon der eine eine Leuchte, der andere aber das zwanzig Pfund schwere Kästchen trug.

Auf demselben Wege, auf welchem Kurt hingeführt war, wurde er auch zurückbegleitet, und durch das Gerüste, welches noch auf dem Wasser im Brunnen schwamm, wurden sie alle drei im Hui in die Höhe gehoben. Kurt trat herab von dem Gerüste, erhielt das Kästchen und ein freundliches Lebewohl von seinen Begleitern, welche darauf wieder in den Brunnen hinabsanken.

„Träume ich, oder wache ich!" — rief Kurt aus, als er sich wieder mitten unter den Ruinen des Schlosses Plesse sah. „Wo war ich, was sah ich!" — Bald aber überzeugte ihn die Menge des bei sich habenden Goldes und das Blitzen der edeln Steine, in denen sich die aufsteigende Sonne spiegelt, daß er nicht geträumt habe, daß alles reine Wirklichkeit sey. Seine Freude war grenzen-

los. Man denke sich einen armen Göttinger Studenten, der bis dahin kaum hundert Thaler jährlich zu verzehren hatte, und auf einmal zum Besitz von 20- bis 30000 Thalern kommt! Er sprang auf dem hohen Berge herum, klatschte in die Hände, und wußte gar nicht, was er gleich anfangen sollte. Nachdem sich der erste Rausch gelegt hatte, ging er den Berg herab, und nach Göttingen zurück.

Gewiß erwarten viele Leser, daß sich diese Begebenheit nun ganz natürlich auflösen, daß alles erklärt, und das Wunderbare darin in sein Nichts zurückfallen werde. Aber mit nichten. Es ist wunderbar und bleibt es. Ich vermag es wenigstens nicht zu lösen. Hans Kurt erzählt zwar in dem oben angeführten Büchlein noch gar Vieles aus seinem fernern Leben, z. B. wie er die Goldkörner in Geld umgesetzt, wie er dabei von den Göttinger Juden wacker betrogen worden, was er für die edeln Steine erhalten, wie er mit dem Gelde viel Gutes gethan, u. s. w.; aber von der wunderbaren Begebenheit selbst redet er gar nicht weiter. Er nimmt sie für eine ausgemacht wahre Begebenheit an, und überläßt jedem, davon zu glauben, was ihm beliebt.

* * *

Von dem Schlosse Plesse giebt es mehrere Abbildungen. Die älteste ist die, welche sich in Merians Topographie von Hessen, 1655. S. 112 befindet, wo es in

seinem völlig bewohnbaren Zustande dargestellt ist. Eine zweite ist das Titelkupfer zu Joachim Meyers Plessischen Ursprung und Denkwürdigkeiten, 1713. Auf dieser sieht man schon manches der Gebäude als Ruine dargestellt. Von Besemann in Göttingen erschien 1790 eine illuminirte Ansicht der Ruinen, und in dem 3ten Bändchen von Meiners kleinen Länder- und Reisebeschreibungen, 1801, — aus welchem auch vorstehende Geschichte und Beschreibung, letztere jedoch mehr aus eigener Ansicht, genommen ist, — sind zwei dergleichen. Die eine stellt sie aus der Ferne, die andere, welche eine Kopie der Besemannschen ist, ganz in der Nähe dar. Beide sind von Lütke radirt.

11.

Wirtemberg.

Längst ist eure Asche schon verstoben,
edle Ritter jener grauen Zeit!
Aber eures Kraftsinns starke Proben
kämpften gegen die Vergänglichkeit.

G. Hiller.

11.

Wirtemberg.

Eine kleine Meile von Stuttgart, morgenwärts, und $\frac{5}{4}$ Stunden von Canstatt, erhebt sich unter den umher liegenden Hügeln der rothe Berg, ein Berg, den die Natur zur Warte eines Ritters wie bestimmt zu haben schien. Hier konnte er mit Einem Blicke zwei der schönsten, fruchtbarsten Thäler Schwabens überschauen, und der da schon ziemlich breite Neckar durchschnitt die Länge eines dieser schönen Thäler, dessen Anblick nur über den umher liegenden, mit Weinbau herrlich gekrönten Hügeln, einige Augenblicke vergessen werden konnte. Auf diesem Berge liegt die Burg Wirtemberg, das Stammhaus der Familie, welche noch jetzt über das Wirtemberger Land herrscht, und welche auf der Stufenleiter des Glücks, von der niedern Sprosse eines Burgvogts an, bis zu der der Grafen, der Herzöge, der Kurfürsten, und endlich, in jenen traurigen Tagen unserer Zeit — wo ein Corse deutschen Fürsten Titel und Länder zuwerfen konnte — hinauf in die Reihe der deutschen Könige gehoben wurde.

Durch das Dorf Rotenberg, das auf einem schmalen Rücken des Gebirges liegt, und wie der Schwarm am Bienenkorbe, so an dem Fuße des obersten Hügels hängt, führt der gewöhnliche Weg auf die Burg. Von Rotenberg aus wendet sich für Fahrende der Weg links um den Berg, nach der alten, noch mit eisernen Thoren versehenen Einfahrt der Urväter; Fußgänger aber steigen auf ein Paar hundert Stufen hinauf, wo ihnen der Burgvogt, der hier ein besonderes Haus hat, auf das Zeichen mit der Glocke ein kleines Pförtchen öffnet. Die Zugbrücke, über welche ehemals der Weg führte, ist jetzt in eine steinerne verwandelt. Ueberhaupt trifft man wenig mehr aus dem Alterthume an, da die Burg das Schicksal hatte, sehr oft erobert und zerstört zu werden. Das Meiste ist ein Werk neuerer Zeiten, vom Herzog Ulrich erbauet.

Die oberste Fläche, auf welcher Wirtemberg steht, ist so klein, und das Schloß selbst so beschränkt, daß man nicht begreift, wie die Herren mit ihrem Hofe darin Platz gehabt haben. Die Gebäude werden zwar noch in baulichem Stande erhalten, bewohnbar sind sie aber nicht mehr. Der äußere weiße Anstrich, den man ihnen gegeben hat, macht, daß man sie in weiter Ferne schon deutlich sehen kann, aber das ehrwürdige Bild des Alterthums ist dadurch ganz verloschen. Die Kapelle ist jetzt ein Viehstall. Ueber ihrem Eingange sieht man noch einen Stein eingemauert, dessen Inschrift erzählt, daß sie im Jahre 1083 von Adalbert von Worms eingeweiht wurde. Ein Brunnen ist auch da, aber sein Wasser ungenießbar.

Drei Mauern, die weit älter als die Burg, und noch fast unversehrt sind, umgeben sie. Zwischen ihnen in den beiden Gräben wächst jetzt Gemüse und Obst. Im Umfange derselben ist auch die in neuerer Zeit erbauete, vorhin erwähnte Wohnung des Schloßvogts und Försters, und auf der Seite gegen die Landstraße hin steht eine Kanone, welche bei Entstehung einer Feuersbrunst in der umliegenden Gegend, gelös't wird. Auf dem Dache der Schloßgebäude ist eine Vorrichtung zu genauer Beobachtung der Orte, in welchen das Feuer ist, gemacht, bei der man zugleich die beste Aussicht vom Schlosse hat. Der Richter in Rotenberg ist jedesmaliger Konstabler.

Die Geschichte der Burg, in welcher der Wirtemberger nicht nur das Stammhaus seiner Regenten, sondern überhaupt die Wiege seines Vaterlandes, den Urpunkt, der Wirtemberg Namen und Daseyn gab, erblickt, ist eben so dunkel, als die Geschichte des Wirtembergischen Hauses selbst. Daß es im Jahre 1083 schon stand, beurkundet die vorhin erwähnte Inschrift; denn vermuthlich wurden Kapelle und Burg zugleich erbauet. Im zwölften Jahrhunderte gehörte es Friedrich dem Einäugigen, Herzog von Schwaben, welcher ein Bruder Kaiser Konrads III., und der Schwager Herzog Heinrichs X. von Baiern war. Der Schwägerschaft ungeachtet waren Friedrich und Heinrich immer im Kampfe mit einander begriffen, und Letzterer eroberte auch das Schloß Wirtemberg im J. 1207, das er nicht nur anzünden, sondern auch noch niederreißen ließ, was die Flammen nicht verzehren konnten. Die nachfol-

genden Herzöge von Schwaben ließen es wieder aufbauen, und die Grafen von Wirtemberg, die wahrscheinlich als Vögte darauf gesetzt waren, mußten es in baulichem Stande erhalten. Kaiser Adolph von Nassau, im J. 1292, und späterhin Kaiser Heinrich VII., belagerten und zerstörten es aber wieder. Letzterer veranlaßte dieß, gereizt durch das stolze übermüthige Benehmen des Grafen Eberhard von Wirtemberg im Jahre 1311. Eberhard hatte sich nemlich nach der Ermordung des deutschen Königs Albrechts I. große Hoffnung auf die deutsche Kaiserkrone gemacht. Da diese fehlschlug, so ließ er es dem neuen Kaiser, Heinrich VII. (ein Graf von Luxemburg), auf alle Art merken, daß er ihm gram sey, daß er sich nie unterwürfig bezeigen, und ihm stets entgegen seyn werde. Natürlich mißfiel dem Kaiser ein solches Benehmen, und da auch von mehrern Reichsstädten heftige Klage über Eberhards unaufhörliches Necken und Beeinträchtigen geführt wurde, so ließ er die Partheien auf einem 1309 gehaltenen Reichstage zu Speier vorkommen. Er bemühete sich selbst, Eberharden zu einer sanftern Behandlung der Städte zu bewegen, und ihm überhaupt friedliche und menschliche Gesinnungen einzuflößen. Dieser aber antwortete trotzig und stolz, läugnete gar nicht ab, daß er die Städte gezwickt habe, und künftig noch merklicher trillen wolle, und verließ darauf den Reichstag, ohne sich von dem Kaiser zu beurlauben. Dieses übermüthige Betragen bewog Heinrichen und alle gegenwärtige Reichsstände, Eberharden öffentlich für einen Reichsfeind zu

erklären, der mit Gewalt zur Ordnung und zum Gehorsam zurückgebracht werden müsse. Und das geschah auch schon das Jahr darauf. Eberhard wurde von einem bedeutenden Heere angegriffen und überall geschlagen. Er verlor einen Ort, ein Schloß nach dem andern, und darunter auch das Schloß Wirtemberg. Bei der Einäscherung desselben zeigten sich besonders die Bürger der Stadt Eßlingen sehr thätig. Sie ließen, im eigentlichen Sinne des Wortes, keinen Stein auf dem andern, rissen sogar die Grüfte auf, und streueten die Gebeine modernder Körper umher. Mit gleicher Wuth verfuhren sie bei noch andern Schlössern Eberhards. Dieser floh auf die Veste Asberg. Als er aber auch hier sich nicht sicher glaubte, ging er bei Nacht eine Meile weiter nach Besigheim zu seinem Schwager, dem Markgrafen Rudolph von Baden, wo er sich, bis an seinen am 24sten August 1313 erfolgten Tod, in einem Thurme verborgen aufgehalten haben soll.

Kaiser Karl IV. zerstörte Wirtemberg 1360 abermals. Nach jedesmaliger Einäscherung wurde es jedoch immer wieder aufgebauet, was auch jetzt wieder geschah, und worauf es an 150 Jahre lang unbefehdet blieb. Im Jahre 1519 erlitt es aber das schon so oft gehabte Schicksal von neuem, in einem Kriege, der sich zwischen dem Herzog Ulrich von Wirtemberg und dem sogenannten schwäbischen Bunde entspann.

Die Veranlassung zu diesem Kriege war anfänglich unbedeutend, aber von höchst wichtigen Folgen. Zu der Zeit, als dem verstorbenen Kaiser Maximilian (1519) zu

Ehren Exequien zu Stuttgart gehalten wurden, da Ulrich eben mit seinen versammelten Prälaten bei Tische saß, kam die Nachricht, daß Bürger von Reutlingen seinen Burgvogt zu Achalm erschlagen hätten, um sich wegen des Todes eines ihrer Mitbürger zu rächen. Keinen weniger als den Reutlingern konnte er dieß verzeihen: sie hatten ihm schon oft in seinen Seen gefischt, und in seinen Forsten gejagt, nun vollends gar einen seiner Jäger in ihren Mauern ermordet. Alles brach daher von der Mahlzeit auf, und der Herzog, höchst erbittert, forderte von den Bürgern die Auslieferung des Thäters. Da diese nicht erfolgte, so überzog er die Stadt mit Krieg, nahm sie auch bald ein, und setzte einen Vogt hinein. Das kleine Reutlingen würde hiergegen nichts haben unternehmen können, wenn sich nicht der schwäbische Bund seiner angenommen hätte. Ich habe oben, in der Einleitung, erzählt, wer den schwäbischen Bund bildete, und in welchem Ansehen und Macht er stand. Dem Herzog war daher nicht wohl zu Muthe, diesen Koloß wider sich aufgeregt zu haben, und der Erfolg zeigte es auch. Er rüstete sich zwar mit seiner ganzen Macht, und nahm noch 15000 Schweizer in Sold; da aber der Bund bei den Schweizern die Zurücknahme dieser Mannschaft verlangte, und diese, aus Furcht vor demselben, es auch thun mußten, so war der Herzog zu schwach, gehörigen Widerstand zu leisten. Die Bundestruppen fielen in sein Land, eroberten einen Theil nach dem andern, zerstörten alle Bergschlösser, worunter auch Wirtemberg war, das der Herzog, von

Kornwestheim aus, vor seinen Augen in Rauch aufgehen sehen mußte, trieben ihn selbst aus dem Lande, und waren zuletzt im völligen Besitz desselben, ohne daß Ulrich auch nur ein Mal sich mit ihnen geschlagen hatte. Solcher vorübergehender Stürme war man aber im damaligen Zeitalter gewohnt, ein Land war so schnell wiedergenommen, als verloren, auch der schwäbische Bund mußte nach einiger Zeit seine Völker wieder entlassen, und Ulrich konnte mit einer schnell zusammengebrachten Armee in demselben Jahre, in welchem er vertrieben war, sein Land schon wieder erobern. Erbittert durch sein kleines Unglück, wollte er nun seine Unterthanen als Ueberwinder behandeln, den Tübinger Vertrag, der die Rechte des Regenten und der Einwohner Wirtembergs bestimmte, vernichten, und nach Willkühr schatzen und steuern. Aber da brach das Wetter von neuem los, und der schwäbische Bund und seine Genossen verjagten Ulrichen zum zweiten Male ohne Schwerdtstreich, und überließen das eroberte Land an den jungen Kaiser Karl V. für 222000 Gulden.

Funfzehn volle Jahre blieb Herzog Ulrich seines Landes beraubt, und irrte umher. In dieser Zeit wurde der schwäbische Bund aufgelöst, und nun nahm sich Franz I., König von Frankreich, und Philipp der Großmüthige von Hessen, des Herzogs an. Mit einer Armee von 30000 Mann eroberten sie ihm sein Land wieder, schlugen den österreichischen Statthalter Philipp, einen Rheinpfalzgrafen, bei Lauffen, und setzten den Herzog wieder in sein Land ein.

Wirtemberg wurde zwar wieder aufgebauet, da aber schon im Jahre 1321 Graf Eberhard, mit dem Zunamen der Erlauchte, seinen Wohnsitz von Wirtemberg nach Stuttgart verlegt hatte, wo er sicherer als dort zu wohnen glaubte, weil diese Stadt schon einmal eine Belagerung vom Kaiser Rudolph I. ausgehalten hatte, so wurde es auch nur als eine Festung, und zuletzt als Gefängniß benutzt.

Bei dieser so oft wiederholten Zerstörung läßt es sich leicht begreifen, daß keine Alterthümer von Bedeutung mehr vorhanden seyn können. Indessen findet sich doch noch ein Denkmal, das für Wirtemberg von hohem Werthe ist, und deshalb hier nicht übergangen werden darf. Es ist dieß der oben erwähnte Stein, welcher über dem Eingange der sonstigen Kapelle eingemauert ist, und folgende Inschrift zeigt:

Anno dominic...e ...ncarn . mil. LXXXIII. indic. V.... III. id. feb. ded. haec. cap. ab A...elb. Wormens. ecc. epo. i. n. t. s.

Ungeachtet des Risses, der quer durch die Schrift geht, und wodurch einige Buchstaben verloren gegangen sind, leidet es wohl keinen Zweifel, daß sie so gelesen werden muß:

Anno dominicae incarnationis millesimo octogesimo tertio. indictione VI., tertio Id. Febr. dedicata haec Capella ab Adelberto, Wormensis ecclesiae Episcopo, in nomine Trinitatis sanctae.

Dieses Denkmal ist wohl das älteste wirtembergische, und vielleicht das einzige seiner Art in Deutschland. Ueber seine

seine Aechtheit kann kein Zweifel seyn, da äußere und innere Gründe dafür sprechen. Der Umstand, daß es sich über einer Stallthür befindet, wird wohl, auch ohne die Bemerkung, daß diese Thür offenbar verengt ist und sich in ihrer Anlage noch jetzt eine höhere Bestimmung nachweisen läßt, keinen Anstoß geben, wenn man die vielfältigen Veränderungen bedenkt, welche auf dieser Burg vorgingen. Sollte der Umstand, daß ein auswärtiger Bischof die Kapelle weihte, Zweifel erregen, so ließe sich vielmehr behaupten, daß gerade hierin ein Beweis für die Aechtheit des Denkmals liege. Würde wohl ein späterer Falsarius, der doch wohl wissen mußte, in welche Diözes Wirtemberg gehörte, würde der den groben Irrthum begangen haben, diese Einweihung einem fremden Bischofe zuzuschreiben? War es aber wirklich so, mußte die Kapelle durch einen Fremden geweiht werden, so würde er sich hier gefangen und dem Ordinarius die Weihe zugeschrieben haben. Wenn nun also dieses Denkmal ächt ist, so ist es auch eine wichtige Grundlage zur Geschichte Wirtembergs. Es ist nemlich ziemlich wahrscheinlich, daß es zugleich die Periode, in der das Schloß, wo nicht erbauet, doch wenigstens so bedeutend verändert wurde, daß es von nun an den entschiedenen Vorzug vor andern Schlössern behielt, und Familie und Land sich nach ihm nannten, folglich die Periode der Einführung des Namens Wirtemberg bezeichnet. Von dieser Zeit an findet man auch den Namen in der Geschichte, und Conradus de Wirtineberg, der älteste bekannte Wirtemberger, der zum ersten

Male im J. 1090, also 7 Jahre nach der Einweihung jener Kapelle, vorkommt, ist vermuthlich nicht bloß der Erste in der Geschichte, sondern überhaupt der Erste, der den Namen Wirtemberg führte. Dieß wird um so wahrscheinlicher, als er auf der einen Seite in den Geschichtbüchern bald Konrad von Beutelspach, bald Konrad von Wirtemberg genannt wird; ein Beweis, daß der Name sich um diese Zeit noch nicht festgesetzt hatte; auf der andern Seite aber Konrad selber sich in den drei Urkunden, in welchen wir seinen Namen lesen, nie von Beutelspach, sondern immer von Wirtemberg unterzeichnete, wahrscheinlich, weil er nur diesen Namen führen wollte. Diese Vermuthung gewinnt dadurch noch an Gewißheit, daß man um diese Zeit überhaupt erst anfing, sich nach den Burgen zu nennen, und daß jetzt erst die bedeutendsten Schlösser in dieser Gegend entstanden. Denn ums Jahr 1050 baute Egino und sein Bruder Rudolph von Urach die Burg Achalm; ums J. 1079 der Sohn Friedrichs von Büren, Herzog Friedrich, die Burg Hohenstaufen; ums J. 1090 Bertold II. die Burg Zähringen, u. s. w. Indessen ist es möglich, daß das Haus Wirtemberg weit älter noch ist, und es läßt sich sogar mit einiger Wahrscheinlichkeit sein Ursprung auf die alten Allemannischen, zu Canstatt angesessenen Herzöge zurückführen.

Doch, nicht allein das historische Interesse ist es, was die Burg Wirtemberg merkwürdig macht, es ist dieß auch die schöne, sie umgebende Natur. Man genießt auf ihr einer weiten und herrlichen Aussicht. Nach Süden hin

hat man die ganze Alp, vom Schlosse Hohenzollern an bis unter das Schloß Teck herab und in die Nähe von Hohenstaufen, vor Augen. Nach Westen hin liegt der Schwarzwald, und nach Norden breitet sich das ganze Unterland Wirtembergs mit seinen freundlichen Landschaften aus. Der Blick dringt hier bis an den Melibokus des Odenwaldes und noch viel weiter hinunter. Nur nach Osten, gegen das Remsthal hinüber, ist er beschränkt, aber er ruht hier auf den umliegenden segensreichen Rebhügeln und freut sich der Fülle, welche die mütterliche Natur überall ausgespendet hat. Ueberhaupt ist es hier mehr die Lieblichkeit, als die Größe der Aussicht, was anzieht, und deswegen verweilt man auch gern auf diesem Platze, und macht ihn zu einer eigenen Lustparthie. Das schöne Neckarthal entfaltet hier seine Reize wieder auf eine besondere Weise, und die zahllose Menge von Weinbergen, von denen man sich, bis dicht an die Burg umgeben sieht, von Uhlbachs segensreichen Höhen an bis tief unter Canstatt hinunter, weckt schon durch ihren Anblick den Frohsinn. Kommt dann wohl ein Glas guter Uhlbacher oder Rotenberger hinzu, wie man ihn hier ächt findet, so fehlt es nicht, alle Saiten der Fröhlichkeit stimmen. Den besten Standpunkt hat man auf einer schanzenartigen Erhöhung. Man nennt sie die Weinschanze, weil sich hier schon mancher aus des Burgvogts Keller zum beredtesten Bewunderer der schönen Natur erwärmt hat. Aber auch auf andern Stellen, und selbst aus den Fenstern der Wohnung des alten Burgvogts, ist sie anziehend, und man kann

hier mit aller Gemächlichkeit seinen Sinn für schöne Natur befriedigen.

* * *

Die Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzöge, von Spittler. Göttingen 1783. 8. Der Stuttgarter Almanach auf 1799. 12. Lehmanns Speiersche Chronik, 11tes Kapitel. Canstatt und seine Umgebungen, von Memminger. Stuttgart 1812. 8., und Melisantes Bergschlösser, sind benutzt. In dem Stuttgarter Almanach ist eine Abbildung der Ruinen zu finden, so wie auch eine andere, als Vignette, den 2ten Band der Sattlerschen Geschichte Wirtembergs, Ulm 1767. 4, ziert. Eine dritte, von dem vortrefflichen Künstler Seyffer, wurde mit dem 8ten Stücke des Morgenblattes von 1810 ausgegeben. Das Titelkupfer zur ersten Ausgabe dieses ersten Bandes der Ritterburgen Deutschlands, ist eine verkleinerte Kopie derselben. Der Standpunkt ist zwischen den Dörfern Gaisburg und Wangen, nahe an der nach Ulm und Augsburg führenden Landstraße, gewählt, da, wo sich der Neckar derselben bis auf wenige Schritte nähert, und in einer starken Krümmung gerade gegen sie hinströmt. Oben auf dem Berge, etwas tiefer als die Burg, sieht man das Dörfchen Rotenberg, und unten am Fuße des Berges das Dorf Untertürkheim. Seyffer lieferte 1813 dieselbe Ansicht von Wirtemberg, aber von 2 F. ½ Z. Breite, und 1 F. 7 Z. Höhe. Sie ist allen übrigen vorzuziehen, und kostet 5½ fl. rheinl.

12.

Spatenberg

bei Sondershausen.

Aus dem Geklüfte schauen, ernst und düster,
Gebilde der Vergangenheit hervor,
und fremde Laute wehen im Geflüster
der Abendlüfte um mein Ohr.

Schreiber.

12.

Spatenberg.

Der Stadt Sondershausen, im Fürstenthum Schwarzburg, gegen Mittag, zieht sich ein Gebirge hin, das der Göllner genannt wird, weit hinauf urbar gemacht, mit Gärten und kleinen ländlichen Hütten geschmückt, und oben mit dunkeln Buchenhainen bedeckt ist. Das Ende dieses aus Kalkstein bestehenden Gebirgszugs ist eine kegelförmige Höhe, welche Spatenberg heißt, wo man haufig Spat oder Frauenglas findet. Auf ihr stand einst die Burg gleiches Namens, vom Volke „die Ohlenburg" (alte Burg) genannt. Daß sie von zwei Wallgräben umgürtet war, zeigen deren Spuren noch, andere Merkmale von einer hier gestandenen Burg sucht man aber durchaus umsonst. Auch nicht der kleinste Rest von Mauern läßt sich entdecken. Alles ist beras't und bewachsen mit Sträuchern, worunter vorzüglich häufig die Corneliuskirsche vorkommt, und mit hohen Buchen. Wie man nun doch gern etwas auffinden mag aus jener alten Zeit, wo auf dieser Höhe gelebt und gewirkt ward, so hat das manchen veranlaßt, den Felsspalt, der einem beim Ersteigen der höchsten Klippe entge-

gen gähnt, für den Eingang in ein Gewölbe der Burg zu halten, und allerlei davon zu fabeln; aber eine genaue Prüfung überzeugt gar bald, daß es ein natürlicher Spalt ist, an den keine menschliche Hand arbeitete. Auch finden sich ähnliche und fast durch das ganze Gebirge des Göllners fortlaufende Risse, welche dieß bestätigen. Durchkrochen und durchwühlt mag aber wohl oft schon diese Felsenhöhle geworden seyn, ohne daraus zu fördern, was man so gern darin finden wollte.

Von ganz geringem Umfange, aber fest, muß Spatenberg gewesen seyn; denn ringsum läuft die Auhöhe steil abwärts, und nach Abend zu trennt sie ein tiefer Einschnitt von dem hier fortlaufenden Gebirge. Leicht wurde es daher ihren Erbauern, sie gegen jeden feindlichen Anfall zu sichern, und mit Stolz und Zuversicht mögen die Burgherrn hinabgeblickt haben, wenn der Feind anrückte und vergebens sich mühte, die steile Anhöhe zu erklimmen, von der nur Steine oder Baumstämme hinabgerollt zu werden brauchten, um ihn zu vertilgen.

Als ich nach einer langen Reihe von Jahren Spatenberg im Mai 1815 wieder bestieg, fand ich ringsum alles mit hohen Buchen dicht bewachsen, und nirgends eine Aussicht in die Ferne. Wenn aber einst diese schlanken, herrlichen Bäume gefällt werden, dann wird man nord- und ostwärts das freundliche Thal frei überblicken können, in welchem Sondershausen mit mehrern Dörfern liegt; dann wird sich die Kette des Harzes mit ihrem hohen Brocken im dunkeln Blau als ferner Hintergrund darstellen, links

die Stadt Nordhausen und der nahe kahle Frauenberg, rechts aber der Blick ungehindert über Dörfer und Wiesengründe hinab, bis dahin, wo das Thal sich zu schließen scheint, schweifen können. Wer dieses Gemälde jetzt schon haben will, darf nur den Berg links von Spatenberg bis zum Rondel verfolgen. Wie hier, so wird die Umsicht dereinst auch auf Spatenberg seyn.

Mittagswärts sieht man von Spatenberg hinab in ein tiefes Thal von Bergen umgeben. Da heißt noch jetzt eine Stelle „das Vorwerk.“ Sie ist zwar ganz mit Holz bewachsen und keine Spur von ehemaligen Wohnungen läßt sich entdecken, indessen scheint die Vermuthung nicht ohne Grund zu seyn, daß hier Wirthschaftsgebäude der Burg Spatenberg standen, für welche bei der kleinen Fläche auf dem Gipfel des Berges kein Raum war.

Da die Geschichte Thüringens unter Kaiser Heinrich IV. zugleich die Geschichte der Entstehung Spatenbergs, so wie noch vieler anderer Burgen dieses Landes ist, so werde ich — bei den wenigen historischen Nachrichten, die von Spatenberg gegeben werden können — hier Gelegenheit nehmen, einen kurzen Abriß der erstern mitzutheilen. Ich denke, hierdurch in der Folge, bei der Geschichte anderer Burgen Thüringens aus dieser Periode, Wiederholungen vermeiden zu können, indem ich auf diese zurückweisen, und alsdann nur mit wenigen Worten dort angeben darf, was hier bereits erzählt worden ist.

Kaiser Heinrich III. starb im Jahre 1056, leider zu früh für sein Haus, für seinen Nachfolger und für die

Deutschen überhaupt. Er hinterließ einen kaum sechsjährigen Prinzen, den nachherigen Heinrich IV., welchen die deutschen Reichsstände, da sie seinem Vater noch ein langes Leben zutraueten, bereits zu ihrem König erwählt hatten. Seine Minderjährigkeit wurde von ihnen dazu gemißbraucht, daß sie während derselben theils die Regierung an sich zu ziehen, theils sich und ihren Freunden allerlei unerlaubte Vortheile zu verschaffen suchten. Des jungen Prinzen weise Mutter, Agnes, hatte zwar die Vormundschaft über ihren Sohn übernommen, und die Regentschaft rühmlich angefangen, aber bald entriß sie ihr der Erzbischof Anno von Cölln, und maaßte sich die Stelle eines Aufsehers und Vormundes über den Prinzen ganz allein an. Er, ein strenger und ernster Mann, begegnete dem jungen Kaiser mit zu vieler Härte, als daß ihn dieser hätte liebgewinnen können. Desto leichter war es daher dem Erzbischof Adelbert von Bremen, einem feinen gewandten Hofmann, sich zum Herzen Heinrichs den Weg zu bahnen. Als Erzbischof von Bremen lebte er mit den sächsischen Fürsten beständig in Streit. Sein Bestreben, den Wohlstand des Erzstifts immer höher zu treiben, fand bei den Letzteren nicht selten Widerspruch. Dieß flößte ihm feindselige Gesinnungen gegen die Fürsten ein, und er gab sich jetzt daher alle Mühe, ihnen des Kaisers Ungnade zuzuziehen. Zu dem Ende gab er dem kaum herangewachsenen Heinrich Entwürfe an die Hand, wie er ihre Freiheit unterdrücken, und sich zum unumschränkten Herrn von Deutschland machen könne. Die Fürsten erfuhren

aber Adelberts Bemühungen, und ruheten nicht eher, bis Heinrich ihn entfernte. Dennoch ließ dieser die ihm entworfenen Pläne nicht fahren, und ein neuer schlechter Rathgeber bestärkte ihn noch mehr in der Ausführung derselben. Dieß war der Erzbischof Siegfried von Mainz.

Lange schon hatte dieser Schlaue nach dem thüringischen Zehnten oder Herrenzins, dieser bedeutenden Abgabe von allen Früchten und Vieh, vergebens getrachtet. Er benutzte daher seinen jetzigen Einfluß auf Heinrichen, diesen Zweck zu erreichen, und erreichte ihn, da ein glücklicher Zufall ihm die Hand bot.

Heinrich war bei den abwechselnden Vormundschaften schlecht erzogen worden und an Kopf und Herz verdorben. Gewohnt, seine Begierden auf alle Art befriedigen, seinen Leidenschaften fröhnen und einmal vorgefaßte Meinungen ohne Widerspruch befolgen zu können, ward seine Regierung das Muster einer Regierung, wie man nicht regieren soll. Er überließ sich ohne die mindeste Rücksicht den unlautern Trieben seiner Begierden, und sollten auch die Folgen davon noch so gefährlich für ihn und seine Krone, noch so entehrend für seine Würde und sein Herz gewesen seyn. Wollüstig und ausschweifend in hohem Grade, war er seiner Gemahlin, einer italienischen Prinzessin, bald überdrüssig, und wünschte von ihr geschieden zu seyn. Da hierzu die Einwilligung des Papstes nöthig war, so wollte er diese durch Siegfried zu erhalteu suchen. Der war auch bereit, sie zu bewirken; allein der listige Pfaffe machte es dem feurigen Heinrich zur Bedingung, daß er

ihm zur Belohnung die thüringischen Zehnten gewähren müsse. Heinrich versprach's, behielt sich einen Theil derselben vor, und freuete sich, daß er, außer der Erreichung seines Zwecks, zugleich eine gute Gelegenheit bekam, die Thüringer drücken zu können. Diese aber, welche sich den Forderungen der mainzischen Erzbischöfe bis dahin mit Glück widersetzt hatten, faßten den Entschluß, die Entrichtung des Zehnten standhaft zu verweigern. Siegfried, höchst erbittert darüber, schilderte dem Kaiser ihr Betragen von der gehässigsten Seite, und nannte sie gefährliche Aufrührer. Der charakterlose Heinrich war leicht zu reizen, und der Bischof Adelbert von Bremen, welcher sich doch wieder an seinem Hofe einzuschleichen gewußt hatte, ließ es an Aufmunterungen, die vermeintlichen Empörer zu züchtigen, gleichfalls nicht fehlen. Heinrich faßte daher den Entschluß, Gewalt zu gebrauchen, und so entstand jener unselige Krieg, welcher den kaiserlichen Gerechtsamen sehr nachtheilig wurde, und über Deutschland viel Unglück und Elend verbreitete.

Die mißvergnügten Thüringer hatten sich indessen mit dem Markgrafen Dedo von Meißen verbunden, und eine Streiferei auf die kaiserlichen Kammergüter vorgenommen. Sie machten hier viele Beute, die ihnen aber die kaiserlichen Vögte in Mühlhausen und Nordhausen wieder abjagten. Dieß war für Heinrichen das Signal zum Bruch, und er zog in der Geschwindigkeit ein Heer zusammen, wozu Siegfrieds und seiner Freunde Truppen stießen. Die Thüringer, hierdurch in Angst gesetzt, sendeten einen Ab=

geordneten an Heinrich, und erklärten, daß sie für ihn und das Vaterland Leben und Vermögen aufzuopfern bereit wären, wenn er sie gegen die Forderungen des mainzischen Erzbischofs schützen wolle; daß sie aber auch, wenn dieß nicht geschähe, entschlossen wären, ihre Vorrechte bis auf das äußerste zu vertheidigen.

Heinrich stellte sich, als wäre er mit dieser Erklärung zufrieden, und ließ die Thüringer versichern, daß, wenn sie derselben treu blieben, sie sich seines Schutzes und Beistandes sollten erfreuen können. Bald aber rückte er, von Siegfried begleitet, in Thüringen ein, besonders um den Markgrafen Dedo zu demüthigen. Er eroberte die beiden Schlösser Scheidungen und Beichlingen, welche jener besetzt hatte, und zerstörte sie. Dedo, den die Thüringer verließen, war zu schwach, Heinrichs Macht zu widerstehen. Er ergab sich, und konnte sich nur durch Abtretung einiger seiner Güter von der persönlichen Gefangenschaft befreien. Der Kaiser eilte hierauf nach Mainz, wo seine Ehescheidungssache vorgenommen werden sollte. Er wiederholte zwar den Befehl, dem Erzbischofe den Zehnten zu entrichten, und dieser ließ auch durch seine Beamten Anstalt machen, ihn einzutreiben; allein die Thüringer wiesen diese ziemlich nachdrücklich ab. Ja, sie gingen so weit, daß sie einige derselben aufknüpften.

Dieß geschah im Jahre 1069, und bewirkte den Thüringern bis 1072 Ruhe. Da aber hoben die Unruhen von neuem an, denn Adelbert und Siegfried ließen nicht nach, den schwachen Heinrich immerfort gegen Sachsen und

Thüringen aufzuhetzen. Sie brachten es endlich auch dahin, daß er den feierlichen Entschluß faßte, beide Länder zu unterjochen. Hierzu schienen ihm feste Bergschlösser das kräftigste Mittel zu seyn. Er ließ daher nicht nur diejenigen, die er bereits hatte, in guten Zustand setzen, sondern auch noch viele neue anlegen, so daß es in Thüringen nur wenige Anhöhen gab, auf denen nicht eine Burg prangte.

Um diese Zeit ward auch das Schloß Spatenberg von Heinrichen erbaut, befestigt und mit Mannschaft besetzt.

Die Besatzungen aller dieser Schlösser durchstreiften nun die umliegende Gegend, und die Thüringer befanden sich in der übelsten Lage. Da trat Siegfried wieder hervor, und verlangte ernstlich die Entrichtung des Zehnten. Auf einer deshalb ausgeschriebenen Synode zu Erfurt, der alle geistliche und weltliche Herren Thüringens beiwohnten, drang er auch endlich, von Heinrich unterstützt, durch, und erhielt, wonach er so lange vergebens gestrebt hatte. Heinrich glaubte, hierdurch den thüringischen Herren eine solche Furcht eingejagt zu haben, daß sie sich nun alle Arten von Bedrückungen gefallen lassen würden, und Thüringen wurde daher der Schauplatz einer Menge grausamer, die Menschheit schändender Auftritte. Die unglücklichen Einwohner waren auf allen Seiten mit Bergschlössern umringt, deren Besatzungen ihnen die größten Drangsale anthaten. Oft fiel ein Haufe solcher Barbaren in ein ruhiges Dörfchen ein, nahm weg, was er vorfand, mißhandelte die Weiber in Gegenwart der Männer, und die

Töchter vor den Augen der Väter, schleppte Männer, Weiber und Kinder als Gefangene in seine Burgen, und gab die von Wehklagen wiederhallenden Hütten den Flammen Preis. Den edeln, von Freiheitsgeist beseelten Thüringern war eine solche Behandlung unerträglich. Heinrich, dem sie ihre Beschwerden vortrugen, wies sie mit unmenschlichem Kaltsinne ab, und machte ihnen noch, wegen Verweigerung des Zehnten, bittere Vorwürfe. Mit ihnen erlitten eine gleiche Behandlung die Sachsen, und der Zeitpunkt schien nun gekommen zu seyn, wo beide Länder ihre Freiheit verlieren sollten. Allein zwei so mächtige Völker konnten sich unmöglich lange unterdrücken lassen. Der Trieb zur Erhaltung ihrer Freiheit regte sich immer lebhafter, und insgeheim waren sie auf Vertheidigungsanstalten bedacht. Die vornehmsten Sachsen und Thüringer schlossen, auf Antrieb des Bischofs Burchhard von Halberstadt und des abgesetzten Herzogs Otto von Baiern, ein Bündniß, dem auch die Markgrafen Dedo von Meißen und Egbert II. von Thüringen, der Pfalzgraf Friedrich nebst den Bischöfen von Meißen und Merseburg beitraten.

Als Heinrich hiervon Nachricht erhielt, schrieb er, um nur Gelegenheit zum Zusammenbringen eines Heeres zu haben, einen Feldzug gegen die Polen aus. Die Vereinigten glaubten jetzt, daß es Zeit sey, eine deutliche Erklärung von sich zu geben. Sie schickten daher eine Gesandtschaft an den Kaiser, der eben in Goslar war, und ließen ihm wissen, daß sie entschlossen wären, ihm den Gehorsam aufzukündigen und ihre Freiheit aufs äußerste

zu vertheidigen, wenn er sie ferner kränken und die drangsalenden Bergschlösser nicht niederreißen werde. Auch solle er sich ferner nicht immer in Sachsen aufhalten, in Reichsangelegenheiten keine schlechten Leute um Rath fragen, und — seine Kebsweiber fortjagen.

Diese bestimmte Erklärung verursachte Heinrichen nicht weniges Nachdenken. Er sah, daß sie das Resultat der Verzweiflung war, und er es mit einem Feinde zu thun bekomme, der, nach einer solchen Erklärung, auch verzweiflungsvoll fechten werde. Vielleicht würde sie noch einen guten Entschluß bei ihm bewirkt haben, wenn er nicht dem Rathe derjenigen gefolgt wäre, welche ihm diese Drohungen als unbedeutend darzustellen bemüht waren. Leider ertheilte er daher den Abgeordneten eine schnöde Antwort. Die Erbitterung der vereinigten Fürsten stieg hierdurch aufs höchste. Sie zogen in der Geschwindigkeit ein für die damaligen Zeiten außerordentlich starkes Heer von 60 - bis 70000 Mann zusammen, und rückten damit gerade auf Goslar los. Heinrich zog sich auf das zwei Stunden davon gelegene Schloß Harzburg, wohin ihm die Vereinigten folgten. Umsonst schickte er Abgeordnete mit Friedensvorschlägen an sie, Harzburg wurde immer enger eingeschlossen. Bei dieser augenscheinlichen Gefahr, gefangen zu werden, blieb ihm nichts übrig, als zu fliehen. Von den Bischöfen zu Zeitz und Osnabrück und dem Herzoge von Kärnthen begleitet, entfloh er, durch die Dunkelheit der Nacht geschützt, auf dem einzigen Zugange zur Burg. Drei Tage lang irrten sie in dem finstern Harz-

walde,

walde, von dessen Umfange der jetzige Harz kaum ein Schatten ist, umher, in steter Angst, zu verhungern, oder vom verfolgenden Feinde ereilt zu werden, bis sie endlich ein Jäger auf den rechten Weg brachte, und sie über Eschwege nach Hersfeld gelangten. Hier fanden sich bald große Haufen des Heeres ein, dem der Kaiser, unter dem Vorwande des polnischen Zuges, Hersfeld zum Sammelplatze angewiesen hatte. Heftig beklagte er sich gegen diese über die vermeyntlichen Beleidigungen, die ihm von den Sachsen und Thüringern widerfahren wären, und forderte sie zur Rache auf. Einige meynten, man müsse die Vereinigten ohne Zeitverlust angreifen, Andere hielten dieß wegen ihrer Ueberlegenheit für gefährlich. Heinrich, der nicht Entschlossenheit genug hatte, den weisesten Rath durchzusetzen, wählte den schlimmsten. In der Absicht, noch mehr Truppen zusammenzuziehen, ließ er die bereits Versammelten wieder auseinandergehen, mit dem Befehle, sich acht Tage nach Michaelis bei Breitenbach unweit Eisenach wieder einzufinden. Die Verbündeten, welche hierdurch Zeit bekamen, sich noch mehr zu verstärken, fingen nun an, auf die Zerstörung der ihnen so verhaßten Bergschlösser bedacht zu seyn. Von der Harzburg, die sie wegen ihres festen Zustandes nicht so bald zu erobern hofften, waren sie nach Heinrichs Entweichung abgezogen, und vor das einige Meilen davon, bei der Stadt Blankenburg am Harze gelegene Schloß Heimburg gerückt, das sie auch in kurzer Zeit eroberten und zerstörten. Hierauf schlossen sie Asenberg ein, dessen starke Besatzung wegen Mangels an

Lebensmitteln in große Noth gerieth. Heinrichen schmerzte der Verlust seiner Schlösser sehr, und da er die Schwierigkeit der Unterjochung der Thüringer immer mehr fühlte, so bat er die Bischöfe von Mainz und Kölln, sich mit dem Feinde in Friedensunterhandlungen einzulassen. Zu Gerstungen im Eisenachschen war der Kongreß, dessen Ausgang Heinrich zu Würzburg abwarten wollte. Seine Abgesandten aber, statt für ihn zu sprechen, stimmten der Meinung der Mißvergnügten, welche einen andern König wünschten, bei, und es ward beschlossen, einen Reichstag nach Mainz auszuschreiben, auf welchem Herzog Rudolph von Schwaben zum Kaiser erwählt werden solle. Heinrich, der nun auf allen Seiten Gefahr erblickte, versprach jetzt alles, was man nur verlangte, und dachte nicht mehr daran, die Thüringer zu Entrichtung des Zehnten anzuhalten. Diese hingegen, froh des glücklichen Erfolgs ihrer Unternehmungen, belagerten, eroberten und zerstörten eine seiner Burgen nach der andern.

Da traf die Reihe auch das Schloß Spatenberg, das von ihnen am Schlusse des Jahres 1073 erobert wurde. Sie zerstörten es jedoch nicht, sondern setzten es vielmehr zu ihrem Vortheil in den besten Vertheidigungszustand.

Heinrich, der in Worms war, schien ganz vergessen zu haben, daß er wenigstens versuchen müsse, den feindlichen Waffen Einhalt zu thun. Endlich aber erwachte er aus seinem Schlummer, und bot die Reichsfürsten zum Beistande wider die Empörer auf. Diese zeigten jedoch hierzu wenig Neigung, widersprachen lebhaft, und nur

einige Bischöfe stellten sich mit ihren kleinen Haufen ein. Dessen ungeachtet wagte sich Heinrich mit diesen im Januar 1074 ins Feld. Die Vereinigten hatten sich, hiervon unterrichtet, 40000 Mann stark bei Vach an der Werra gelagert. Heinrich, erstaunt, ein solches Heer zu finden, ward bange, und bereuete den unbesonnen gewagten Schritt. Er hielt daher für's Beste, so lange vom Frieden zu sprechen, bis er sein Heer verstärkt haben würde. Dieß geschah. Der Feind ließ sich mit Friedensvorschlägen täuschen, und es wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Heinrich versprach, seine Schlösser niederreißen zu lassen, und in Goslar sollte an einer völligen Ausgleichung der beiderseitigen Forderungen gearbeitet werden.

So schien es nun, als wenn die Ruhe wieder hergestellt werden würde, als mit einem Male alle Hoffnung dazu gänzlich verschwand. Heinrich hatte zwar seinen Truppen wirklich befohlen, seine eigenen Bergschlösser zu zerstören, und die Belagerung der feindlichen aufzuheben. Allein die Besatzung der Harzburg weigerte sich dessen, und wollte keinen Waffenstillstand. Durch diesen Muth angefeuert, schob er die versprochene Zerstörung der Schlösser wieder auf, und meynte, daß die ganze Sache auf einem Reichstage zu Goslar ausgemacht werden müsse. Die Verbündeten merkten jedoch seine Absicht, und lagerten sich mit einer ansehnlichen Kriegsmacht nicht weit von Goslar. Als er sich dennoch nicht zur Erfüllung der ersten Friedensbedingung, der Niederreißung seiner Schlösser, bequemen wollte, rückten sie auf Goslar los, und dran-

gen selbst in seinen Pallast ein. In dieser persönlichen Gefahr gab der schwache Heinrich nach. Er willigte in die gänzliche Zerstörung aller seiner Burgen, verlangte jedoch ein Gleiches in Ansehung der Burgen des Feindes, welches auch zugestanden ward. Die Verbündeten vollzogen den Friedensschluß ihrerseits, und nebst andern ihrer Schlösser wurde auch Spatenberg gänzlich von ihnen geschleift. Von Heinrichen erwarteten sie nun, besonders in Ansehung der Harzburg, dasselbe; allein er verschob es immer wieder, denn ihn dauerte die dasige schöne Domkirche. Dieß erbitterte die Gemeinen der Verbündeten aufs äußerste. Sie fielen mit Wuth über die Harzburg her, zerstörten alles, und schonten selbst der kaiserlichen Gruft nicht, wie dieses weiter unten bei der Geschichte der Harzburg ausführlicher erzählt werden soll. Die Fürsten der Vereinigten mißbilligten dieß sehr, und gaben sich alle Mühe, Heinrichen Genugthuung zu verschaffen. Doch Heinrich hatte schon längst auf eine Gelegenheit gewartet, den Frieden wieder zu brechen: begierig ergriff er daher diese. Er suchte die Reichsfürsten auf seine Seite zu bringen, und versprach sogar, Sachsen und Thüringen mit ihnen zu theilen, wenn sie ihm zur Unterjochung beider Länder behülflich seyn würden. Zu dem Ende zog er ein starkes Heer zusammen, und benahm dadurch den Vereinigten allen Muth, so daß sie sogar Buß- und Bettage anordneten. Jedoch rüsteten sie sich auch, und verabredeten, bei dem Dorfe Groß-Luppnitz, unweit Eisenach, zusammenzustoßen, um sich dem Kaiser, der seine Truppen

bei Breitenbach zusammenzog, desto eher entgegenstellen zu können. Heinrich schlug sie aber bei Langensalza gänzlich, und Erzbischof Siegfried, den diese Demüthigung der Thüringer freute, that die Unglücklichen, unter welchen das Schwerdt schrecklich gewüthet hatte, noch obenein in den Bann. So weltlich und geistlich geschlagen, geriethen die Verbündeten in die traurigste Lage, wurden darüber unter einander uneins, und bald hätten sie das Schwerdt gegen sich selbst gezogen, wenn es nicht noch einige sächsische Fürsten zeitig genug verhindert hätten. Diese Uneinigkeiten benahmen aber ihren Oberhäuptern den Muth ganz, und diese waren nun ernstlich auf Friedensvorschläge bedacht. Heinrich beschied die deshalb an ihn gesandten Abgeordneten nach Gerstungen an der Werra, wo sich gegen das Ende Oktobers 1075 sein Heer von neuem versammeln sollte.

Die Zeit erschien. Heinrichs Heer war bedeutend, das der Vereinigten aber, welches bei Nordhausen stand, nicht stark genug, sich ihm entgegenstellen zu können. Sie mußten daher, so ungern sie es auch thaten, ihm Friedensvorschläge vortragen lassen. Kaum konnten sie es aber dahin bringen, daß sich Heinrich zur Anhörung derselben bequemte. Lange wollte keiner der Fürsten der kaiserlichen Partei das Geschäft des Unterhändlers übernehmen, um sich nicht den Haß der feindlichen Parthei zuzuziehen, falls es für diese schief ablaufen sollte. Endlich aber entschlossen sich doch der Erzbischof Siegfried, die Bischöfe von Bamberg und Augsburg und der Herzog von Lothringen dazu.

Sie begaben sich in das feindliche Lager, und legten hier den Oberhäuptern der Verbündeten die harte Bedingung vor, sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen, versprachen jedoch, alles anzuwenden, daß ihnen nichts Unangenehmes widerfahren solle, ja sie machten sich endlich durch einen Eid verbindlich, für allen Nachtheil Bürge seyn zu wollen. Da es den Anführern an Zutrauen zu ihrem Muth und ihren Kräften fehlte, so willigten sie ein.

Der stolze Heinrich, nun triumphirend über seine Feinde, ließ hierauf alles zubereiten, um die Scene der Unterwerfung recht öffentlich und feierlich zu machen. Sie fiel am 9ten Junius bei dem eine Stunde von unserer Burg Spatenberg entfernten Sondershäusischen Dorfe Spier vor. Heinrich saß unter freiem Himmel auf einem Throne, an dessen beide Seiten sich sein Heer anschloß. In der Ferne harrten die Fürsten der Verbündeten voll banger Erwartung auf das Zeichen, welches sie vor den Thron führen sollte.

Aller Augen sahen dahin. Jetzt gab es Heinrich. Mit verdrießlicher Miene wandelten sie durch die langen Reihen, näherten sich dem Throne, fielen nieder, baten um Verzeihung, und Heinrich — lächelte ihnen hämisch entgegen. Von Beschämung und Aergerniß erfüllt, traten sie wieder ab, und glaubten in ihre Heimath zurückkehren zu können, als ihnen plötzlich Gefangenschaft angekündigt wurde. Sie waren getäuscht. Heinrich war ehr- und gewissenlos genug, sein kaiserliches Wort zu bre-

chen, und dem eidlichen Versprechen der Mittelspersonen entgegenzuhandeln. Jeder der vereinigten Fürsten wurde einem Reichsfürsten zur Verwahrung gegeben. Ihr Schicksal sollte, so hieß es, auf einem Reichstage entschieden werden. Doch dieß war nur ein neues Mittel, die unglücklichen Fürsten zu täuschen; denn bald vertheilte man sie durch ganz Deutschland in verschiedene Schlösser als Gefangene.

Dieß war das Ende eines Krieges, den die Unterdrückung deutscher Freiheit veranlaßt hatte. Thüringen befand sich am Ende desselben in der traurigsten Lage. Seiner Fürsten und Edeln beraubt, seufzte es nun unter den Bedrückungen der Schlösser. Mit der unbarmherzigsten Grausamkeit wurden seine Bewohner zur Wiederaufbauung aller zerstörten angehalten. In kurzer Zeit stiegen jene der Freiheit so verhaßten Steinmassen aus ihren Trümmern wieder empor, worunter sich auch Spatenberg befand. Der Besitz der vorigen Schlösser war Heinrichen aber nicht genug, er vermehrte sie noch durch viele neue, und bald war in Thüringen kein Berg von einiger Bedeutung, dessen Gipfel nicht eine Burg getragen hätte. Alle waren mit starker Besatzung versehen, und nun durfte es kein Vaterlandsfreund wagen, den geringsten Freiheitsgedanken zu äußern. Aber Tyrannen, Bundesbrüchige, Volksunterdrücker, oder wie das Sprichwort sie nennt: strenge Herren, regieren nicht lange. Das traf auch hier ein. Einige Jahre nachher, als Heinrichs Macht ganz sank, als alle Fürsten Deutschlands sich gegen ihn verbanden,

wurden seine Burgen wieder zerstört. Auch Spatenberg hatte dieß Schicksal. Späterhin wurde es aber doch wieder, mithin zum dritten Male, aufgebauet; von wem? — weiß man nicht.

Im 12ten Jahrhunderte kommt eine Familie von Spatenberg vor. Ob diese das Schloß besessen, oder sich nur davon schrieb, weil sie daselbst Burglehen hatte, läßt sich wegen Mangel an Nachrichten nicht bestimmen. Weiterhin findet man die Burg in den Händen der Fürsten von Anhalt, denen auch ein Gut in dem bei Sondershausen gelegenen Dorfe Stockhausen gehörte. Beides, nebst noch andern Holzungen und Grundstücken, trat die Fürstin Mechtilde von Anhalt im Jahre 1263 an Graf Heinrich II. von Hohnstein gegen funfzig Mark Silber ab, welcher am 9ten April desselben Jahres zu Weißensee vom Landgrafen Albrecht von Thüringen damit beliehen wurde. Am Schlusse des 13ten Jahrhunderts wurde Spatenberg in dem Kriege, den Friedrich und Tietzmann, Söhne Albrechts, Landgrafen von Thüringen, mit dem Kaiser Adolph von Nassau führten, zum dritten und letzten Male, und zwar durch die kaiserlichen Truppen, zerstört.

Da die Grafen von Hohnstein das Schloß zur Herrschaft Sondershausen, welche ihnen gehörte, geschlagen hatten, so blieb es auch dabei, als diese Herrschaft, vermöge einer getroffenen Erbvereinigung, in der Mitte des 14ten Jahrhunderts an das gräfliche, nun fürstliche Haus Schwarzburg kam, wovon die Sondershäusische Linie auch jetzt noch im Besitze desselben ist.

Im Jahre 1637 ließ Graf Anton Heinrich von Schwarzburg den Schutt des Schlosses durchwühlen und untersuchen. Er war vielleicht ein Freund von Alterthümern, und glaubte hier welche auszugraben; man nannte ihn aber damals einen Schatzgräber. Der Erfolg muß nicht entsprechend gewesen seyn, denn man weiß nichts davon.

* * *

Eigene Bekanntschaft mit der Stelle, worauf das Schloß Spatenberg stand; Galletti's Geschichte Thüringens, 2ter Band, 1783; Müldeners Nachrichten von zerstörten Bergschössern in Thüringen, 1752, und Olearii Thüringische Historie, haben den Stoff zu vorstehender Erzählung geliefert. Eine Abbildung von Spatenberg kenne ich nicht.

13.

Lichtenberg
bei
Ostheim vor der Rhön.

Entstehend und verschwindend
und wiederkommend kreist,
durch Form und Zeit sich windend,
die Welt vor unserm Geist.

Tiedge.

13.

Lichtenberg.

In dem Theile der gefürsteten Grafschaft Henneberg, welcher Sachsen-Weimar gehört, und ein Stück des Fürstenthums Eisenach ist, liegt nordöstlich von dem Städtchen Ostheim vor der Rhön das alte Schloß Lichtenberg. Schon die Lage, die ganze Form, und die daraus ersichtliche Bestimmung dieses Bergschlosses, welches auf die Trümmern sehr vieler seiner Geschwister zurückblicken kann, lassen keinen Zweifel übrig, daß es aus solchen Zeiten herrühre, wo die Gerechtigkeitspflege noch in der Wiege lag, wo jeder sein Eigenthum selbst sichern mußte, so gut er konnte, und wo man den Besitz einer solchen Veste nicht um große Schätze vertauschte, weil man das Ansehen und die Größe eines Fürsten gewöhnlich nach der Zahl seiner Schlösser und Reisigen zu messen pflegte.

Man muß es beklagen, daß die Geschichte von diesem Bergschlosse nicht weiter als bis in das 12te Jahrhundert zurückführt, wo es den Wohnsitz der Grafen von Henneberg ausmachte, und eine Nebenlinie derselben, im Jahre 1168, sich davon den Namen beilegte. Doch dürfte es

wohl dem unter ihm gelegenen Städtchen Ostheim, dessen die Geschichte schon im 9ten Jahrhundert erwähnt, am Alter nichts nachgeben. Denn sehr häufig findet man es in der Geschichte der alten Burgen, daß sie nahe gelegenen Orten zum Schutz erbauet waren. Diesemnach könnte man wohl annehmen, daß Lichtenberg, so wie mehrere im Hennebergschen gelegene Schlösser, den sonstigen Gaugrafen des Grabfeldes, die hier zur Zeit der Gauverfassung kaiserliche Beamte waren, sein Daseyn zu verdanken hat.

Vor Erfindung des Schießpulvers war Lichtenberg eine ansehnliche Veste. Seine äußern Wallgräben, seine doppelten hohen Ringmauern, die darauf an allen Seiten befindlichen Blockhäuser, ein von gehauenen Steinen erbaueter Thurm, dessen Höhe über 200 Fuß beträgt, und dessen Mauern über 10 Fuß dick sind, ein anderer runder Thurm, auch von Quadern, von welchem man die ganze umliegende Gegend beherrschen kann, die Verbindung mit andern in der Nähe gelegenen und durchgängig korrespondirenden festen Schlössern, Henneberg, Hiltenberg, Huthsberg, Salzburg — alles dieß gab Lichtenberg ein vorzügliches Ansehen, und gewährte volle Sicherheit. Daher kam es auch, daß benachbarte Adelige, die zu schwach waren, Befehdungen zu widerstehen, bei den Besitzern solcher Burgen Schutz suchten, als Burgmänner (milites burgenses) bei ihnen antraten, und dadurch Mitvertheidiger solcher Schlösser wurden, bis in der Folge das Kriegswesen mehr System erhielt, und geordnete Miliz an die Stelle der Burgleute trat. Dieß war denn auch die Ob-

liegenheit der ehemaligen Lichtenbergschen Burgmänner, aus welchen in der Folge die nachherigen Ganerben zu Ostheim entstanden sind.

Nach dem Uebergange des Schlosses an das Haus Henneberg mögen es die gräflichen Besitzer zuweilen bewohnt haben; denn sie baueten daselbst eine Kapelle, welche noch jetzt im innern Theile des Schlosses, auf der rechten Seite des Thores, zu sehen ist, aber zu verfallen beginnt. Ein Prediger scheint aber nicht dabei angestellt gewesen zu seyn, sondern der Frühmesser in Ostheim mußte jeden dritten Sonntag daselbst predigen, wofür er den Zehnten von etlichen Grundstücken unter Lichtenberg genoß. Noch jetzt nennt man daher einen, von Ostheim nach Lichtenberg, einen steilen Berg hinan führenden Pfad, den Pfaffenstieg.

Nachdem diese Bergveste durch die von Zeit zu Zeit, besonders unter Graf Georg I. von Henneberg gemachten ansehnlichen Erwerbungen zu einem beträchtlichen Bezirk angewachsen war, wurde auch dessen obrigkeitliche Verwaltung mehr ausgebildet, und es entstand nun ein Amt Lichtenberg, dessen Justizbeamter oder Amtsschösser auf dem Schlosse Lichtenberg seine Wohnung hatte. Die erste Bestallung der Art lernt man aus einer Urkunde vom Jahre 1452 kennen, nach welcher Graf Georg I. dem Ritter Melchior von der Thann die Stelle eines Amtmanns zu Lichtenberg anvertraut hatte, und ihm, nach der damaligen Staatsverfassung, neben der Justizpflege,

auch die Vertheidigung des Schlosses und andere militärische Verrichtungen übertrug.

Bis gegen das Jahr 1680 blieb der Aufenthalt der Justizbeamten unverrückt auf dem Schlosse Lichtenberg, aber von dieser Zeit an kam das Amt nach Ostheim. Jetzt ist daher das sonst so zahlreich bewohnte Schloß nur noch die einsame, dem Rentbeamten, dem Thorwärter, und vier täglich abwechselnden Frohnwächtern bestimmte Wohnung, wo sich noch die herrschaftlichen Fruchtböden nebst einigen Gefängnissen befinden, und wo Eulen und Käuzchen nisten.

Im Jahre 1525 hatte dieses Schloß im Bauernkriege gleiches Schicksal mit seinen Geschwistern Henneberg, Hiltenberg und Huthsberg. Es wurde beinahe völlig zerstört, und nur die Mauern und zwei Thürme widerstanden durch ihre ganz außerordentliche Festigkeit der grenzenlosen Wuth eines fanatischen Pöbels. Statt daß jene drei Schlösser seit dieser Zeit in ihren Ruinen liegen geblieben, und die Spuren ihres Daseyns jetzt fast ganz verwischt sind, erhob sich Lichtenberg wieder aus seinen Trümmern, und mehrere Male wurden sogar wieder neue Befestigungen angelegt. Im Jahre 1672, wo der zwischen Frankreich und Deutschland entstandene Krieg den deutschen Fürsten Gefahr drohete, wurden die Ringmauern Lichtenbergs mit sechs neuen Blockhäusern befestigt, der äußere Wall ausgegraben, ein neues Außenwerk angelegt, das mit Eisen beschlagene Thor hergestellt, und sogar eine kleine Besatzung mit einem Offizier in das Schloß gelegt. Die

Zeit

Zeit hat indessen auch diese Anlagen theils verwüstet, theils entbehrlich gemacht. Mit jedem Jahre werden die alten Gebäude, deren nur noch wenige übrig sind, baufälliger, und die äußern Ringmauern, ohne welche die Sicherheit des Schlosses nicht bestehen kann, drohen den Einsturz; sogar an dem kolossalischen Thurme, dem ältesten Monumente der Gegend, der in vielen alten Urkunden „der große Thurm" genannt wird, sind mehrere Sprünge sichtbar, welche für die Zukunft Gefahr fürchten lassen.

Was die Lage und Form des Lichtenberger Schlosses anlangt, so zeichnet sich erstere durch ihr romantisches, und letztere durch ihr ehrwürdiges Ansehen, welches ihr hohes Alter sehr deutlich bezeichnet, aus. Von allen Seiten ist es mit Laubholz bis an den Wall umringt. Der Berg, worauf es steht, und der fast ringsumher sehr steil abfällt, besteht aus Kalkfelsen und röthlichem Mergel. Zwei schlangenförmig um die Hälfte des Berges sich hinauf windende Wege dienen dazu, die Zinsfrüchte und Bedürfnisse, unter der größten Anstrengung des Zugviehes, hinauf zu schaffen. Auf der mittägigen Seite liegt vor dem Schlosse ein kleines Gebüsch, das Gesträup genannt, in welchem bei vorkommenden Lichtenberger Centfällen, auf einem freien Platze bei einer großen Linde, das Hochgericht gehalten wird. Dieses Gehölz ist ein steter Aufenthalt von Nachtigallen, und ein sehr angenehmer Spatziergang im Frühjahre.

Noch jetzt ist das Schloß mit zwei hohen Ringmauern umgeben, und mit einem mit Eisen beschlagenen Thore

versehen, das beständig verschlossen gehalten, und von vier, täglich abwechselnden, Frohnwächteru bewacht wird. Die Aussicht von den zwei Thürmen ist überaus schön und malerisch. Gegen Mittag kann man mit Fernröhren die zehn Meilen weiten Anhöhen bei Würzburg erkennen. Gegen Morgen erscheint die, sieben Meilen entfernte, Festung Koburg bei der Stadt gleiches Namens, und gegen Mitternacht erblickt man am äußersten Horizont den Thüringer Wald mit seinem hohen Inselsberge. Auch in der Nähe stellen sich dem Auge die schönsten Gegenstände dar. Nahe und entfernte Wiesengründe, Waldungen jeder Art, mit Fluren abwechselnd, Flüßchen, große, Wäldern ähnliche Obstplantagen: alles dieses bildet die schönste, mit tausend Veränderungen versehene Landschaft. Nur gegen Abend beschränkt das, von Mittag nach Mitternacht hin, sieben Stunden lang ausgedehnte hohe Rhöngebirge die Aussicht in die Ferne.

Eine der größten Unbequemlichkeiten, welche die Bewohner dieses hohen Bergschlosses haben, ist die, daß alles Wasser mit unsäglicher Mühe und Kosten hinauf gebracht werden muß. Sonst findet man auf Schlössern der Art immer Brunnen; hier aber nicht, selbst nicht die Spur von einem vordem dagewesenen. Eine Bemerkung anderer Art dringt sich dem Beobachter bei Betrachtung des großen Thurms auf. Man erblickt nemlich an demselben eine ganz ungeheure Masse von gehauenen Sandsteinen, von welchen Millioneu Centner auf einander gethürmt sind. Gleichwohl ist in der ganzen Gegend und in einem weiten

Umkreise kein Sandsteinbruch zu finden. Diese sonderbare Erscheinung hat ohne Zweifel zu der lustigen Sage Gelegenheit gegeben, daß die Materialien zu diesem Thurme von Fulda nach Lichtenberg geschafft worden wären, und da deren Transport in Einem Zuge geschehen, so sey der letzte Wagen zu dem Fulda'schen Thore herausgefahren, als der erste schon auf dem Schlosse Lichtenberg angelangt gewesen.

* * *

Der schätzbaren historisch-statistischen Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Henneberg, von v. Schultes, 2ter Band, Hildburghausen, 1804. 4., verdanke ich vorstehende Nachrichten. Vor diesem Bande befindet sich auch, als Vignette, eine Abbildung des Schlosses Lichtenberg.

14.

T r o ß k y.



Ich habe die alten Völker und ihre Werke gesucht, und ich habe bloß die Spuren davon gesehen, so wie sie der Fußtritt des Wanderers auf dem Sande zurückläßt.

Volney.

14.

Troßky.

Wer die Ruinen der böhmischen Burg Troßky zum ersten Male erblickt, wird schwerlich sogleich entscheiden können, ob er sie für ein Spiel der Natur, oder für ein Werk menschlicher Kraft halten soll. Erst bei einer nähern und längern Besichtigung wird er finden, daß sich Natur und Kunst hier vereinigten, und eingestehen müssen, daß eine zweite Burg von ähnlicher sonderbarer Form und Bauart in Deutschland schwerlich noch aufzufinden seyn möchte.

Ihrer Eigenthümlichkeit halber ist hier eine Abbildung davon beigefügt *), welche sie dem Leser sehr deutlich darstellt. Zwei nicht weit von einander stehende, in ihrer Basis fast zusammenlaufende, steile, konische Felsen, tragen auf ihren Gipfeln zwei Citadellen. Durch eine Doppelmauer waren die Felsen in der Mitte vereinigt. Diese Mauer ist noch jetzt überall sieben Fuß dick, und fünf, auch sechs Klafter hoch. In dem freien Platze, den sie

*) Sie befindet sich auch als Vignette auf dem Titelblatte der ersten Ausgabe dieses Bandes.

umgeben, kann ein vierspänniger Wagen recht gemächlich herumfahren. Das Hauptgebäude stand auf der Nordseite, wo man noch ziemlich hohe Mauern mit Thoren und Fenstern findet. Auch war auf dieser Seite die Haupteinfahrt.

Von den beiden Felsen ist der eine um ein Drittel höher, als der andere. Der höhere heißt Panna oder die Jungfrau, der kleinere Baba oder die alte Mutter. Auf dem Gipfel eines jeden stand ein Gebäude, das als Warte und Citadelle diente, und die Stelle der sonst üblichen Thürme der Burgen vertrat. Sie waren von gebrannten Ziegelsteinen, viereckig erbauet, und jedes enthielt vier geräumige Gemächer. Jetzt kann man das höher liegende gar nicht, und das niedrigere nur mit Lebensgefahr erklimmen. Die Höhe der Felsen ist beträchtlich. Man kann von ihnen bis in die Gegend von Prag, das eilf Meilen davon entfernt liegt, sehen, überhaupt die ganze umliegende Gegend mit ununterbrochenem Blick beherrschen.

Spuren von Schanzen, die auf der Nordseite angebracht waren, den Eingang zu decken, sieht man auch noch. Auch findet sich am Fuße des Berges ein unterirdischer Gang, den man noch auf dreihundert Schritte lang verfolgen kann, und der ohne Zweifel aus dem Schlosse führte. Am Fuße des Berges gegen Süden liegt das Dorf Troßkowitz, wahrscheinlich von dem verfallenen Schlosse so genannt, wovon auf der Abbildung noch einige Häuser zu sehen sind. Es gehört zu der gräflich Waldsteinschen Herrschaft Groß-Skall.

Wer den genialen Gedanken zuerst faßte, diese beiden Felsenkegel zu einem solchen kühnen Bau zu benutzen, und zu welcher Zeit dieß geschah, ist nicht mehr zu ergründen. Wahrscheinlich aber war es einer der Herren Berka von Dub und Leipa, der es entweder gegen das Ende des vierzehnten oder zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts erbaute; denn um das Jahr 1420 findet man bei mehrern böhmischen Chronikenschreibern einen Otto Berka von Trosk auf Chlumecz erwähnt. Ziska, dieser einäugige, furchtbare Feldherr der Hussiten in Böhmen, der so viele Siege gegen die Katholiken erfocht, belagerte auch Troßky im Jahre 1424. Er mußte aber ohne Erfolg und mit Verlust vieler Menschen davon abziehen. Daher bekam wahrscheinlich das eine der Kastelle den Beinamen Jungfrau, weil es, diesem berühmten Helden zum Trotz, Jungfrau, oder unerobert blieb. Glücklicher war Georg von Podiebrad, vier und vierzig Jahre später. Damals befand sich Troßky im Besitz Wilhelms Zapicz von Hasenburg. Er war einer von denjenigen böhmischen Baronen, die es mit dem König Mathias von Ungarn gehalten hatten. Georg war dieß nicht, und nachdem er ihn sammt dem König zum Frieden genöthigt hatte, wandte er seine Waffen gegen die Besitzungen seiner Feinde. Troßky wurde belagert, erobert und zerstört. Doch kehrte es bald wieder in den Besitz der Familie Hasenburg zurück, denn Wilhelm unterwarf sich König Georgs Zepter. Troßky scheint darauf auch wieder, wenn schon nicht zur festen Burg, doch zum bewohnbaren Schlosse hergestellt worde

zu seyn; denn 1493 entrichtete Agnes, verwittwete Sternberg, geb. v. Hasenburg, ihrem Vater und ihren Brüdern eine gewisse Summe, unter der Bedingung, daß sie dafür Lebenslang den Genuß des Schlosses Troßky haben dürfe.

Von hier an verschwindet aber diese Burg in der beglaubten Geschichte; und nur durch Tradition ist noch folgende Volkssage auf uns gekommen: Troßky gehörte einst zwei Schwestern, Fräulein oder Wittwen ist unbekannt. Jede bewohnte eine von den Burgwarten; und da die eine Schwester der katholischen, die andere aber der hussitischen Lehre zugethan war, so haßten sie sich so ächt schwesterlich, daß sie, wenn sie einander gegenüber zum Fenster heraussahen, sich wacker ausschimpften, zankten, ungeheuchelte Beweise ihres Hasses einander zukreischten, und durch geballte Fäuste rein aussprechen ließen. Beide erbauten auch im Dorfe Troßkowitz Kirchen, die in gleicher Entfernung, wie die Burgwarten, von einander standen, und wo jede nach ihrer Religion Gottesdienst halten ließ. Beglaubte Gründe hat dieses Geschichtchen nicht für sich, doch auch nichts Unwahrscheinliches. Wenigstens sind jetzt zwei Kapellen in angegebener Entfernung noch da. Auch nimmt sich das Bild jener freundschwesterlichen Unterhaltung bei einer nur geringen Einbildungskraft so drollicht aus, daß es fast Schade wäre, sich mühsam nach Gegenbeweisen davon umzusehen.

Die Herrschaft Groß-Skall, zu welcher Troßky längst gehörte und noch gehört, kam abwechselnd an die

Familie Waldstein, dann an die Boskowitz, dann an die Smivzizky. Die letztere verlor nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, ihre zahlreichen Güter und auch Troßky. Albrecht von Wallenstein, nachheriger Herzog von Friedland, erkaufte sie hierauf von der kaiserlichen Kammer, und seine Nachkommen sind noch jetzt im Besitz derselben.

* * *

Aus den historisch-malerischen Darstellungen aus Böhmen, von A. G. Meißner, Prag, 1798. Querfol. S. 248, sind diese Nachrichten von Troßky genommen. Da befindet sich auch eine illuminirte Abbildung von Troßky.

15.

Harzburg
am Harze.

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüstern
nun den Schauplatz jener Herrlichkeit;
schwermuthsvolle Abendwinde flüstern,
wo die Starken sich des Mahls gefreut.
Disteln wanken einsam auf der Stäte,
wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
wenn der Kriegstrommete Ruf erklang,
und auf's Kampfroß sich der Vater schwang.

Matthisson.

15.

Harzburg.

Hin und wieder ein Stück Mauer, welches, von Gesträuch verborgen, kaum herauszufinden ist, und ein halb verschütteter Brunnen, das ist alles, was man noch von der so historisch-merkwürdigen als prächtigen Harzburg sieht. Da ist keine Spur mehr von den stolzen Pallästen einer üppigen Kaiservilla, oder dem prachtvollen Dom, der einst hier stand, zu finden. Hohe Buchen sind aus ihrer Asche hervorgesproßt; ihr dichtes Laubdach überschirmt die wenigen Reste und schützt sie einigermaaßen noch gegen die zerstörenden Elemente. Nur ein einziger Platz des Berges ist unbewachsen, dessen sich die Jugend aus den umliegenden Dörfern zum Sammelplatz ländlicher Freuden bedient. Vielleicht ist es derselbe, wo einst vor Krodo's Bilde seine Verehrer sich beugten, und ihm ihre Erstgebornen opferten.

Die Aussicht von dem hohen Berge, der die Ruinen trägt, ist sehr angenehm. Dicht im Rücken hat man die Harzgebirge, vor sich eine unbeschränkte Aussicht ins flache Land, das mit freundlichen Dörfern, mit schönen prangen-

den Klöstern überstreuet ist. Die Dörfer Harzburg und Bündheim ziehen sich vom Fuße des Berges tief ins Land, und bilden eine lange Reihe reinlicher Häuser, von grünen Wiesen umgeben. Die Radau schlängelt sich meandrisch auf diesen grünen Teppichen hin, und liefert den an ihren Ufern stets geschäftigen Bleicherinnen das reinste Wasser zum Netzen. Im Hintergrunde der großen Landschaft sieht man bei heiterm Himmel Wolfenbüttel und Braunschweig.

Das Schloß Harzburg, an der mitternächtlichen Seite des Harzgebirges, zwischen den Städten Goslar und Wernigerode gelegen, hat vielerlei Herren und mancherlei Schicksale gehabt. Es wurde zu drei verschiedenen Malen aufgebaut und eben so oft wieder niedergerissen, öfter noch belagert. Es war Götzentempel, Festung, Raubschloß und Wallfahrtsort.

Die erste Veranlassung zur Erbauung eines festen Schlosses auf diesem Berge, so wie die Zeit derselben, lassen sich nicht genau angeben. Sie verlieren sich im Nebel des Alterthums. Vor Karls des Großen Zeiten standen aber hier schon Gebäude, worin der Götze Krodo verehrt wurde. Das Daseyn dieses Götzen ist nun zwar neuerlich gewaltig angefochten, und der alte Krodo ganz aus der Reihe der Dinge hinweg bewiesen worden *); allein ich will thun, als sey mir dieser historische Skepticismus unbekannt,

*) Nachträge zu Sulzers Theorie der schönen Künste, Bd. 7. S. 59.

kannt, und meinen Lesern erzählen, was sich von Krodo erzählen läßt.

Krodo war eine der obersten Gottheiten der heidnischen Sachsen, und besonders der Harzbewohner. Sie nannten ihn de Grote, da sie ihn für den Vater der Menschen hielten. Er hatte die Gestalt eines Mannes mit magerm Gesichte, langem Barte und entblößtem Haupte, der mit nackten Füßen auf dem stachlichten Rücken eines Barsches stand, in der rechten Hand einen Wassereimer voll Blumen, Obst und Früchte, in der linken ein Rad hielt, und mit einem langen Rocke, den eine weiße leinene Binde um den Leib festhielt, bekleidet war. Auf der Harzburg stand er. Hier wurde er verehrt, und die Opfer, welche man ihm brachte, waren — erstgeborne Kinder. Die unschuldigen Schlachtopfer wurden auf die Haken, die sich am Altar befanden, befestigt, und hauchten hier das kaum begonnene Leben auf eine schmähliche Art wieder aus. Dieser Altar ist noch vorhanden. Bis zum Jahre 1807 stand er im hohen Münster zu Goslar, und diese alte Reichsstadt konnte stolz seyn auf den Besitz dieses merkwürdigen Alterthumsstücks, das ihm noch aus den Zeiten, wo die Kaiser Deutschlands oft zu Goslar residirten, übrig geblieben war. Zur Zeit der großen Kunst- und Alterthums-Räubereien der Franzosen wurde aber auch er von hier weggestohlen und nach Paris geschafft. Hier blieb er bis zu der bessern Zeit, wo jeder das Seine wieder nehmen konnte, und kam im Frühjahre 1815 nach Goslar zurück. Doch auf der alten Stelle sucht man

ihm jetzt umsonst. In der Stephanskirche ist er aufgestellt, deren neue innere und äußere Form sich in gar keine Beziehung zu diesem Alterthumsstück bringen lassen will, und im uralten Dom, wo seine Stelle so passend, so bezeugvoll, so ganz der Umgebung wieder angemessen gewesen wäre, ist's nun wüst' und leer. Denn, während der verrufenen westphälischen Regierung, wo alles vertrödelt wurde, was nur einige Thaler einbrachte, verschleuderte man auch die andern Merkwürdigkeiten und Alterthümer dieses Doms für eine geringe Summe, und was übrig blieb, nahm man in jene Kirche, wohin es nicht paßt. Wer diese Sünden alle auf sich lud, weiß ich nicht, aber schämen möge er sich sein Lebelang. Doch nicht genug, daß man dem achthundertjährigen Dom alles Schmuckes beraubte, man läßt ihn nun auch verfallen. Bald wird man unter seinen Trümmern herumwandeln, und, vom gerechten Schmerze erfüllt, diejenigen laut anklagen müssen, die so lau sind, die Werke unserer Urväter verfallen zu lassen, die der Erhaltung doch so werth wären.

Die Form von Krodo's Altar ist ein längliches Viereck, 3 Fuß 2 Zoll lang, 2½ Fuß breit und 2 Fuß 7 Zoll hoch. Er wird von vier metallenen Götzenfiguren getragen, ist inwendig hohl und auf den Seiten durchbrochen. Oben darauf liegt eine Marmorplatte, in welche ein Kreuz eingehauen ist: ein Zeichen, daß der Altar bei der Einführung des Christenthums zum christlichen Gebrauche eingeweiht wurde. Man hat, wie gesagt, seine Aechtheit sehr in Zweifel gezogen, was freilich schon daraus folgt, wenn

man den Krodo selbst für eine Fabel hält. Indessen bleibt er immer ein sehr ehrwürdiger Ueberrest des Alterthums, der vielleicht von ungleich höherm Alter ist, als er der Sage nach seyn soll. Der Götze selbst ist nicht mehr da. Als Karl der Große die heidnischen Sachsen mit Feuer und Schwerdt bekehrte, sie auf diese barbarische Art Christen zu seyn zwang, zerstörte er in heiligem Eifer alle ihre Götzenbilder. Dieß Schicksal hatte im Jahre 780 auch Krodo, den er nur den g r o ß e n D ü b e l nannte. Er ließ ihn ganz zermalmen, und seine Verehrer mußten sich von ihm losschwören. An die Stelle seines Tempels erbaute er eine Kapelle: eine Gewohnheit, welche in der Folge, ganz dem Geiste jenes Zeitalters gemäß, Veranlassung zum Entstehen manches Klosters und Stiftes wurde, und es auch hier war. Kaiser Konrad I. verlegte sie, so lautet die Sage, im Jahre 916 in das am Fuße des Berges gelegene Dörfchen Schulenrode, erhob sie zu einer Stiftskirche, und weihte sie dem heiligen Mathias. Kaiser Heinrich III. vereinigte sie aber 1039 mit dem von ihm in Goslar erbauten Dom. Bis dahin hatte also noch kein Schloß oder eine feste Burg auf der Stelle der jetzigen Ruinen gestanden. Heinrich IV. war es, der im Jahre 1068 die erste dahin bauete, und, wie man aus der Pracht der Gebäude, aus der schönen Kirche und sonstigen Umständen schließen kann, so war sie eine seiner Lieblingsburgen. Auch hielt er sich oft daselbst, oder in ihrer Nähe, zu Goslar, auf.

Ich habe oben bei der Geschichte des Schlosses Spatenberg erzählt, in welche ernsthafte Fehden Kaiser Heinrich IV. mit den Thüringern und Sachsen verwickelt war. Mit der Geschichte dieser Fehden steht ein Theil der Schicksale der Harzburg in genauer Verbindung. Um Wiederholungen zu vermeiden, werde ich hier nur mit Hinweisung auf jene erzählen. Als im Jahre 1072 die verbündeten Thüringer und Sachsen mit einer Macht von 60000 Mann nach Goslar rückten, Heinrichen, der sich da aufhielt, zu bewegen, daß er seine Bergschlösser niederreißen, und sie in ihrer Freiheit ungekränkt lassen möchte, floh Heinrich auf die Harzburg. Die Verbündeten folgten ihm. Sie belagerten das Schloß, und ob er ihnen schon Friedensvorschläge thun ließ, so trauten sie doch seinen Worten nicht, und schlossen es vielmehr immer enger ein. Heinrich hielt sich hier nicht mehr sicher, und entfloh durch einen geheimen Gang, von den Bischöfen von Zeitz und Osnabrück und dem Herzoge von Kärnthen begleitet. Als die Belagerer dieß erfuhren, und die Harzburg nicht zu erobern vermochten, zogen sie wieder ab, ließen aber ihre Wuth an andern nahgelegenen, weniger festen Schlössern Heinrichs aus.

Heinrich, der wohl einsah, daß er nichts gegen die aufgebrachten Thüringer auszurichten, kein Heer zusammenzubringen vermochte, womit er sie zum Gehorsam hätte zwingen können; der da sah, daß die Zahl der Unzufriedenen wie eine Schneelauwine wuchs und immer mächtiger wurde, schlug endlich, wiewohl höchst ungern, vor,

Frieden zu machen. Goslar bestimmte er zum Kongreß-orte, und um zu zeigen, daß es ihm damit ein Ernst sey, ertheilte er den Seinigen den Befehl, die Bergschlösser zu räumen. Namentlich erging ein solcher Befehl an die Besatzung der Harzburg. Diese aber weigerte sich. Sie bestand aus lauter Edelleuten, welche sich durch viele Räubereien bereichert, und dieß Handwerk aufzugeben keine Lust hatten. Heinrich, dem die Harzburg sehr am Herzen lag, war mit dieser Widersetzlichkeit gar nicht unzufrieden, und, durch den Muth der adeligen Räuber angefeuert, schob er die Zerstörung der Schlösser von neuem auf, schrieb aber zugleich einen förmlichen Reichstag nach Goslar aus. Die Verbündeten waren dieß zufrieden; da sie aber Heinrichs Absichten, nur Zeit zu gewinnen, merkten, so lagerten sie sich nicht weit von Goslar mit einem ansehnlichen Heere. Heinrich willigte nun zwar in die Niederreißung seiner Schlösser; allein die Harzburg, die ihm gar zu theuer war, suchte er immer noch zu retten. Er wagte zu dem Ende den letzten Versuch, indem er behauptete, die Harzburg sey nicht zu seiner, sondern zur allgemeinen Sicherheit des Reichs von ihm erbaut worden. Es sey daher billig, erst die Meinung der übrigen Fürsten zu hören, ob diese auch mit der Schleifung derselben zufrieden wären. Die Verbündeten wollten aber hiervon nichts wissen. Sie drangen auf eine bestimmte Erklärung, rückten näher auf Goslar los, und da Heinrich immer noch damit zögerte, so drangen sie in seinen Pallast ein. In dieser abermaligen persönlichen Gefahr willigte er endlich ein, machte

jedoch die Bedingung, daß die Verbündeten ihre erbauten und eroberten Schlösser ebenfalls niederreißen sollten. Dieß ward versprochen und auch gehalten. Heinrich hatte aber nicht so bald wieder etwas Luft, als er sich, sein Versprechen zu erfüllen, von neuem weigerte. Gar zu gern wollte er seine Harzburg, und besonders den schönen Dom, von dem Schicksale der Zerstörung retten; allein diese Unbeständigkeit, dieses stete Hin- und Herschwanken zwischen Versprechen und Erfüllen empörte die Sachsen, und besonders die von der Harzburg gedrangsalten umliegenden Einwohner. Mit Wuth erstürmten sie das Schloß, erwürgten die Besatzung, rissen Kirche, Häuser, Thürme und Mauern, alles bis auf den Grund nieder, schonten selbst die Domkirche nicht, und zertrümmerten Altäre, Reliquien und Kirchengeräthe. Ja ihre Erbitterung ging so weit, daß sie die königliche Gruft erbrachen, die Leichname eines Bruders und eines Kindes Heinrichs hervorwühlten, und auf das schändlichste mißhandelten. Heinrich konnte diesen Anblick nicht ertragen. Er verließ Sachsen voll Schmerz und Rache, und klagte es dem Papste, wie sehr sich die Sachsen an den Heiligthümern der Harzburg versündigt hätten.

Dieß war das traurige Ende des ersten Schlosses Harzburg, zu dessen gänzlicher Zerstörung selbst die thüringischen anti-kaiserlich gesinnten Fürsten unwillig die Köpfe schüttelten. Sie wollten den Dom geschont, und die kaiserliche Gruft als ein Heiligthum behandelt wissen; allein die Wuth des Pöbels kannte keine Grenzen.

Nicht lange aber blieb Harzburg in seinen Ruinen liegen; denn Heinrich, der zu sehr gekränkt war, verlangte Genugthuung. Er hatte sich daher kaum wieder mit seinen Leuten gesammelt, als er den Sachsen von neuem den Krieg ankündigte. Jetzt war er Sieger, und nun stiegen alle Schlösser wieder aus den Ruinen hervor. Auch auf dem Gipfel des Burgberges — so hieß der Berg — stand im Jahre 1075 ein neues Schloß Harzburg.

Im Jahre 1157 schenkte es Kaiser Friedrich II., nebst andern Schlössern und Besitzungen am Harze, Heinrich dem Löwen. Als dieser aber siebzehn Jahre später Friedrichen einen Zug gegen die Longobarden mitzumachen abschlug, so bewirkte Friedrich die Reichsacht wider ihn, überzog ihn mit Krieg, und nahm ihm alle jene Geschenke, mit Einschluß der Harzburg, wieder ab.

Seit der Zeit hielten sich die deutschen Kaiser oft auf der Harzburg auf. Otto IV. lebte hier einige Jahre in stiller Einsamkeit, und starb auch daselbst 1218. Von dieser Zeit an wanderte sie aus einer Hand in die andere; denn 1284 kam sie wieder in Braunschweigische Hände, und zwar an den jüngsten Sohn Herzog Alberts des Großen, Wilhelm. Im Jahre 1370 besaßen sie die Grafen von Wernigerode, wo es jedoch nicht bekannt geworden ist, wie sie dazu gelangten. Ihnen entriß sie Herzog Otto der Quade wieder. Die Grafen hatten nemlich unter ihren Leuten einen treulosen Menschen, einen Reitknecht, wie er genannt wird. Dieser verrieth dem Herzog die schwächste Seite der Harzburg, so daß sie, ohne große Mühe, in

Einer Nacht besetzt und eingenommen wurde. Als er Tages darauf einige Wagen mit Lebensmitteln hinaufschaffen lassen wollte, so mengte sich der Bischof von Hildesheim in die Sache, und ließ die Wagen nicht durch. Otto rächte sich dafür so an ihm, daß er in der darauf folgenden Nacht ins Hildesheimische einfiel, und die Stadt Alfeld wegnahm, welche der Bischof auch nicht eher wieder erhielt, bis er auf seine Kosten die Harzburg mit allen Lebensmitteln reichlich versehen hatte.

Ungefähr ein Jahr darauf kam die Harzburg schon wieder in andere Hände. Herzog Otto hatte einen Streifzug in die Mark Brandenburg gemacht, und wollte auf dem Rückwege in einem Dorfe unweit dem Schlosse Liebenburg im Hildesheimischen übernachten. Dieß erfuhr der Besitzer des Schlosses zu Liebenburg, Hans von Schwichelt, nicht so bald, als er sich zum Herzog begab, ihn einladete, mit seinem Gefolge auf Liebenburg zu übernachten, und, da es eben Martinstag sey, eine Martinsgans bei ihm zu verzehren. Otto nahm dieß Anerbieten an, und feierte auf diesem Schlosse den Martinsabend recht festlich mit. Als er nun am andern Morgen seinen freundlichen Wirth fragte, was er für seine Zeche schuldig sey, dieser aber sich sehr geehrt und hinreichend belohnt durch den Besuch Otto's schätzte, so schenkte ihm Otto für seine Gastfreundschaft die Harzburg erb- und eigenthümlich. Es scheint dieß allerdings eine mehr als fürstliche Belohnung für eine Gans und ein Nachtquartier; wenn man aber erwägt, daß damals der Besitz mehrerer Schlösser im

Grunde mehr lästig als von Nutzen war, so konnte Otto freilich keine bessere Gelegenheit finden, sie wieder an Mann zu bringen.

Die Brüder, Konrad, Brandanus und Heinrich von Schwichelt, waren reiche Edelleute, und im Hildesheimischen die begütertsten. Dessen ungeachtet gehörten sie mit zu der damals sehr großen Horde der adeligen Buschklepper, welche Straßen und Wege höchst unsicher machten. Unter andern raubten sie einmal im Jahre 1411 eine Heerde Kühe vor Hakeborn im Magdeburgischen. Der Graf Kurt von Egeln und Otto von Warberg jagten den Räubern nach, ihnen die Beute wieder abzunehmen; allein sie waren nicht so glücklich, dieß zu bewerkstelligen, im Gegentheil büßte der Letztere sein Leben ein, da ihn die von Schwichelt bei Dornburg erschlugen. Diesen Mord suchten der Bischof Günther von Magdeburg, der Bischof Albert von Halberstadt, und die Herzöge Bernhard und Heinrich von Braunschweig zu rächen. Sie belagerten zu dem Ende die Harzburg, und die von den von Schwichelt bedrängten und beraubten Magdeburger, Halberstädter und Goslarienser gesellten sich dazu, die Buben mit züchtigen zu helfen. Ja diese Letztern baueten sogar auf dem Petersilienberge, dicht bei der Harzburg, eine Burg auf, um ihnen die Zufuhr an Lebensmitteln abzuschneiden, und nannten sie Steuerburg.

Die Harzburg war nun zwar sehr fest, und nur durch das Aushungern hätte allenfalls eine Uebergabe bewirkt werden können; allein die Belagerten hielten es doch für

rathsamer, sich in Friedensunterhandlungen einzulassen. Sie thaten daher den Vorschlag, daß, wenn man die Belagerung aufheben werde, sie auf der Stelle, wo Otto von Warberg geblieben sey, eine Kapelle erbauen, auch die umliegende Gegend fernerhin nicht mehr mit ihren Streifzügen beunruhigen wollten. Da nun die Belagerung schon vier Wochen gedauert hatte, und der herannahende Winter den Aufenthalt im Felde erschwerte, so wurden diese Vorschläge angenommen; die Herren zogen ab, und nur eine Besatzung blieb in der Steuerburg zurück. So wie sich aber die von Schwichelt wieder frei sahen, vergaßen sie auch ihr Versprechen. Sie dachten an nichts weniger, als die Kapelle bei Dornburg zu erbauen, sondern nur auf Rache an ihren Feinden. Sie plünderten und raubten daher den folgenden Winter nach wie vor, und trieben, besonders der Stadt Goslar, alle Viehheerden weg, um sich, im Fall es zu einer neuen Belagerung kommen sollte, recht gut versorgt zu haben. Dazu kam es auch. Gegen Ostern 1412 rückten dieselben Bischöfe und Fürsten, vereint und mit verstärkter Macht, wieder vor die Harzburg, bestürmten sie, beschossen sie mit grobem Geschütz; allein ohne Erfolg. Endlich baueten sie auf dem der Harzburg gegenüberliegenden Berge eine zweite Burg, und nannten sie Altenah, wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus welchem Altona bei Hamburg seinen Namen erhielt, der Nähe wegen. Als diese stand, wurde die Harzburg von hier, und von der Steuerburg aus beschossen, und die Thürme, Häuser und alle Gebäude sehr

beschädigt. Da krochen die Herren von Schwichelt zu Kreuze. Sie übergaben die Harzburg, indem sie die völlige Eroberung nicht abwarten wollten, versprachen von neuem, jene Kapelle bei Dornburg zu erbauen, auch die umliegenden Gegenden nicht weiter zu drücken und zu verheeren, und erhielten dann freien Abzug. Die Harzburg wurde nun gänzlich geschleift, wobei die Goslarienser sich am thätigsten bezeigten.

Dieß war das Ende der zweiten Burg, die hier stand, aber noch sollte eine dritte aus den Ruinen derselben hervorgehen, ehe der Ort ganz verlassen wurde. Er schien zum Sitze einer Raubburg, und diese zur Zuchtruthe der ganzen Gegend bestimmt zu seyn, immer neue Besitzer haben, belagert, eingenommen, niedergerissen zu werden, und aus seinen Ruinen wieder hervorgehen zu sollen. Wer es nach dieser zweiten Einnahme wieder aufbauete, ist unbekannt, so wie auch das Jahr, wann es geschah. Allein, es scheint nicht lange in den Ruinen gelegen zu haben; denn schon 1438 findet man, daß ein gewisser Hartwig von Ulze das neu erbauete Schloß mit List erstieg und einnahm. Vorher hatten schon Räuber darauf gehaus't, und nun kam wieder einer dahin; denn Hartwig setzte dieses Handwerk fort, plünderte in der Nachbarschaft alles aus, raubte dem Landmann das Vieh, und trieb es in seine Burg. Herzog Heinrich III. von der Braunschweig-Lüneburg-Grubenhagenschen Linie vernahm aber nicht so bald dieses Unwesen, als er davor rückte, sie eroberte, und mit eigner Mannschaft besetzte. Als aber im Jahre 1486

der Bischof Berthold von Hildesheim mit der Stadt Hildesheim in Streitigkeiten gerieth, welche in Krieg übergingen, mehrere Städte, auch Goslar, der Stadt Hildesheim beistanden, und der Herzog Wilhelm der jüngere von Braunschweig dem Bischof überhalf, so fiel es den Goslariensern ein, sich deshalb am Herzöge auf die Art zu rächen, daß sie während jenes Krieges die Harzburg berennten, einnahmen, und die Besatzung mit sich nach Goslar führten. Diesen Streich mußten sie aber theuer bezahlen; denn Heinrich rückte mit 400 Reitern vor Goslar, nahm 450 Einwohner als Geißeln mit, und lieferte diese nicht eher wieder aus, als bis sie die Summe von 12000 Gulden erlegt hatten.

Im dreißigjahrigen Kriege diente die Harzburg verschiedenen Partheien zum Aufenhalte. So lag 1626 der dänische Hauptmann von Wildenstein darin, und stellte, von da aus datirt, der Bergstadt Altenau auf dem Harze unterm 15ten Mai einen Schutzbrief aus. Im Jahre 1654 wurde die Harzburg zum dritten und letzten Male niedergerissen, und zwar auf folgende Veranlassung: Schon seit vielen Jahren stand auf dem Altar der Kirche auf der Harzburg ein Marienbild, das der Ruf wunderthätig gemacht hatte. Es heilte Krankheiten und Gebrechen, machte sehend, hörend, gehend, und dergleichen mehr. Das Volk aus der Nähe und aus der Ferne besuchte es häufig, und die Kirche, so wie der Pförtner, standen sich nicht schlecht dabei; denn ersterer mußte nach vollbrachtem Gebete vor dem Bilde etwas Geld geopfert, auch mußte das schad-

hafte und gebrechliche Glied des Leibes in Wachs geformt, und Letzterm für den Einlaß ein Trinkgeld gereicht werden. Was Wunder, daß man den gemeinen Mann in seinem Glauben bestärkte, alles that, das Wunderding in Ansehen zu erhalten, und vorgab, daß das am Saume des Kleides befindliche Bild des Abgottes Krodo jene heilende Kraft besitze. Allein, es fand sich bald ein zweiter Karl der Große, ein zweiter Zerstörer der Abgötterei, nemlich Herzog August von Braunschweig. Er ließ 1654 das Marienbild wegnehmen, die geopferten wächsernen Beine, Nasen, Ohren, Köpfe, Hände, und wer weiß was noch für Glieder, verbrennen, und, um dem Spuk für immer das Garaus zu machen, die Harzburg gänzlich abtragen und der Erde gleich machen. Seit dieser Zeit hat nie wieder hier eine Burg gestanden, und die wenigen Ruinen, welche wir noch jetzt sehen, sind daher die des dritten, vor nunmehr hundert und sechzig Jahren zerstörten Schlosses.

* * *

Müllers Streifereien in den Harz, 1ster Bd. — Galletti's Thüringische Geschichte. — v. Rohrs Merkwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes. — Honemanns Alterthümer des Harzes. — Eigene örtliche Bekanntschaft.

In Merians Topographie ist eine Abbildung der Harzburger Ruinen, die aber, da sie damals schon unbedeutend waren, wenigen Werth hat.

16.

B e r n e c k.

Das Irdische vollendet seinen Lauf;
es richtet an den wüsten Trümmern
der eingesunknen Zeit die Ewigkeit sich auf.

Tiedge.

16.

B e r n e c k.

Im Fürstenthume Baireuth, an der Straße von Baireuth nach Hof, liegt zwischen Bergen des Fichtelgebirges das kleine Städtchen Berneck eingezwängt. Wild und romantisch ist seine Umgebung, und den Bewohner des flachen Landes überfällt eine heimliche Furcht, wenn er an den Felsenwänden vorübergeht, die, seiner Meinung nach, jeden Augenblick einstürzen müssen. Ungemein erhöht wird das Romantische dieser Gegend durch die Ruinen des Schlosses Berneck, oder vielmehr der Schlösser — denn es sind ihrer zwei —, welche dicht über dem Städtchen auf einem abgesondert stehenden Felsen, der Schloßberg genannt, liegen. Ganz vorn am Abhange des Berges liegt das erste, oder das alte Schloß Berneck. Ein hundert Fuß hoher viereckiger Thurm, dessen feste Bauart der Zeit und Witterung schon seit Jahrhunderten trotzt, ist noch übrig. Er ist fast ganz unversehrt, hat unten keinen Eingang, aber in der Mitte eine große Oeffnung, zu welcher man wahrscheinlich durch eine Fallbrücke vom Hauptgebäude aus gelangte. Um ihn her liegen die Reste von den Wohn-

gebäuden und den Mauern, die sie umgaben, zwischen welchen die Betriebsamkeit der Bernecker Einwohner kleine Kohlgärten angelegt hat. Durch diese Spuren menschlichen Wirkens und Fleißes wird der finstere Eindruck, welchen dieß Bild der Vergänglichkeit, dieser Ort der Einsamkeit und Ruhe beim Wanderer erzeugt, in etwas gemildert.

Die Anlage der Burg war vortrefflich gegen jeden Ueberfall gesichert, denn von allen Seiten umgaben sie Mauern und Wälle, wo der steile Abhang des Berges nicht schützte; aber ganz ohne Ebenmaaß, und so, wie es die Form der Bergfläche vorschrieb, war sie erbauet. Hinter ihr, auf demselben Bergrücken, nur weit höher, liegen die Ruinen des zweiten Berneckschen Schlosses, der Burgstall, Neuenwallenrode oder Hohenberneck genannt. Sie sind ziemlich beträchtlich, und zeigen noch deutlich eine weit künstlichere und zierlichere Bauart, und weit mehr Ebenmaaß, als bei dem Schlosse. Vorn am Eingange steht ein Thorhaus mit einem Portale. Ueber diesem findet man noch das Wappen der Familie von Wallenrode, von welcher wir weiter unten mehr hören werden. Von dem Hauptgebäude, das ein längliches Viereck bildete, stehen noch die vier Wände, theils mehr, theils weniger beschädigt. Um dasselbe herum standen drei runde und ein viereckiger Thurm. Drei davon sind fast der Erde gleich, der vierte, der stärkste und vermuthlich auch der höchste, hat 30 Fuß im Durchmesser, und steht noch 30 Fuß aus der Erde heraus. Ungeachtet dieser Höhe wachsen doch in

seinem Innern, das nie ein Sonnenstrahl erleuchtet, Hollunderbüsche und Farrenkraut. Oben, nach dem darüberliegenden Berge zu, wo die Burg am wenigsten durch die Natur gesichert war, war außer dem Schloßgraben noch ein doppelter Wall und Graben vorgezogen, welche noch deutlich zu sehen sind.

Zu beiden Schlössern gehörte eine Kapelle, welche zwischen ihnen, höher als das vordere, und niedriger als das hintere Schloß liegt, jetzt aber auch verfallen ist. Ihre Anlage ist ziemlich regelmäßig. Die vordere Seite, an welcher in der Mitte das Thor angebracht ist, hatte man auch zugleich zur Vertheidigung bestimmt. Sie hatte deshalb auch keine Kirchenfenster, an deren Stelle aber vier viereckige Steine, deren jeder drei Schießlöcher hat. Rechts über dem Thore ist eine steinerne Tafel, mit einem kleinen steinernen Wetterdache bedeckt, eingemauert, auf welcher man folgende eingehauene Worte lies't:

„Da . man . zahlt . nach . Christi . geburt .
„M.CCCC.LXXX . jar . am . sanct . yurage . abent .
„durch . reit . von . wallenrod . ist . der . erst . steyn .
„an . disse . capellen . gelegt."

Ueber dem Thore ist ein Postament in die Mauer eingefügt, auf welchem ehemals ein Marienbild stand. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verschwand es in einer dunkeln Nacht, wohin? ist unbekannt. Weniger wahrscheinlich ist es jedoch, daß es gen Himmel als vielmehr zur Erde fuhr. Lustige Buben oder Bigotismus entführten die Patronin dieser Kirche, welche es geduldig

zulassen mußte. Die Kapelle theilte sich, wie man noch sieht, in Schiff und Chor. Neben dem Chor war die Sakristei, und aus dieser gelangte man in das Pfaffenhaus, oder in die Wohnung des Burgkaplans, die aber jetzt der Erde ganz gleich ist.

Dieß sind die drei Ruinen der Berneckschen Schlösser auf dem steilen Schloßberge, dessen Fuß die Oelsnitz und der Knoden bespült. Kühn drangen bei ihrer Anlage die Erbauer durch manche Schwierigkeiten, um zu ihrer Sicherheit Werke hinzustellen, deren Ueberreste unsere Enkel noch erblicken werden. Wer diese Erbauer waren, welche Schicksale ihre Werke hatten, wollen wir nun, so weit der Blick in die Geschichte vergönnt ist, sehen.

Es ist eine zu großer Wahrscheinlichkeit gebrachte Vermuthung, daß die Wenden in dieser Gegend den Donnergott Perun verehrten, aus welchem Namen, und der unter den slavischen Nationen nicht ungewöhnlichen Endsylbe ec, Perunec, dann in der verstümmelten Volkssprache, welche nicht selten Wörter zusammenzieht, Perneck oder Berneck wurde. Die vielen wendischen Namen um Berneck herum beweisen, daß sich diese Nation hier auch niederließ. Vielleicht daß von ihnen die alte Burg Berneck zu ihrer Sicherheit angelegt wurde. Ihre Bauart, das ausgenommen, was in spätern Zeiten hinzugekommen seyn mag, trägt auch zu deutliche Spuren eines grauen Alterthums. An einem Paß, in einer wasserreichen Gegend, auf einer Höhe, welche von höhern Bergen gedeckt war, aber doch durch ihren Thurm in viele umliegende Gegen-

den Aussicht verstattete, war diese Veste gewiß vortheilhaft angebracht. Vielleicht nannten sich die ältesten wendischen Burgmänner von Berneck, nur daß das erste Geschlecht nicht fortdauerte. Die Wenden wurden allmählig vertrieben, die sorbische Mark hörte auf. Es entstand die Herrschaft Plassenberg. Berneck sammt dem Städtchen wurde mit dazu geschlagen, und kam folglich auch an die Herzöge von Meran, und aus Otto's II. Erbschaft im Jahre 1248 an die Grafen von Orlamünde. Die Burgmänner, welche bisher die Veste bewohnten, sind eben so unbekannt als die ersten Amtleute, welche vermuthlich schon die Herzöge von Meran und Grafen von Orlamünde hersetzten, um die herrschaftlichen Einkünfte zu besorgen und Gerechtigkeit zu handhaben; denn Kriegsunruhen und Brände vernichteten alle Nachrichten. Durch Erbverbrüderung und Kauf kam Berneck 1338 an die Burggrafen Johann II. und Albrecht den Schönen. Unter ihrer Regierung wurde Berneck ein besonderes Amt, und das Schloß die beständige Wohnung des burggräflichen Amtmanns. 1406 versetzten sie es an die Brüder Arnold und Hans von Wallenrode, wahrscheinlich aus Mangel an Gelde, das damals schon, wie noch jetzt, die großen Herren bei den kleinern oft suchen mußten. 1431 im Hussitenkriege litt es sehr. Nach der Zeit findet man wieder besoldete Amtleute darauf, woraus zu erhellen scheint, daß es wieder eingelöst seyn mußte. Im zweiten baierschen Kriege des Kurfürsten Albrecht Achilles mit dem Herzoge Ludwig in Baiern, dem Reichen, wurde es von den Böhmen, als

Bundesgenossen der Baiern, fast ganz zerstört. Hernach wurde es zwar wieder aufgebauet, als aber der Amtmann zu Berneck den Burgstall bezog, so verfiel es. Bei seiner ungemein festen Bauart würde jedoch gegenwärtig noch mehr daran zu sehen seyn, wenn es nicht in dem Kriege Albrechts des Streitbaren, wo man sich seiner zur Vertheidigung bediente, durch die bundesständischen Völker äußerst beschädigt worden wäre.

Der Burgstall oder die Burgwohnung — denn Stal oder Stall hieß ehedem so viel als Wohnung — wurde aller Wahrscheinlichkeit nach von den Herzögen von Meran angelegt, um dadurch die vordere Burg, der zwar nicht von vorn, wohl aber vom höher liegenden Theile des Berges beizukommen war, desto mehr zu sichern. Diese neue Burg hieß Hohenberneck, weil sie, wie oben erwähnt, höher als die alte Burg lag. Im Hussiten- und baierschen Kriege mochte sie sehr mitgenommen seyn. Kurfürst Albrecht von Brandenburg verlieh sie daher im Jahre 1478 an Veit von Wallenrode, unter der Bedingung, sie wieder aufzubauen und zu bewohnen. Aus unbekannten Ursachen geschah dieß indessen erst nach 1485. Veit von Wallenrode, der auf seinen Reisen nach Palästina eine bessere Bauart kennen gelernt hatte, gab ihr nach damaliger Art viel Schönheit und Festigkeit, wovon man noch in den Ruinen Spuren entdecken kann. Er nannte sie nach sich Neuwallenrode. Noch vor vollendetem Bau starb er aber. Seine Nachkommenschaft bestand in drei Töchtern, welche 1499, mit lehnsherrlicher Einwilligung,

dieses Gebäude an Albrecht von Wirsberg, Amtmann zu Stein, für 1250 rheinische Gulden verkauften. Der neue Besitzer bauete es nun vollends fertig, überließ es aber zwei Jahre nachher an den Markgrafen Friedrich zu Brandenburg-Kulmbach für 2000 rheinische Gulden.

Nun erhielt es wieder den Namen Hohen-Berneck, und wurde die Wohnung des herrschaftlichen Amtmanns, der bis dahin in der alten Burg gewohnt hatte. Sie wurde noch mehr verschönert, ja sogar mit einer eigenen Wasserleitung versehen. Theils die Unbequemlichkeit des Weges, theils die darauf erfolgten verwüstenden Albertinischen Unruhen, mochten wohl die Ursache seyn, daß die Amtleute in der Folge ihre Wohnung unten im Städtchen Berneck nahmen. Es ging daher, weil es nicht mehr unterhalten wurde, nach und nach ein, und jetzt steht nur noch die überaus dauerhaft gebaute Hauptwand des Schlosses, nebst einem beträchtlichen Ueberrest der Mauer, die es umgab.

Zugleich mit dem Schlosse ließ Veit von Wallenrode zwischen den beiden Schlössern auch eine Kapelle erbauen. Das Geschlecht der Wallenrode, welches sich durch ritterliche Tugenden, so wie durch Frömmigkeit auszeichnete, hatte zwar schon zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts in der Pfarrkirche zu Berneck der Mutter Maria zu Ehren eine eigene Messe gestiftet; Veit machte sich aber um die Frau Maria noch verdienter. Er mochte auf seinen zwei Reisen nach dem gelobten Lande, vielleicht auch zu Hause, die Bemerkung gemacht haben, daß die Schönen

gern allein glänzen, und fand es daher unhöflich, daß seine Eltern die heilige Jungfrau mit dem Sankt Nikolaus, dem Patron der Pfarrkirche, in Verbindung gesetzt hatten. Hierdurch veranlaßt, erbauete er im Jahre 1480 eine Kapelle, wo ihr allein gedient werden konnte. Ein Volksmährchen giebt indessen noch einen andern Bewegungsgrund zu dieser Erbauung an. Veit soll sich nemlich auf seinem Zuge nach Jerusalem angemerkt haben, wie viel Schritte es von dem Richthause zu Jerusalem bis an die Schädelstätte waren. Bei seiner Zurückkunft habe er gefunden, daß es von der Mainbrücke bis an den Platz, wo die Kapelle steht, gerade so viel Schritte waren, daher er sie hier hinbaute. Welche lustige Sprünge machen nicht Volksmährchen! Indessen ist es doch nicht so ganz unwahrscheinlich, denn solcher Mißgeburten religiöser Schwärmerei findet man mehrere. So z. B. sieht man noch jetzt vor dem Kielschen Thore der Stadt Sangerhausen in Thüringen zwei steinerne Säulen, welche ein Ludwig von der Asseburg 1557 aufrichten ließ, um damit die Länge des Weges anzudeuten, auf dem Christus sein Kreuz selbst tragen mußte, wovon er das Maaß auch mit aus dem gelobten Lande zurückgebracht hatte.

Veits drei Erbinnen behielten beim Verkauf des Schlosses das Kapital, für dessen jährliche Zinsen der heiligen Jungfrau ewige Messen gelesen werden sollten, für sich, indem sie es besser anzuwenden glaubten. Wer möchte auch hierunter, ohne dem schönen Geschlecht zu nahe zu treten, einen andern Beweggrund suchen wollen! Dieser

Mangel an Gelde zum Messelesen und die Reformationszeit bewirkten daher den allmähligen Verfall der Kapelle.

Uebrigens sind die Berneckschen Schlösser, wie auch ihre Geschichte schon lehrt, nicht unter die Reihe der Raubschlösser zu setzen, indem sie immer die friedliche Wohnung der Beamten waren.

* * *

Ruinen merkwürdiger Gegenden und Alterthümer des fränkischen Kreises, 1stes Heft: die Gegend von Berneck, von J. G. Hentze, Baireuth, 1790. 4.; und: Ruinen, Alterthümer und noch stehende Schlösser auf und an dem Fichtelgebirge (von Helfrecht), Hof, 1795. 8., sind die Quellen, aus denen ich die vorstehenden Nachrichten geschöpft habe. In ersterm findet man zwei perspektivische Ansichten des Städtchens und der Ruinen von Berneck, in letzterm eben solche Ansichten der Schlösser und der Kapelle, wie auch Grundrisse von allen dreien. In ästhetischer Hinsicht haben sie wenigen Werth, sie geben aber ein deutliches Bild von den Ruinen, welche wohl werth wären, durch die Hand eines Künstlers dargestellt zu werden; denn die zwei Blätter, welche Küffner in 4. lieferte, lassen auch noch manchen Wunsch übrig.

17.

Strausberg.

Dort wirbelten Dirnen im Prunksaal hinab,
hier tönten die Becher mit Wein.
Der Prunksaal zertrümmert, die Dirnen im Grab,
die Wind' ihre Asche zerstreun.

F. G.

17.

Strausberg.

Es wird mir recht schwer, die Fülle von heiligen reinen Empfindungen und Gefühlen in mich zu verschließen, welche die Erinnerung an Strausbergs Ruinen so lebendig in mir hervorrufen, welche die lieblichen Bilder aus einer recht frohen Zeit meines Lebens mir wieder mit allen seinen Reizen vorhalten, indem ich hier den Namen Strausberg niederschreibe. Hier war es, wo ich einst die glücklichsten Stunden meiner ernstern Jugend verlebte. Hier, mitten unter dem verfallenen Gemäuer, saß ich oft, im traulichen Zirkel einer achtungswerthen Familie, auf einer Ruhebank, die sie Sanssouci nannte, und von wo man der lieblichsten Aussicht in die Ferne genoß. Hier saß ich öfters noch an der Seite eines Freundes, für den mein ganzes Ich durchglühte, mit dem ich schwärmte in Plänen für unsere Zukunft, mit dem ich schwärmte im reinsten Genusse unseres lieben Bundes. Hier erschien mir die Erde voll ihrer Menschen im rosenfarbenen Lichte, die Heiligkeit der Freundschaft im klärsten Schein. Der Zauber der vor uns ausgebreiteten Landschaft, der Zauber der roman-

tischen Burgruine um uns her, und eine reiche lebendige Phantasie, voll Ahnung und Sehnsucht nach entlegenen Zielen, ach! wohin versetzten uns diese nicht, welche süße Träume goß diese in die leichten Stunden! — Selige, glückliche Augenblicke waren das! O Erinnerung, führe sie mir nicht oft zurück, denn — sie sind dahin und nie kehren sie wieder, nie. Der Schauplatz hat sich geändert. Der Blick auf sie, auf jene verschwundene Zeit der Jugend und Unbefangenheit ist bittersüß, ist wehmüthig stimmend. Zerflossen sind sie, jene Gebilde, jene Träume der Jahre des arglosen Frohsinns, zerflossen in der wirklichen Welt, im Leben unter Menschen — wie sie sind. Verhältnisse und Zeit haben den Zauberspiegel, in dem ich damals alles um mich her erblickte, zerbrochen, und mit gepreßtem Herzen sehe ich hin auf seine Trümmern.

Doch — zu viel schon der Worte für mich und nur für Wenige noch!

Die Ruinen des Schlosses Strausberg liegen im Fürstenthume Schwarzburg, Rudolstädtischen Antheils, im Amte gleiches Namens; Nordhausen ist drei, Sondershausen zwei Stunden davon entfernt.

Der Erbauer desselben ist unbekannt, seine frühesten Besitzer waren aber die Grafen von Kirchberg, welche das eine halbe Stunde davon gelegene Schloß Kirchberg bewohnten. Von ihnen bekam es im 13ten Jahrhunderte die reiche und ansehnliche Familie Kämmerer pfandweise in Besitz, welche sich nach ihren verschiedenen Besitzungen

bald Kämmerer von Mühlhausen, Kämmerer von Almenhausen, Kämmerer von Strausberg u. s. w. nannten. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts traten diese das Schloß an die Grafen von Hohnstein, wahrscheinlich kaufweise, ab. Zwischen den Jahren 1308 und 1320 geschah dieß zuverlässig, denn unter noch vorhandenen Urkunden schrieben sie sich im Jahre 1308 Herren von Strausberg, und 1320 vormalige Herren von Strausberg. Auch findet man, daß sich schon 1324 Graf Dietrich III. von Hohnstein Herr von Sondershausen und Strausberg schrieb, und sein Sohn Heinrich III. auf dem Schlosse Strausberg oft residirte. Dieser Graf Heinrich starb 1356 nach Ostern ohne männliche Erben. Da er mit seinen Schwiegersöhnen, den Grafen Günther XXV. und Heinrich XVI. von Schwarzburg einige Jahre vorher ein vom Kaiser auch bestätigtes Successionspactum errichtet hatte, so fiel nach seinem Tode die Herrschaft Sondershausen und Strausberg an diese.

Graf Heinrich liebte Strausberg sehr. Das dabei gelegene Dorf, wovon man jedoch gegenwärtig nichts mehr sieht, suchte er auf alle Art zu heben. Mit Kaiser Karls IV. Erlaubniß und Bestätigung wandelte er es in einen Marktflecken um, und erhielt darüber, so wie über das dazu gehörige Gebiet, die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand, ohne weitern Einfluß der kaiserlichen Vögte. Auch das Schloß wurde von ihm verbessert und vergrößert.

Siebzehn Jahre lang war er aber nur Besitzer davon, denn 1373 starb er, und seine Länder fielen an seine

Vettern. Diese errichteten im Jahre 1419 einen Erbvertrag mit dem Grafen zu Stolberg und Wernigerode, in welchem sie eine wechselseitige Succession in ihren Besitzungen verabredeten. Da nun der Erzbischof von Mainz Lehnsherr verschiedener in diese Erbverbrüderung mit eingeschlossener Oerter und Schlösser war, so war dessen Einwilligung dabei nöthig. Diese zu geben, weigerte sich derselbe auch nicht; er belieh alle diese Grafen zur gesammten Hand mit seinen Lehnen, begab sich zugleich gewisser Ansprüche, die er auf das auch Schwarzburgsche Städtchen Heringen in der goldenen Aue, jetzt der Schwarzburg-Rudolstädtischen Linie gehörig, hatte jedoch alles dieß unter der Bedingung, daß dafür Strausberg und der Ort Keula, der gegenwärtig der Schwarzburg-Sondershäusischen Linie gehört, bei dem Stifte Mainz zu Lehn gehen sollten. Dieß wurde zugestanden, und seitdem war Strausberg ein mainzisches Lehn.

Sowohl die Grafen von Hohnstein als die von Schwarzburg hatten stets Burgmänner oder Burgvögte auf Strausberg, welche in ihrer Abwesenheit für die Vertheidigung desselben Sorge tragen mußten. Die vornehmsten davon waren die von Werther, von Germar, von Wittern, von Tütcherode, von Wurmb, von Gleichen u. s. f.

Bis zum Jahre 1465 fiel nichts Bedeutendes in der Geschichte Strausbergs vor. Da aber wurde es mit allem, was dazu gehörte, den Dörfern Immenrode, Kirchberg, Wangen, Strausberg und Wolkramshausen von dem

dem Grafen Heinrich dem 31sten, an Bethmann von Tütcherode, der wahrscheinlich damals eben Burgvogt des Schlosses war, für 500 Mark Silber wiederkäuflich abgetreten. Zugleich wurde festgesetzt, daß, wenn der von Tütcherode ohne Leibeserben stürbe, Lutze Worm (von Wurmb) in dem unter Strausberg liegenden Dorfe Großen-Furra (jetzt preußisch) ganz in seine Stelle treten, jedoch verbunden seyn solle, gegen Erlegung der Hälfte obiger Summe sämmtliche Besitzungen wieder zurückzugeben. Was den Grafen Heinrich bewegen mochte, diese Veräußerung vorzunehmen, sagt die Geschichte nicht. Wahrscheinlich aber brauchte er Geld, das in den damaligen Zeiten nicht anders zu erhalten war, als wenn man Land und Leute dafür versetzen konnte.

Graf Günther von Schwarzburg lös'te 83 Jahre nachher Strausberg wieder ein. Er muß aber auch nicht in besondern Umständen gewesen seyn; denn er mußte, um dieß zu bewerkstelligen, 1800 Gulden erborgen. Nach dieser Zeit ist es nie wieder in fremden Händen gewesen, sondern immer beim Hause Schwarzburg geblieben.

In einer Theilung der Grafen, welche 1552 geschah, erhielt Graf Wilhelm das Schloß Strausberg. Seine Residenz war in Frankenhausen, aber er hielt sich oft, besonders im Sommer, mit seinem Hofstaat auf dem Strausberge, dem er sehr gewogen war, auf. Im Jahre 1584 ließ er das ganze Schloß repariren, was noch jetzt die Jahrzahl über dem Eingange des mittelsten Gebäudes beurkundet, und starb auch daselbst im Jahre 1598. Seit-

dem hat keiner der nachfolgenden Besitzer wieder hier gewohnt, noch sich daselbst lange Zeit aufgehalten. Jetzt gehört es der Rudolstädtschen Linie des Hauses Schwarzburg.

Zwar ist es nicht ganz verfallen, alle Gebäude sind auch noch mit Dächern versehen, aber die alles zerstörende Zeit hat schon vieles mürbe gemacht; und da ihm alle Fenster mangeln, so ist es den Verwüstungen des Wetters ganz ausgesetzt. Schade ist es, daß man seinem Untergange nicht Einhalt thut, denn die Aussicht aus den obern Gemächern ist überaus lieblich und reizend. Man sieht die ganze Kette der Harzgebirge, den Brocken, und nächst mehrern Dörfern die Stadt Nordhausen vor sich. Auf den übrigen Seiten wird es von Waldungen umgeben; denn es liegt zwar auf einem hohen langen Gebirge, aber nicht dicht am Abhange desselben, sondern mehr zurück, so daß es nur durch ein enges tiefes Thal, zwischen zwei hohen Bergen hindurch, jenen freien Blick hat. Aber eben dieser beschränkte Gesichtskreis, diese Verborgenheit im Gebirge, giebt der Aussicht einen melancholisch-sanften Charakter. Wer in stiller Abgeschiedenheit, entfernt vom Getümmel der Welt, einsam und still leben wollte, für den wäre das Schloß Strausberg ein passendes Plätzchen.

Der Gemächer sind noch viele. Ein großer Saal mit Resten von Malereien, und eine kleine Kirche, worin noch jetzt von dem Prediger des Dorfes Immenrode alle vierzehn Tage Gottesdienst gehalten wird, sind die erhaltensten Theile darin. Diese Kirche stifteten die Grafen

von Hohnstein. Sie war reichlich dotirt, hatte einen eigenen Prediger, mehrere Hufen Land, Zinsfrüchte, und besaß auch das noch vorhandene Vorwerk beim Schlosse Kirchberg. Bis zur Reformation stand sie unter der geistlichen Inspektion des Erzbischofs zu Mainz, und seines Archidiakonus, des Probsts zu Jechaburg, welches Kloster eine gute Stunde davon lag. Graf Wilhelm von Schwarzburg, der eine Betschwester zur Frau hatte, ließ, auf Veranlassung ihrer unersättlichen Bigotterie, diese Kirche ganz neu einrichten, einen Altar und einen Taufstein aus Muschelmarmor, welchen man nicht weit vom Schlosse brach, verfertigen, und auch eine neue Kanzel bauen. Noch jetzt sieht man in einem der Fenster die gemahlten Wappen Wilhelms und seiner Ehefrau nebst ihrem Namen, und hinter dem Altar stehen folgende Chronostichen:

hIC DIVInae aeDeM trIaDI pIetate ſaCraVIt
sLICorVM VIVVM stIrpIs eLysſa DeCVs.

Elisabeth war eine Gräfin von Schlicken. Ferner:

qVIsqVIs es aVDItor VerbI, sI ConCIo sana,
perCIpIas Vera CoeLICa Verba fIDe.

Der veralteten Spielerei zu Folge findet man in den ersten beiden Zeilen die damalige Jahrzahl der Welt, und in den letzten die Jahrzahl der christlichen Zeitrechnung 1590, wo diese Wiederherstellung der Kirche vorgenommen war.

Um die Außenseite des Schlosses läuft ein tiefer, in den Felsen gehauener Graben, über welchen vordem eine Zugbrücke führte, jetzt aber eine fest liegende angebracht

ist. Im Hofe steht ein hoher, runder, wohlerhaltener Thurm, auf dessen Spitze sich noch eine Fahne dreht. Der ehemalige Ort Strausberg ist verschwunden, aber dicht neben dem Schlosse liegt ein fürstliches beträchtliches Gut gleiches Namens.

* * *

Der historischen Nachrichten lieferte Müldeners Beschreibung einiger Bergschlösser in Thüringen, Leipzig, 1752. S. 71; die örtlichen Angaben meine genaue Bekanntschaft mit Strausberg.

18.

Nordeck

bei Marburg.

Schweigen ruh't in der Burg; den Hain durchjubeln nicht mehr Hörner der Jagd: nur im Geklüfte tönt die Klage der Eul' und auf den Zinnen Rabengekrächze.

18.
N o r d e c k.

Drei Stunden von Marburg erhebt sich eine waldige Anhöhe, der kalte Steg genannt, auf deren Gipfel das Schloß Nordeck lag. Noch sieht man davon eine hohe Warte und einzelne Ruinen. Die Mauern der erstern sind zehn Werkschuh dick. Inwendig findet man Spuren einer bis oben hinauf gehenden Wendeltreppe. Einer der letzten Inhaber des Schlosses, der im Jahre 1794 verstorbene Geheimerath von Rau, ließ einmal in den Boden dieser Warte graben, fand aber nichts als Skelette und Knochen von Menschen, die vielleicht auf die traurigste Art ihr Leben in diesem Kerker geendet hatten. Neben der Warte steht ein noch bewohnbares Gebäude, dessen gothische Bauart beurkundet, daß es aus spätern Zeiten abstamme, und kein Theil der alten Burg war. Auch giebt eine Inschrift über der Thür des Flügelgebäudes den Freiherrn Philipp Adolph von Rau, den Stifter der Nordecker Linie, als den vermuthlichen Wiederhersteller und Verbesserer des Gebäudes, und darunter den 18ten März des Jahres 1675 an. Aus den Fenstern dieses Gebäudes übersieht man eine schöne Landschaft, reich an den mannichfaltigsten Abwechselungen. Gegen Mittag liegt im Vordergrunde das Dorf Nordeck nebst mehrern Mühlen, weiterhin andere Dörfer. Das Flüßchen, die Lumde, schlängelt sich durch ein Thal, und in der weite-

sten Ferne ragt das unter dem Namen des Vogelberges bekannte Gebirge hervor. Gegen Abend sieht man das Städtchen Allendorf an der Lumde, und gegen Mitternacht einen steilen mit Wald bewachsenen Felsen, der braune Stein genannt, von welcher schauerlicher Nord-Ecke das Schloß den Namen erhalten haben soll.

Beim gänzlichen Mangel an glaubwürdigen Nachrichten läßt sich durchaus keine zusammenhängende, sondern nur Bruchstücke der Geschichte des Schlosses Nordeck liefern. Dieß sind folgende:

In alten Zeiten machte Nordeck mit dem übrigen Londorfer Grunde eine eigene Herrschaft aus. Die Grenzen derselben lassen sich aber nicht mehr genau bestimmen. Ihre Besitzer, die Herren von Nordeck, waren Reichsherren oder Dynasten. Nordeck scheint der Hauptsitz dieser Dynastie und das ursprüngliche Stammhaus des Geschlechts derer von Nordeck, das jedoch längst erloschen ist, gewesen zu seyn.

Die Geschichte des Londorfer Grundes nebst Nordeck reicht bis in die frühesten Zeiten hinauf. Volkssagen und eine geschriebene Chronik melden zwar, daß Karl der Große seine beiden Waffenträger Childebert und Ohlhard damit beschenkt habe, welche Nordeck und das unweit davon im Thale gelegene Schloß Rabenau erbauet hätten; allein das sind unerweisliche Behauptungen. Erbliche Namen hatte man zu jener Zeit noch gar nicht, und an gültigen Urkunden fehlte es ganz. Solche Erzählungen entstanden meist in einer Periode, wo man das Verdienst des Adels nur nach Jahrhunderten abmaaß, und

ihm Vorfahren aus einer Zeit andichtete, die für uns ein undurchdringliches Dunkel bleiben wird. Vielleicht war Nordeck eine von den Herrschaften, welche Karl der Große in Deutschland angeordnet hatte, deren jeder er einen Landrichter oder Grafen vorsetzte. Diese Landrichter machten sich in der Folge zu erblichen Herren solcher Distrikte: und daher kann jene Fabel entstanden seyn.

Der erste Herr von Nordeck, von dem mit Gewißheit etwas gesagt werden kann, hieß Thiemo, und lebte ums Jahr 1080. Seine Gattin war Hildegard, Gräfin von Thüringen, eine Tochter Ludwigs des Bärtigen. Vielleicht war er einer von den duodecim militaribus, die mit Ludwig dem Bärtigen auf gut Glück nach Thüringen kamen, wovon bei der Geschichte der Schauenburg am Thüringer Walde mehr erzählt werden wird *). Im Oktober 1336 wurde Nordeck mit 300 Mark Silbers dem Landgrafen Herrmann von Hessen, dem Sohne Otto's I., einem jüngern Bruder des regierenden Landgrafen Heinrichs des Eisernen, von diesem zur Appanage eingeräumt, und Herrmann schlug seinen Wohnsitz da auf. Er besaß es bis an seinen Tod, 1367, und ward gewöhnlich Herrmann von Nordeck genannt. Nach seinem Tode fiel es an Heinrich den Eisernen zurück, der es einige Jahre darauf nebst dem Städtchen Allendorf an Herrmann Schutzbar, genannt Milchling, zur Belohnung treuer Dienste, und weil er ihm 5654 Pfund Heller geliehen, womit er Homburg von den von Riedeseln wieder eingelös't hatte,

*) im 4ten Bande.

gab. In der Zeit von 1395 bis 1427 scheint es wieder von dieser Familie abgekommen zu seyn. An wen es aber nun gelangte, ist unbekannt. Eben so wenig weiß man, zu welcher Zeit Nordeck an die Familie von Nordeck, welche jedoch nicht von der ältern Familie dieses Namens abstammt, oder wann es an die Familie von Rau zu Holzhausen, welche es gegenwärtig besitzt, gekommen ist, oder ob und wie lange diese beiden Familien zugleich im Besitze desselben gewesen sind.

Die noch blühende Familie der von Nordeck zur Rabenau scheint, wie ich eben erwähnte, nicht von den ältesten Nordeckern abzustammen. Höchst wahrscheinlich waren sie anfänglich nur Burgmänner und Vasallen der alten Herren von Nordeck, welche die Burg Nordeck zu vertheidigen hatten, aber deswegen auch, wie im Mittelalter oft geschah, den Namen ihrer Lehnsherren, oder der Burgen, die sie vertheidigen mußten, mit angenommen haben. Aehnliche Beispiele liefern im Nassauschen die adeligen Geschlechter v. Nassau, v. Dietz, so wie in Thüringen die v. Beichlingen, v. Sangerhausen, v. Wiehe u. s. f., welche sämmtlich zum niedern Adel gehörten, Vasallen und Burgmänner der Grafen und Dynasten gleiches Namens waren, und die Namen ihrer Lehnsherren geführt haben.

* * *

Die Hessischen Denkwürdigkeiten von Justi und Hartmann, 1ster Bd. 1799, sind die Quelle, aus der Vorstehendes gezogen ist. Eine Abbildung der Ruinen ist mir nicht bekannt.

19.

Rötteln.

Seht ihr die zerstörte Veste
dort auf jenem Hügelrund?
Drohend starren ihre Reste
nach dem nahen Wiesengrund.
Den ergreift ein ängstlich Beben,
der allein die Kühnheit hat,
und in grauer Dämm'rung Weben
diesen ernsten Trümmern naht!

Justi.

19.

Rötteln.

Am Ufer des Rheinstroms und im Anfange des Wiesenthals, $2\frac{1}{2}$ Stunde von Basel und eine halbe Stunde von Lörrach im großherzoglich Badenschen Oberamte Rötteln, liegt die Ruine von Rötteln auf einem nicht sehr hohen fruchtbaren Berge. Ungeachtet dieser geringen Höhe des Berges hat man doch auf ihm eine vortreffliche Aussicht, besonders in das schöne Wiesenthal. Der dabei liegende kleine Ort Rötteln kommt schon ums Jahr 898 in einer Urkunde vor. Wann aber das Schloß erbaut ist, läßt sich nicht bestimmen. Im Anfange des eilften Jahrhunderts gehörte es schon Herren von Rötelein, von welchen 938 einer dem ersten Turnier in Magdeburg beigewohnt haben soll. Es waren stattliche Ritter, deren Besitzungen nicht gering gewesen zu seyn scheinen. Sie gehörten zu den angesehensten Familien, und waren mit vielen fürstlichen Häusern nahe verschwägert. Markgraf Rudolph I. von Hochberg-Sausenberg hatte eine Dynastin von Rötteln zur Gemahlin, daher er auch 1311, wo Walther von Rötteln ohne Kinder starb, die Herrschaft Rötteln mit des

Verstorbenen Oheim, Lutold, gemeinschaftlich erbte. Nach des Letztern Tode kam die Herrschaft ganz an die Markgrafen von Hochberg-Sausenberg, welche auch ihre Residenz aus dem alten Sausenberg in das angenehmere Rötteln verlegten.

Als diese Markgrafen ausstarben, fiel Rötteln an Christoph I., Markgrafen von Baden, von dem es noch mehr befestigt, vergrößert und verschönert wurde. Es bestand damals aus zwei festen Burgen, der obern und der untern. Die letztere hieß die Vorburg.

Nach der Theilung der Badenschen Lande, 1535, fiel es nebst der ganzen Herrschaft der jüngern Linie zu. Mehrere Markgrafen, besonders Georg Friedrich, residirten noch auf dem Schlosse.

In mehrern Kriegen wurde es belagert und eingenommen. 1333 belagerten es die Basler. Im Bauernkriege litt es auch sehr. Im dreißigjährigen Kriege wurde es 1638 vom Herzog Bernhard von Weimar erobert, weil es kaiserliche und lothringische Truppen inne hatten. Im Jahre 1678 eroberten es die Franzosen, sprengten und zerstörten es zugleich mit den Schlössern Badenweiler und Sausenburg, und seit dieser Zeit liegt es in seinen Ruinen, welche noch von seiner ehemaligen Größe und Schönheit zeugen. Im obern Schlosse findet man noch an zwei Orten über dem Portal des Wohngebäudes und über der Pforte des obersten Gebäudes das Badensche Wappen mit der Jahrzahl 1488. Auch am Hausthore der Meierei,

welche bei den Ruinen liegt, sieht man das Badensche Wappen mit der Jahrzahl 1494.

Das Erzhaus Oesterreich machte einmal Ansprüche auf die Lehnsherrlichkeit über dieses Schloß, und im Jahre 1371 ließen sich einige Markgrafen zu Insbruck vom Erzherzog Leopold damit beleihen; allein, nachher geschah dieß nicht wieder, und im Jahre 1741 entsagte Oesterreich diesem Rechte ganz.

Der Ort Rötteln war sonst ein bedeutender Marktflecken, und einer Stadt ähnlich; jetzt stehen kaum noch fünf bis sechs Häuser davon.

* * *

Geographisch-statistisch-topographische Beschreibung von dem Kurfürstenthum Baden.

Ende des ersten Bandes.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY



